This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

BUHR A
a39015 01809201 8b

Ferdinand der Zweite,

Römiſcher Kaiſer

und

ſeine Zeit.

Von

J. P. Silbert.

Wachtl N: 323.

Wien.

Druck und Verlag der Mechitariſten-Congregations-Buchhandlung.

1836.

N° XXIV 1.

DD
188
.S58

1032142-190

Seiner

kaiſerlichen, königlichen, apoſtoliſchen

Majeſtät

Ferdinand dem Erſten

Kaiſer von Oeſterreich,

König von Ungarn, Böhmen, der Lombardie und Venedig, von Galizien, Lodomerien und Illyrien ꝛc. Erzherzog von Oeſterreich, Herzog von Steyermark, Kärnthen, Krain,

ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Euer Majeſtät!

In tiefeſter Ehrfurcht, und mit den Gefühlen der innigſten Dankbarkeit nahe ich mich heute dem erhabenen Throne **Eurer kaiſerl. königl. apoſtoliſchen Majeſtät**, und wage es, an den Stufen desſelben ein Buch niederzulegen, von welchem ich zuverſichtlich hoffe, daß **Eure Majeſtät** dasſelbe eines gnädigen Blickes nicht unwerth halten werden, denn es enthält die Geſchichte eines der erlauchteſten Vorfahren **Eurer Majeſtät**, eines Kaiſers, deſſen Andenken Allerhöchſtdenenſelben theuer, und allen in der Geſchichte nur einigermaßen unterrichteten

Euer Majeſtät!

In tiefeſter Ehrfurcht, und mit den Gefühlen der innigſten Dankbarkeit nahe ich mich heute dem erhabenen Throne **Eurer kaiſerl. königl. apoſtoliſchen Majeſtät**, und wage es, an den Stufen desſelben ein Buch niederzulegen, von welchem ich zuverſichtlich hoffe, daß **Eure Majeſtät** dasſelbe eines gnädigen Blickes nicht unwerth halten werden, denn es enthält die Geſchichte eines der erlauchteſten Vorfahren **Eurer Majeſtät**, eines Kaiſers, deſſen Andenken Allerhöchſtdenenſelben theuer, und allen in der Geſchichte nur einigermaßen unterrichteten

jenigen verdanken, der ihm ſo gnädige Anerkennung wiederfahren ließ.

Das große Ereigniß, ſeit welchem nun bereits ein Jahr vorüber gegangen, das Ereigniß das die Weltgeſchichte mit blutigen Thränen aufgezeichnet hat, das Ereigniß, welches ganz Europa — doch was ſage ich Europa? Ich weiß ja wie viele Thränen deßhalb im fernſten Aſien gefloſſen ſind, das Ereigniß — Verzeihen **Eure Majeſtät**! ich vergaß, daß dieſer mein Schmerz auch der **Eurer Majeſtät** iſt. Ich erlaube mir denn blos zu erwähnen, daß dieſes bittre Ereigniß mich zu

tief gebeugt hatte, als daß ich vermocht hätte, sogleich zu bedenken, daß auch unser Verein verwaiset, daß auch er seines Allerhöchsten Gönners und Beschützers beraubt war. Doch nach ausgeweintem Schmerze hat meine Seele lindernden Trost gefunden. Der in Gott ruhende Landesvater hat uns seine Liebe als Vermächtniß hinterlassen.

Wer fühlt nicht die Bedeutung dieses inhaltschweren Vermächtnisses? Wer sollte dieses helltönende Wort nicht verstehen? **Seine Liebe hinterläßt Er uns!** und diese **Liebe**, die der Tod nicht tilget,

und das Grab nicht bedecket, lebt sie nicht fort, schützend und beglückend in dem Herzen Seines Sohnes? An das Herz des erhabenen Sohnes, weiset uns daher das Vermächtniß des in Liebe dahin scheidenden Vaters.

Mit zuversichtlichem Vertrauen folge ich dieser Weisung, und flehe in tiefester Demuth, daß Eure Majestät geruhen wollen, unserem — ich darf es sagen — nur die Ehre Gottes bezweckenden Vereine Allerhöchst Dero Gewogenheit und Gnade zu erweisen, damit er im Stande sey, auch fernerhin zur Erreichung sei-

nes heiligen Zieles fruchtbringend zu wirken.

Und da es mir nun einmal vergönnt iſt, zu **Eurer Majeſtät** zu reden, ſo kann ich die Stufen des geheiligſten Thrones nicht verlaſſen, ohne mit wenigen Worten die Gefühle und Empfindungen auszuſprechen, wovon mein Herz überfließt. Segen und Heil dem Herrſcher, Der uns ſo huldvoll errettet, ſo väterlich beglückt hat! Wir — ich ſpreche im Namen meiner Congregation — wir waren Flüchtlinge um des Glaubens willen, durch Feindſeligkeit und fanatiſchen Religionshaß aus unſerm Va-

terlande vertrieben, herumirrend ohne Heimath, ohne Obdach, ohne Schutz, der Hülfloſigkeit dahingegeben. Unter Oeſterreichs mildem Scepter fanden wir nicht allein Obdach und Nahrung, ſondern auch weithin ſich ausdehnenden Schirm. Oeſterreichs mächtiger Herrſcher vergönnte es uns, und leiſtete uns Vorſchub, Miſſionen zu bilden für Gegenden, die zwar außer dem Bereiche des kaiſerlichen Scepters liegen, die aber dem Herzen ſeiner Apoſtoliſchen Majeſtät nicht fremd waren.

Durch das hohe Anſehen das der Beherrſcher des Kaiſerreichs unter den übri-

gen Gewalthabern der Erde beſitzt, hat Allerhöchſtderſelbe meiner Congregation in ihre ferne Heimath den Weg gebahnt, für den Herrn der Herren zu arbeiten, und die Mitglieder meiner Congregation, welche unter dem Schutze Oeſterreichs zum Apoſtelamte gebildet worden, verdanken dem hohen Verewigten die Möglichkeit, Früchte in dem Weinberge des Herrn zu bringen, die in Ewigkeit fortdauern.

O gewiß! nicht als der Geringſte der Edelſteine, in der, dem höchſtſeligen Monarchen bereiteten Krone der Herrlichkeit,

wird jene heilige That erglänzen, durch welche einer zahllosen Menge meiner Landsleute das Heil ihrer Seelen, ja selbst die Ruhe und das Glück ihres irdischen Lebens gesichert ist.

Geruhen **Eure Kaiserliche Majestät** unserer Congregation Allerhöchst Dero Huld und Hort auch fernerhin angedeihen zu lassen, und nach dem Beispiele eines solchen Vaters, die Sache unseres heiligen Glaubens im Morgenlande zu schützen. Ich flehe darum jene Liebe an, die uns der hohe Verblichene als ein theures Vermächtniß hinterlassen, jene Liebe die

Eure Majestät Allerhöchstselbst uns bereits so oftmals erwiesen haben.

Nie wird unsre Dankbarkeit für die genossenen hohen Wohlthaten, erlöschen: nie werden wir aufhören für das Wohl **Eurer Majestät** und des ganzen erhabenen Kaiserhauses zu dem Geber und Vergelter alles Guten zu flehen! Und wenn wir auch hundertmal im Jahre auf unsern Altären das heilige unblutige Opfer für das Wohl und Heil **Eurer Majestät** darbringen, so werden wir nicht aufhören tausendmal alljährig dem Allmächtigen anzuflehen, daß er die Fülle Seiner

terlande vertrieben, herumirrend ohne Heimath, ohne Obdach, ohne Schutz, der Hülfloſigkeit dahingegeben. Unter Oeſterreichs mildem Scepter fanden wir nicht allein Obdach und Nahrung, ſondern auch weithin ſich ausdehnenden Schirm. Oeſterreichs mächtiger Herrſcher vergönnte es uns, und leiſtete uns Vorſchub, Miſſionen zu bilden für Gegenden, die zwar außer dem Bereiche des kaiſerlichen Scepters liegen, die aber dem Herzen ſeiner Apoſtoliſchen Majeſtät nicht fremd waren.

Durch das hohe Anſehen das der Beherrſcher des Kaiſerreichs unter den übri-

gen Gewalthabern der Erde beſitzt, hat Allerhöchſtderſelbe meiner Congregation in ihre ferne Heimath den Weg gebahnt, für den Herrn der Herren zu arbeiten, und die Mitglieder meiner Congregation, welche unter dem Schutze Oeſterreichs zum Apoſtelamte gebildet worden, verdanken dem hohen Verewigten die Möglichkeit, Früchte in dem Weinberge des Herrn zu bringen, die in Ewigkeit fortdauern.

O gewiß! nicht als der Geringſte der Edelſteine, in der, dem höchſtſeligen Monarchen bereiteten Krone der Herrlichkeit,

Gnaden über unſern geliebten Monarchen ausgießen wolle.

In tiefeſter Ehrfurcht und innigſter Ergebenheit erſterbe ich

Eurer kaiſerl. königl. apoſtol. Majeſtät

Wien im März 1836.

allerunterthänigſter treugehorſamſter

Ariſtaces Azaria,

Erzbiſchof von Cäſarea, General-Abt der Mechitariſten-Congregation.

Ferdinand der Zweite.

ſtehen, ſolchen einen Anſtrich, je nach ihren An- und Abſichten liehen.

Es iſt in der That lehrreich für den denkenden Geſchichtskenner, die verſchiedenen Motive Heinrichs, Westenrieders, Schillers und hin und wieder auch Hormayrs zu leſen. Letzterer erſchöpfte in den, — einige wenige ſchiefſinnige Bemerkungen abgerechnet, — claſſiſchen und mit erſtaunlichen Aufwand von Kenntniſſen verfaßten Biographien der Kaiſer Mathias, Rudolph und Ferdinand, dann Tilly's und Wallenſteins beinahe die Geſchichte jener Zeit. Der Erſte trägt die Begebenheiten mehr ausgeführt, aber mit vieler Wahrheitsliebe vor; ſcheint es jedoch ſehr zu bedauern, daß Ferdinand II. nicht Proteſtant war, weil er dann warſcheinlich ganz anders gehandelt hätte. — Schiller, der zwiſchen beiden gleichſam in der Mitte ſteht, ſchildert dieſe Zeitgeſchichte in dem Pomp einer numeröſen Proſe, und verficht die proteſtantiſche Sache hin und wieder mit einem Eifer, der ihn bis zu Invectiven gegen den edelſten Kaiſer hinreißt. Aber ſein wahrheitliebendes Gemüth zeigt zuweilen wider Willen die ſchwache und ſchlimme Seite derſelben und geräth dadurch nicht ſelten in Widerſpruch mit ſich ſelbſt. Die Vorarbeiten Heinrichs und Hormayrs wurden nebſt Khevenhiller bei dieſer Geſchichte je zuweilen dankbar benützt; und wohl auch mitunter Schiller angeführt, wo er der Wahrheit Zeugniß gibt: das Urtheil unſrer getrennten Brüder durch den Ausſpruch eines der eifrigſten Verfechter des Proteſtantismus zu berichtigen.

In einer Geſchichte, wo große Begebenheiten einander drängen, und Rieſengeſtalten wie Guſtav Adolph, Tilly,

Wallenstein (dessen Geschichte noch bis zur Stunde nicht frei von allem Dunkel ist,) Bethlen Gabor, der Winterkönig Philipp und andere weithistorische Figuren auftreten, erübrigt wenig Raum zu Reflexionen; aber sie sind darin auch minder nothwendig, da die Thatsachen an sich sprechen und den Leser selbst auf den Standpunct führen, die Dinge in ihrem eigentlichen wahren Lichte zu sehen und gehörig zu beurtheilen.

Alle diese Erscheinungen gingen vor den Blicken Ferdinands II. vorüber, den Gottes Vorsehung durch die schwersten Prüfungen führte; aber nie verließ, sondern wie das Gold durch das Feuer der Trübsale bewährte; — der immer nach dem Frieden sich sehnte, und die holde Palme desselben niemals zu sehen bekam; da es ihm, so lange er das Zepter führte, niemals vergönnt war, das Schwert aus der Hand zu legen; — von einem Feinde nach dem andern angegriffen ward, und alle seine Feinde überlebte. Offenbar zeigte der allmächtige König aller Könige an ihm und seinen erlauchten Nachfolgern auf dem kaiserlichen Throne sichtbar, daß sein Auge schirmend über Oesterreich wache, das gleich der Kirche, die dasselbe vertheidigt, ob auch zu allen Zeiten von erbitterten Feinden angefochten, immer glorreicher aus dem Kampfe hervorgeht, und gleich einem festen Felsen von den ergrimmten Wogen zwar kann bestürmt werden, doch durch seine feste und erbliche Gottesfurcht und Gerechtigkeit immerdar unüberwunden steht.

Erſtes Buch

Von Ferdinands Kindheit bis zum Tode des Kaiſers Matthias I.

(J. 1578 — 1619.)

Schwere, drohende Gewitterwolken ſchwebten über dem bewegten Europa; die Saaten windiger Irrlehren hatten Früchte wüthender Stürme gebracht; in England geſtaltete ſich die fort und fort gährende Reformation zu einer der blutigſten Verfolgungen; in Deutſchland zu einer allgemeinen Spoliation *), in Frankreich zu einer Rebellion, die das blühendſte der Königreiche zerriß, Städte, Dörfer und blühende Ortſchaften zu vielen Hunderten in Aſche legte, katholiſche Tempel ohne Zahl zerſtörte

*) Selbſt Schiller, der den Abfall der Niederlande und den dreißigjährigen Krieg als eifriger Proteſtant beſchrieb, bekennt in der Geſchichte des letztern der Wahrheit zur Ehre: »Wie viel ſich auch die proteſtantiſchen Fürſten mit der Gerechtigkeit ihrer Sache und mit der Einigkeit ihres Eifers wußten, ſo waren es doch größtentheils ſehr eigennützige Triebfedern, aus denen ſie handelten, und die Begierde zu rauben hatte wenigſtens eben ſo viel Antheil, an den angefangenen Feindſeligkeiten, als die Furcht ſich beraubt zu ſehen.«

Wallerst N: 223 1.

Gnaden über unſern geliebten Monarchen ausgießen wolle.

In tiefeſter Ehrfurcht und innigſter Ergebenheit erſterbe ich

Eurer kaiſerl. königl. apoſtol. Majeſtät

Wien im März 1836.

allerunterthänigſter treugehorſamſter

Ariſtaces Azaria,

Erzbiſchof von Cäſarea, General-Abt der Mechitariſten-Congregation.

Ferdinand der Zweite.

und verödete; und furchtbare Factionen erzeugte, die zwei edeln Königen das Leben kosteten. Nicht minder auch blutete an schweren Wunden das; mit Österreich durch Blutsverwandtschaft befreundete Spanien, das durch die Fortschritte der Reformation die Niederlande verlor, durch amerikanisches Gold verarmte, durch seine Colonien entvölkert, überdies in endlose Kriege verflochten ward, und — wie furchtbar es auch im Äußern schien, — dennoch im Innern immer mehr zusammensank; indeß in Österreichs gesegneten Ländern, wo bis dahin süßer Friede und Ruhe geherrscht, und das Sprichwort bestanden hatte: Tu felix Austria nube! — allmälig Reformationsfunken eindrangen, die Anfangs in tiefer Stille um sich griffen, bald aber das Feuer eines Aufruhrs entzündeten, das in kurzer Zeit zu einer dreißigjährigen Kriegesflamme erwuchs.

Dies war die blutige Morgenröthe, unter deren Schimmer das junge Leben des edlen Monarchen aufblühte; dessen Verlauf hier geschichtlich sich entfaltet; dessen gesegnetes Andenken gleich einem freundlichen Stern in der Nacht jener finstern Zeiten strahlt; und dessen Tugenden auch von den glänzendsten Tugenden der frömmsten Herrscher nicht übertroffen werden. Dieser edle Sprosse des österreichischen Kaiserhauses, ein Sohn des Erzherzogs Carl, der die innerösterreichischen Lande Steyermark, Kärnthen, Krain und Görz regierte, — und Mariens, einer Tochter Albrechts V., Herzogs von Baiern, erblickte das Licht der Welt zu Grätz am

Vorrede.

Die Geſchichte Ferdinands II. zeigt, wie kaum eine andere, den ſichtbaren Schutz des Allmächtigen über dem Hauſe Oeſterreich und der katholiſchen Religion. Ohne den thätigen, geſegneten und raſtloſen Eifer dieſes Monarchen, der weder Opfer noch Gefahren ſcheute, dies höchſte Gut der Menſchheit gegen die geſchworenen Feinde desſelben zu vertheidigen, wäre, nach dem Geſtändniſſe ſowohl ſeiner Freunde als ſeiner Gegner, die katholiſche Religion, — wie aus einem großen Theile Deutſchlands, — alſo unfehlbar aus Oeſterreich verſchwunden.

Vielfältig ward dieſer wahrhaft fromme und gerechte, und dadurch ſelbſt große Kaiſer, beſonders von frühern Widerſachern der katholiſchen Religion, ſchreienden Unbilligkeiten gegen ſeine proteſtantiſchen Unterthanen, und gegen die Proteſtanten überhaupt beſchuldigt. Mehr Gerechtigkeit laſſen die Neuern ihm widerfahren, welchen die Fakel der Geſchichte ſeinen friedliebenden Charakter, ſeine große Liebe gegen Freunde und Feinde, ſeine edlen Abſichten, und dagegen die gehäſſigen und aufrühriſchen Bewegungen ſeiner Feinde

nothwendigen Kenntniſſen und Wiſſenſchaften gelegt hatte, ward er in ſeinem eilften Jahre (1590) mit ſeinem oberſten Hofmeiſter, Herrn Balthaſar von Schrottenbach und mit ganzem Hofſtaat auf die damals blühende und berühmte Univerſität Ingolſtadt geſandt, ſeine Studien daſelbſt zu vollenden.

Während dieſer Zeit ergaben ſich in den öſterreichiſchen Ländern, wegen des Religionsweſens mancherlei hartnäckige Streitigkeiten, die hin und wieder in förmlichen Aufruhr ausarteten. Zwar hatten die Mitglieder des Herren- und Ritterſtandes augsburgiſcher Confeſſion die Bewilligung erlangt, für ſich und ihre Angehörigen, Prädikanten zu halten, und ihre Religion ungeſtört auszuüben; doch dehnten ſie, trotz des ausdrücklichen und wiederholten landesfürſtlichen Verbotes, dieſe Bewilligung auf alle ihre Unterthanen aus, und ſäumten nicht, allenthalben in Städten und Dörfern nach damaliger Weiſe zu reformiren; wobei ſie denn eine nicht geringe Anzahl lauer Katholiken für die ſogenannte chriſtliche Freiheit gewannen. Ob auch Erzherzog Carl wachſam und mit thätigem Eifer wirkte, dieſer unbefugten Reformationsſucht in Steyermark, Kärnthen und Krain Schranken zu ſetzen, konnte er es dennoch nicht verhindern, daß an vielen Orten ſeine Commiſſäre ſchimpflich mißhandelt, die katholiſchen Pfarrer vertrieben und Prädikanten eingeſetzt wurden; ja während der erlauchte Fürſt mit ſeiner Gemahlin ſich nach Larenburg in Oeſterreich begab, ſowohl auf der Jagd ſich zu erholen, als das damals ſehr berühmte

Heilbad zu Mannersdorf zu brauchen, entſtand zu Grätz ein ſolcher Aufruhr, daß der Biſchof mißhandelt ward, und der päpſtliche Nuntius Malaſpina, ſein Leben zu retten, ſich genöthiget ſah, unter das Kirchendach ſich zu flüchten. Ein Richter, welcher, dem Befehl des Erzherzogs Folge zu leiſten, einen Studenten einzog, der öffentlich aufrühriſcher Reden ſich vermeſſen hatte, und trotz des fürſtlichen Verbotes die proteſtantiſche Schule beſuchte, ward in ſeinem eigenen Hauſe überfallen, wo alle Studenten und gegen fünf hundert Handwerksburſche ſich zuſammen rotteten. Da nun dieſe und andere Frevel der Bürgerſchaft zu Grätz dem Erzherzog durch die Eilpoſt berichtet wurden, machte er ſich augenblicklich auf, dieſe Empörung zu dämpfen, und eilte in der drückendſten Sonnenhitze nach Grätz, ſeiner Reſidenz, die er auch noch erreichte; wo er aber, theils ſchon unter Weges durch dieſe Nachricht bis ins Innerſte erſchüttert, theils wegen der plötzlich unterbrochenen Badekur und der ſengenden Hitze erkrankt, bereits den dritten Tag zum größten Leidweſen aller Guten ſtarb.

Durch dieſen Todesfall, der das ganze Land in die tiefſte Trauer verſetzte, kam unſer Ferdinand, der älteſte ſeiner Söhne, erblich in den Beſitz der verwaisten Fürſtenthümer und Länder. Da er jedoch erſt in ſeinem zwölften Jahre und daher noch unmündig war, hatte ſein erlauchter Herr Vater in ſeinem Teſtamente den Kaiſer Rudolph, den Erzherzog Ferdinand, der Tirol, Elſaß und die dazu gehörigen

Landvogteien regierte, die erzherzogliche Witwe und den Herzog Wilhelm von Baiern zu Vormündern desselben ernannt, die auch diese Vormundschaft willig übernahmen. Endlich hatte er den Erzherzog Ernst zum bevollmächtigten Gouverneur über seine Lande gesetzt; der sich denn auch ungesäumt nach Grätz begab, und eine überaus löbliche Regentschaft führte.

Die erzherzogliche Witwe und Mutter des jungen Prinzen, die mit mütterlicher Treue über seine Jugend wachte, übergab nun die Vollendung seiner Erziehung ihrem Bruder, dem, durch seine erhabene Frömmigkeit ausgezeichneten Herzog Wilhelm von Baiern. Niemer konnte sie dies hochwichtige Geschäft bessern Händen anvertrauen. Dieser edle Fürst, unter dem Namen des Frommen bekannt, sorgte mit aller Liebe für die Ausbildung der guten Anlagen seines erlauchten Mündels, und legte in seinem empfänglichen Gemüthe den Grund zu jener festen Gottesfurcht und Gottseligkeit, die alle Handlungen des künftigen Kaisers beseelte; so daß er in der ganzen Zeit seiner Regierung durch alle seine Thaten nichts als Gottes Ehre und das Wohl seiner Unterthanen suchte, und selbst das Opfer seines Lebens nicht gescheut hätte, diese großen Absichten aus ganzer Kraft zu fördern. Dies auch vermochte nur ein Mann zu thun, der, selbst Regent, alle Verhältnisse des Hofes und der Regierungskunst aufs genaueste kannte; und dessen Herz dennoch so sehr von der Welt entfesselt und über alle glänzenden Eitelkeiten erhaben war, daß er einzig die bleibenden Güter der Ewigkeit im

Auge behielt, der Betrachtung, der christlichen Abtödtung, und allen Tugenden eifrig nachstrebte; ja, der Frömmigkeit und dem Heile seiner unsterblichen Seele ausschließend abzuwarten, späterhin (1596) nach dem Tode seiner Gemahlin, die Regierung seinem Sohne Maximilian I., übertrug, und in der Entfernung von dem Weltgeräusche, eine lange Reihe Jahre einzig der Buße und den Übungen der Gottseligkeit weihte.

Da indessen zu jener Zeit noch die ganze Last der Regierungssorgen auf ihm lag, übergab er sowohl seinen eigenen Sohn Maximilian als seinen Mündel Ferdinand der unmittelbaren Aufsicht der Väter der Gesellschaft Jesu zu Ingolstadt, wo beide fürstlichen Jünglinge durch die innigste Freundschaft verschwistert, und durch angeborenen Herzensadel und gleiche Grundsätze vereint, Ein Herz und Eine Seele waren, und sich schworen, in Freude und Leid einander nie zu verlassen; welcher schöne und für ihre Völker so segensreiche Bund späterhin durch die Vermählung Ferdinands mit Anna, einer Schwester Maximilians, noch fester geknüpft und besiegelt ward.

Fünf Jahre verlebte Ferdinand zu Ingolstadt und ergab sich daselbst den Studien mit so rastlosem Fleiße, daß die Universität ihm das Zeugniß gab: Ferdinandus Archidux Ingolstadium venit Grammaticus, Graeciam rediit orator eloquens, Mathematicus accuratus, Philosophus Politices praeclarus, Justinianus peritus; was, wie die Folge bewies, kein

bloßes Compliment war, das man fürſtlichen Perſonen gern zu machen pflegt.

Nothwendig mußten die furchtbaren Bewegungen, die der Religionsſtreitigkeiten wegen beinahe in ganz Europa überall wogten, tiefen Eindruck auf das Gemüth eines frommen und eifrigen Jünglings machen, der ſeinen künftigen Herrſcherberuf ins Auge faßte. Noch ſtanden der Bauernaufſtand und ihre verheerenden Raubzüge in Deutſchland, noch Münzers unſinnige Frevelthaten, die Gräuel der Wiedertäufer, welche die bewaffnete Macht kaum zu bändigen vermochte, und die, zu Tauſenden in Flüſſe geſtürzt, dort eine Todestaufe fanden, — ſo wie nicht wenig andere empörende Ereigniſſe, wobei ſo vieles Blut vergoſſen ward, in ganz friſchem Andenken. Noch ſtiegen in Frankreich die Rauchſäulen flammender Städte und Dörfer zum Himmel empor; ja noch rauchte daſelbſt das Blut Heinrichs III., der als ein Opfer der Factionen gefallen war, und noch ſtanden daſelbſt die unkatholiſchen Unterthanen gegen ihre rechtmäßigen Herrſcher in den Waffen. Noch auch währte die Verfolgung der Katholiken in dem einſt ganz katholiſchen England; und allenthalben, ſelbſt in dem ſonſt ſo friedlichen Öſterreich, wo nun der Proteſtantismus täglich mehr überhand nahm, erhob ſich ein Aufruhr nach dem andern. Ueberall glimmte das Feuer unter der Aſche. Dazu kam auch, daß die Bekenner des Proteſtantismus ſich nicht mehr an die Augsburgiſche Confeſſion hielten; ſondern mit ſich ſelbſt uneins waren, in verſchie-

dene Secten zerstelen, die nur in ihrem Hasse gegen die katholische Kirche zusammentrafen; und daß die Prädikanten (unter welchen sich nicht wenig abtrünnige Priester und Mönche befanden), statt, wie sie vorgaben, das reine Wort Gottes zu verkündigen, die Völker aufhetzten, zum Abfalle vom katholischen Glauben ermahnten, und in die gröblichsten Schmähungen ausbrachen; was nothwendig Reactionen erwecken mußte, wobei die katholischen Prediger ihnen nichts schuldig blieben; auf welche Weise denn blutige Raufhändel an der Tagesordnung waren. Kein Wunder also, daß Ferdinand den Protestantismus als die Grundursache aller dieser Übel betrachtete, und die Universität mit dem festen Vorsatze verließ, denselben in allen seinen Erblanden wo nicht gänzlich auszurotten, doch so viel möglich zu beschränken; ohne von den Schwierigkeiten sich abschrecken zu lassen, die diesem riesenhaften Unternehmen von allen Seiten sich entgegen setzten.

Er hatte nun das achtzehnte Jahr erreicht und ward von Kaiser Rudolph, als dem Oberhaupt des österreichischen Hauses und Obervormund berufen, die Regierung seiner ererbten Lande und Leute anzutreten. In Folge dessen ward für Steyermark der vierte Dezember (1596) zum Tage der Huldigung ausgeschrieben; wo denn auch die Stände ihre Abgeordneten nach Hofe sandten. Aber schon bei der ersten Zusammentretung zeigten die protestantischen Deputirten sich schwierig, und forderten vor allen Dingen, außer der Bestätigung ihrer Privilegien, die

unbedingte Freiheit, nach der Augsburgischen Confession zu leben, »sowohl für sich als für ihre Weiber, Kinder, Gesinde, in Summa Niemandts im Land ausgeschlossen.« — Hierauf antwortete ihnen Ferdinand mit fester Entschlossenheit, »er vernehme zwar mit Gefallen, daß die Stände zur Erbhuldigung sich gehorsamst erbieten; auch sei er nicht abgeneigt, einen Entschluß zu fassen, der ihrer Sache gemäß wäre; doch habe das Anliegen ihres Religionswesens mit der gegenwärtigen Erbhuldigung nichts zu schaffen. Auch wolle es ihm durchaus nicht geziemen, vor der Leistung derselben und der Uebernahme seiner Länder irgend etwas vorzunehmen; daher versehe er sich, die gehorsamsten Stände und Landleute der Augsburgischen Confession werden alle diese Difficultäten für den Augenblick bei Seite setzen, und ihr rühmliches Erbieten in Betreff der Erbhuldigung durch die That selbst erweisen.« — Ob nun auch die Stände auf diese Aeußerung mehrmals replizirten, blieb dennoch Ferdinand unerschütterlich bei seiner Antwort; versprach jedoch, Seiner Majestät dem regierenden Kaiser Rudolph II. die Sache vorzutragen, und zu ihrer Beruhigung so viel zu thun als sein Gewissen ihm erlaube; wornach denn die Huldigung mit allen Feierlichkeiten vor sich ging.

Mit ungleich größerer Herzlichkeit und Freude leisteten im folgenden Jahre die Stände von Kärnthen, Krain und Görz die Erbhuldigung. Die deputirten Commissäre und das Landvolk daselbst kamen ihrem Fürsten und Herrn bis an die Gränzen

des Landes glückwünschend entgegen. Bei dieser Gelegenheit gedenken die Khevenhillerschen Annalen einer Kärntnerischen Huldigungssitte, die ihres hohen Alterthums und ihrer großen Naivetät wegen, zur Erheiterung der Leser hier wohl eine Stelle verdient.

»Es ist von uralten Zeiten her im Lande Kärnthen ein solches Herkommen im üblichen Gebrauch gehalten worden, daß wenn ein angehender Landesfürst daselbst die Regierung antreten und das Land in Besitz nehmen will, er dasselbe von einem Bauern zu Lehen empfangen, und von ihm eingesetzt werden muß; welches dann auf folgende Weise geschieht.«

»Es ist ein Bauerngeschlecht unter den Edelthümern, heutigen Tages Herzog zu Glasendorf genannt, welches hierzu von Alters her deputirt, und besonders befreit ist. So oft sich nun der Fall ergibt, daß ein neuer regierender Fürst angeht, kommt Einer aus diesem Bauerngeschlechte, dem solch Amt aus erblicher Gerechtigkeit zusteht, und setzt sich auf einen runden Marmorstein, der zu Grauburg, ungefähr eine Meile Weges von Klagenfurt im Felde steht; welcher auch von Alters her geeignet und noch heutigen Tages (1597) daselbst zu sehen ist, mit des Landes Wappen darauf eingehauen. — Wenn nun der Bauer also auf dem Stein sitzet, steht um ihn her das Landvolk und die ganze Bauerschaft außerhalb der Schranken, die um den Stein aufgerichtet werden. Alsdann kommt der angehende Landesfürst, daher in einem bäurischen Kleid, Hut und Schuhen,

Sobald die Huldigung vorüber war, begab ſich Ferdinand an den Hof des Kaiſers, der damals zu Prag reſidirte, dem Monarchen ſeine Ehrfurcht zu bezeugen, ihm für die geführte Vormundſchaft zu danken, und wegen der Religionsangelegenheiten ſich ernſtlich mit ihm zu berathen. Rudolph empfing ihn gütig und ertheilte ihm und ſeinem eigenen älteſten Bruder, dem Erzherzog Mathias, der ebenfalls um dieſelbe Zeit nach Prag kam, den Orden des goldenen Vließes. Doch war er viel zu ſehr mit andern Dingen beſchäftigt, um ſich mit beiden Erzherzogen über Regierungsgeſchäfte zu beſprechen. Mehr zum Künſtler als zum Regenten geboren, hatte dieſer ſonderbare, in Spanien erzogene Fürſt, der zwar edlen, doch von Natur etwas trübſinnigen Gemüthes war, ſich nie recht mit der deutſchen Nation befreunden, noch weniger den Sorgen und anſtrengenden Arbeiten der Regierung Geſchmack abgewinnen können. In düſterer, beinahe unzugänglicher Zurückgezogenheit, von Wahrſagern, Goldmachern, Sterndeutern, Bildhauern und Malern umgeben, trieb er ſelbſt Aſtrologie, Alchimie, Kaballa und bildende Künſte, in welchen letztern er ausgezeichnete Fertigkeit beſaß. Dies war ſein Wirkungskreis, dies ſeine Welt; hierzu war ſein ganzer Pallaſt eingerichtet, den er beinahe niemals verließ; ſo daß das Volk mehr als einmal der Meinung war, der Kaiſer ſei geſtorben.

Gleichwohl übergab er Ferdinands Anfrage über die Religionsangelegenheiten einigen vertrauten Reichshofräthen, die Zutritt zu ihm hatten, zur Be-

rathſchlagung; ihr Gutachten aber ging dahin, daß Seine Durchlaucht allerdings Fug und Macht haben, die neue Religionsübung in ihren Ländern abzuſtellen; ja ſogar, wenn anders Sie dies zu thun vermöchten, im Gewiſſen dazu verpflichtet ſeien. Ob dies aber nun an der Zeit wäre; ob nicht etwa Aergeres daraus erfolgen, ja ob es nicht am Ende den Verluſt der gänzlichen Religion ſo wie auch der Lande und Leute nach ſich ziehen könne, da die Stände mächtig wären und mit ihren Religionsverwandten im deutſchen Reiche, ja auch mit dem nahen und feindſeligen Venedig und den noch furchtbareren Türken ſich in Verbindung ſetzen und auf ſolche Weiſe das Erzhaus an den Rand des Untergangs bringen könnten, dies überließen ſie Seiner Durchlaucht vernünftiger Weiſe zu bedenken.

Nichts deſto weniger hätte der Kaiſer ſelbſt, vielfältig von dem Benehmen der Proteſtanten, und noch mehr von mancherlei Gewaltthätigkeiten und Exceſſen bewogen, die unter dem Vorwand der Religion verübt wurden, die katholiſche Reformation in Öſterreich begonnen, die er mit allem Ernſte betrieb; und ſchon im vorhergehenden Jahre ein Edikt für dieſe Länder erlaſſen, das als Norm für alle übrigen Staaten galt. Durch dies Edikt ward allen weltlichen Obrigkeiten verboten, in Dingen, welche die geiſtliche Jurisdiction beträfen, dem Diöceſanbiſchof oder den Officialen desſelben an der Vollziehung ihrer Gewalt den mindeſten Eingriff zu thun; ſo wie die pfarrlichen Rechte der katholiſchen Stände irgend zu beein-

trächtigen. Ausdrücklich auch wurde darin wiederholt, daß die Conceſſion, die den Mitgliedern des Herren- und Ritterſtandes für die Ausübung der proteſtantiſchen Religion verliehen war, ſich auf ihre Schlöſſer und Häuſer, keineswegs aber auf Bürger und Landleute erſtrecke, welche bei ihren ordentlichen Pfarrkirchen zu verbleiben hätten. Auch waren von dieſer Conceſſion Städte und Märkte förmlich ausgeſchloſſen. Meineidige Prieſter und Ordensperſonen ſollten alsbald aus dem Lande geſchafft, die neu errichteten Conſiſtorien aufgehoben, die zu Linz im Landhauſe errichteten Schul- und Religionsminiſterien abgeſtellt werden; die kaiſerlichen und ſtädtiſchen Beamteten ſollten zur katholiſchen Religion zurückkehren; und Niemand ſollte einen Prädikanten berufen, noch der Predigt desſelben beiwohnen.

Nach einem kurzen Aufenthalte am Hofe des Kaiſers kehrte Ferdinand abermal nach Grätz zurück. Dort bedachte er nun die Reformation in Religionsſachen, die er im Innern ſich gedrängt fühlte, in ſeinen Landen um jeden Preis durchzuſetzen, von allen Seiten ernſtlich und reiflich; ordnete auch in dieſer Hinſicht öffentliche Gebete an, und befand, Alles wohl überlegt, daß die Bewilligung zur Ausübung der proteſtantiſchen Religion, die ſein Vater, der Erzherzog Karl, im Jahr 1578 den Gliedern des Herren- und Ritterſtandes verliehen hatte, nur eine perſönliche Bewilligung geweſen ſei, die ſeine Erben auf keinen Fall binde; zumal dies ausdrücklich in jenem Religionsconceß ausgeſprochen war; ja daß

der Deſpect und ſo vielfältige Widerſetzlichkeiten, ſowohl in religiöſer als politiſcher Beziehung, die hieraus hervorgegangen, ins beſondere jener Aufſtand zu Grätz, der ſeinem erlauchten Vater das Leben gekoſtet hatte, ihm ſo tief zu Gemüthe gegangen, daß er, wofern er länger gelebt, jene Bewilligung ſicherlich wieder aufgehoben hätte. Dazu kam auch noch, daß er Gefahr lief, in ſeinen eigenen Städten, Marktflecken und Pfarreien bald nicht mehr Herr zu ſeyn; da jeder Aufruhr ſich leicht unter den Deckmantel der Religion verbergen konnte; und daß die unkatholiſchen Landesſtände bereits ohne Vorwiſſen des Landesfürſten Geſandte auf die Zuſammenkünfte im Reiche ausſendeten, und ein völliges unabhängiges Gubernium in Religionsſachen aufrichten wollten. Über Alles aber konnte ihm wohl Niemand das unbeſtrittene Reformationsrecht benehmen, das Churpfalz, Sachſen, Brandenburg, die Reichsſtädte und fremde Königreiche unbedingt ausübten. Denn gleichwie dieſe ihre untergebenen Völker hin und wieder ſogar durch Martern vom Abfalle von der, ſeit dem früheſten Urſprung des Chriſtenthums beſtehenden katholiſchen Kirche zwingen konnten, alſo blieb es auch wohl ihm unbenommen, ſeine Völker zu verhalten, dieſe katholiſche Religion nicht gegen eine Confeſſion zu vertauſchen, die erſt von geſtern her datirte, und ſolche überhaupt nicht in ſeinen Landen zu dulden; zumal ſie bereits ſo viele Unordnungen, blutige Auftritte und verheerende Kriege erzeugt, und ſeine eigenen Provinzen in die größte Verwirrung

die übrigen Prädikanten sowohl in Steyermark selbst als auch in Kärnthen und Krain von den Stiftsprädikanten daselbst abhingen. Übrigens traf Ferdinand so sichere Maßregeln, daß alles ohne Aufstand und sogar ohne großes Aufsehen vor sich ging.

So hart das Verfahren des Erzherzogs auch bedünken mag, hatten dennoch der Adel und die Prädikanten selbst gerechte Ursache dazu gegeben. Denn es war bereits so weit gekommen, daß seine Lande, unter dem Vorwand der Religionsfreiheit, nicht sowohl der landesfürstlichen, als ihrer eigenen Regierung untergeben seyn wollten; in ihren Gemeinden, ja sogar in den Pfarreien des Landesfürsten, worüber er doch Vogt und Lehensherr war, eigene Pfarrer und Prädikanten einsetzten; ohne des Landesfürsten Vorwissen Kirchen und Schulen erbauten; das Verbot erließen, irgend einen katholischen Landmann oder Bürger aufzunehmen; ja die Katholiken von den Ämtern des Landes ausschlossen; und, sandte der Landesfürst ihnen eine Verordnung zu, erst unter sich berathschlagten, ob sie dieselbe annehmen sollten oder nicht. Zu Wien selbst führten sie die Prädikanten zuerst heimlich ein, ließen sie dann öffentlich auftreten, räumten ihnen das Landhaus ein, vertrieben die Minoriten von Kirche und Kloster, und besetzten solche dann mit ihren Worksdienern; die, gegen alles Verbot, mit größter Thätigkeit daran arbeiteten, die Katholiken zu ihrer neuen Lehre anzuziehen, und auf solche Weise, statt Liebe und Eintracht, Haß und Zwietracht verbreiteten.

Nach der Fortschaffung der Prädikanten stellte Ferdinand den unkatholischen Bürgern in allen drei Ländern es frei, in gegebener Frist entweder zur katholischen Kirche zurück zu kehren; oder aber ihre Habe zu verkaufen und mit Erlegung des zehnten Pfennigs aus dem Lande zu ziehen. Dies hatte denn zur Folge, daß Manche wieder zur katholischen Kirche zurückkehrten, viele andern jedoch, und zwar die reichsten Familien in die protestantischen Länder Deutschlands auswanderten. Indessen war, abgesehen von diesem Religionseifer Ferdinands, seine Regierung so mild, daß selbst die unkatholischen Landesstände und Inwohner ihm ungeheuchelt das Lob ertheilten, sie verlangten nie einen bessern und freundlichern Landesfürsten als ihn, wenn er nur ein minder eifriger Katholik wäre.

Gewiß war auch kein Fürst liebreicher gegen seine Unterthanen; und keiner auch war wachsamer für das allgemeine Wohl seiner Länder als Ferdinand. Er strengte sich beinahe über seine Kräfte an, die windischen und croatischen Meeresgränzen zu sichern; und befestigte solche auch so stark, daß von dieser Seite die Türken damals nichts unternehmen konnten. Auch beschloß er, wiewohl er eben kein Kriegesmann war, einen Feldzug nach Ungarn zu thun, und der Belagerung von Kanischa beizuwohnen, um durch seine persönliche Gegenwart das Kriegesheer wenigstens zu ermuntern, das daselbst gegen die Türken focht, und die genannte Festung beschoß und mit Sturm zu erobern gedachte. Doch war die Festung

send Mann Fußvolkes und vier tausend Pferde unterhalten, oder aber eine genügende Summe zusammen schießen sollten, ein solches Kriegesheer zu unterhalten. Überdies war der Antrag, die Verwaltung der Justiz am kaiserlichen Kammergerichte zu reformiren; so wie auch wegen der Niederlande zu unterhandeln, die sich unter dem Namen Holland als eine eigene Republik vom Reiche lostrennen wollten, wodurch nicht nur der Krone Spanien eine Provinz, sondern auch dem deutschen Reiche sehr bedeutende Vortheile entrissen wurden; ferner sollte das Münzwesen regulirt, und endlich den beständigen Klagen wegen der Reichsmatrikel abgeholfen werden.

Als nun diese Vorträge geschehen waren, begann alsbald ein heftiger Streit zwischen den Protestanten und den Katholiken, welche Punkte zuerst sollten verhandelt werden. Denn die Katholiken begehrten, man sollte allerdings in der Ordnung vorgehen, wie solche waren vorgetragen worden, und alsbald bei der Steuer zu dem Türkenkriege beginnen. Dagegen aber behaupteten die Protestanten, nichts sei dringender nothwendig, als die Bedürfnisse des Reiches vorzunehmen und von der Reformation der Gerechtigkeitspflege und der Schlichtung der Mißhelligkeiten zu handeln, die wegen der Religion sich entsponnen hatten. Nachdem nun beide Parteien vier Monate lang hierüber gezankt hatten, und keine der andern nachgeben wollte, die Länder aber zwischen dem Kaiser Rudolph und seinem Bruder, dem Erzherzog Mathias täglich ernster wurden, zerschlug sich endlich

dieſer Reichstag ohne Frucht, und es reiſten die meiſten Geſandten wieder ab. Ihrem Beiſpiele folgte endlich auch Ferdinand, beſonders da er die Nachricht erhielt, die Erzherzogin, ſeine Mutter, liege in tödlicher Krankheit darnieder, und man erwarte täglich ihre Auflöſung.

Die Betrübniß des Erzherzogs über den baldigen Tod ſeiner geliebten Mutter, einer ſo weiſen als gottesfürchtigen Frau, wurde durch die Geburt eines Sohnes gemildert, der im nämlichen Jahre (1608) ihm geboren ward, und in der Taufe den Namen Ferdinand Ernſt erhielt. Dies Ereigniß war um ſo erfreulicher, als der Stamm des öſterreichiſchen Hauſes ſeinem Erlöſchen nahe war. Denn nie hatte Rudolph ſelbſt, ob er auch eben kein Feind des weiblichen Geſchlechtes war, zur Ehe ſchreiten wollen; und eben ſo wenig hatte er dies auch ſeinen Brüdern geſtattet, was die Erbitterung ſeines älteſten Bruders Mathias noch höher ſteigerte; der endlich, doch erſt in ſeinem fünf und fünfzigſten Jahre, gegen deſſen Willen, mit Anna, einer Tochter ſeines Oheims Ferdinand von Tyrol, ſich vermählte.

Rudolphs unfürſtliche Beſchäftigungen mit Goldmacherei und andern Künſten dieſer Art und ſeine Gleichgültigkeit, ſelbſt gegen die dringendſten Angelegenheiten der Regierung hatte nicht nur ſeit längerer Zeit alle Gemüther von ihm abgewendet, ſondern auch die verderblichſten Folgen nach ſich gezogen. Denn war je zu einer Zeit dem deutſchen Reiche ein weiſer und thatkräftiger Kaiſer nothwendig geweſen,

ſo war es gewiß jetzt, wo die Gährung in ganz Europa überhand genommen hatte, und ganz Deutſchland vor der gewaltigen Übermacht der Türken zitterte. Auch hatte Heinrich IV., König von Frankreich, ſchon den räuberiſchen Plan entworfen, die öſterreichiſchen Lande an ſich zu reißen, die, wie er erachtete, unter einer ſolchen Regierung leichten Kaufes wären. Wahrſcheinlich auch hätte er dieſen Plan, wenn nicht gänzlich, doch größtentheils ausgeführt, wofern nicht die allwaltende Vorſehung, die ſchirmend über Öſterreich wachte, ſeinem Ehrgeiz durch einen gewaltſamen Tod ein ſchnelles Ziel geſetzt hätte. Indeſſen verlor, Richelieu dieſen Plan nie aus den Augen, und dieſer ſo kluge als furchtbare und gehaßte Staatsmann, führte in der That ſo viel davon aus, als der zerrüttete Zuſtand von Europa ihm erlaubte.

... Die Unthätigkeit des Kaiſers war ſo groß, daß er kaum die Geſandten fremder Mächte vorließ, um das Kriegsweſen ſich gar nicht annahm, alle laufenden Geſchäfte zur Seite legte, und dennoch, wenn in dringenden Fällen die Statthalter und andere Befehlshaber, ob auch nach Vernunft und Billigkeit entſchieden hatten, in wunderſamem Eigenſinn, als Solche ſie abſetzte oder beſtrafte, die ohne Auftrag und eigenmächtig gehandelt hätten. Oft hatte dieſe Handlungsweiſe Rudolphs ſeinen älteſten Bruder und Thronfolger bis ins Innerſte entrüſtet; der, hätte er ihn zur Regierung ſich beigeſellt, als ein talentvoller und thätiger Fürſt, ihm den Ruhm einer

gesegneten Regierung gesichert hätte. Nun aber schwebte durch Rudolphs Schlaffheit die Monarchie bereits am Rande des Untergangs und forderte einen kräftigen Arm zu ihrer Rettung. Der Siebenbürger Stephan Botskay, den die ottomanische Pforte zum König von Ungarn ernannt hatte, wollte diesen Titel nicht vergeblich führen, sondern eilte mit bewaffneter Hand, sich in den wirklichen Besitz des Königreiches zu setzen; vertrieb den, durch seine gehässigen Vorkehrungen, die er auf Rudolphs Befehl in dem Religionswesen trieb, verhaßten italienischen Befehlshaber Belgiojoso aus Oberungarn, und die Nation selbst unterwarf sich ihm theils freiwillig, theils durch die Gewalt der Waffen gezwungen. Schon war sein ganzes Heer im Anzuge gegen Österreich, und verwüstete bereits einen Theil von Mähren, das Marchfeld und bedrohte sogar die Nähe von Wien.

In dieser äußersten Bedrängniß schnelle Hilfe zu schaffen, vereinten sich die erlauchten Brüder des Kaisers: Mathias, Maximilian und Albrecht, nebst ihren Vettern Maximilian Ernst und unserm Ferdinand, und erklärten in einer öffentlichen Acte den Kaiser Rudolph wegen seiner Gemüthskrankheit »für nicht allerdings tauglich zur Regierung«, weßhalb sie denn von der Noth der Zeiten bedrängt, den Ältesten des durchlauchtigsten Erzhauses, nämlich den Erzherzog und Herrn Mathias als die Säule und Stütze desselben erwählt hätten; dem sie auch nach ganzem Vermögen beistehen wollten. Auch berichteten sie dem

ſpaniſchen Hofe dieſen Vorgang, zu welchem ſie wegen periculi in mora nothgedrungen geweſen wären.

Nicht ſobald war dieſe Anordnung getroffen, als Mathias ſich aufmachte, den Botskay aus dem Lande ſchlug, und ihn aus Mähren und Ungarn bis nach Siebenbürgen verfolgte. Mit glänzendem Gepränge ging der ungariſche Adel dem Sieger entgegen, der hierauf, auf dem Landtage zu Preßburg zwiſchen dieſem Königreiche und Öſterreich eine Offenſiv- und Defenſiv-Allianz zur Vertheidigung gegen die Türken ſchloß; welche auch bei ſeiner Zurückkunft nach Wien die öſterreichiſchen Stände, wiewohl nach einigen Debatten, beſtätigten. Durch dieſe treffliche Maßregel wurde endlich, nach langer Zeit, der Friede in Ungarn wieder hergeſtellt.

Stolz auf das Glück ſeiner Waffen, ſo wie auf das Anſehen, das er in Ungarn, Öſterreich und Mähren ſich erworben hatte, zog nun Mathias ohne Zeitverluſt, mit dem ganzen Kriegesvolke nach Prag, zu Rudolphs nicht geringer Verwunderung. Aber dieſe Verwunderung des Kaiſers verwandelte ſich in die größte Beſtürzung, als er die, nie zu rechtfertigende Abſicht ſeines Bruders vernahm, die ungariſche Krone und das Erzherzogthum Öſterreich ihm abzunöthigen. Dieſe Handlung verdunkelte allen Glanz ſeines Sieges und der beinahe einzigen Großthat durch welche Mathias ſich auszeichnete. Seine Erſcheinung ſchreckte Rudolph aus dem Schlafe auf, er beſann ſich nicht lange, ließ alsbald die

böhmiſchen Stände und ſo viel Kriegesvolk zu Roß und zu Fuße als möglich verſammeln, und rüſtete ſich, den Schlag abzuwenden, der ihm bevorſtand. Mathias jedoch ward auf das genaueſte von Allem unterrichtet, was in der Stadt vorging, und war ihm an Streitkraft weit überlegen. Dazu hatte er nicht wenige aus den Ständen auf ſeiner Seite; ſogar die von der Augsburgiſchen Confeſſion verhießen ihm ihre Zuſtimmung gegen unbeſchränkte Religionsfreiheit; die er ihnen auch, trotz aller Vorſtellungen ſeines Miniſters, des Biſchofs Kleſel, und des böhmiſchen Kanzlers, Stenko Poppel von Lobkowitz und anderer Gutgeſinnten zuſagte. Indeſſen wirkten doch dieſe Vorſtellungen ſo viel, daß Alles auf den nächſten Landtag verſchoben ward; womit die Stände ſich zufrieden gaben. Nach mehreren Unterhandlungen endlich ward zwiſchen beiden Brüdern Frieden geſchloſſen, und der Kaiſer trat dem Erzherzog die Krone von Ungarn unter gewiſſen Bedingniſſen ab, zu welchen auch dieſe gehörte, daß Mathias dem Kaiſer ſeinen Antheil an Tyrol cediren, und bei den Landtagen von den, ihm überlaſſenen Provinzen ihm eine bedeutende Geldſumme erwirken ſollte.

Nach dieſen Verhandlungen zog Matthias unter den glänzendſten Feierlichkeiten und dem Donner der Kanonen durch prächtige Ehrenpforten in Wien, und kurz darauf eben ſo in Preßburg ein; mußte jedoch an beiden Orten ſeine königliche Würde von den Proteſtanten um erniedrigende Zugeſtändniſſe und Privilegien erkaufen.

Im nämlichen Jahre noch (1609) ertheilte Rudolph, und zwar großentheils von den protestantischen Ständen dazu gedrängt, theils aber auch aus Erbitterung gegen den nunmehrigen König Matthias, den Hussiten, oder wie sie lieber sich nannten, den Utraquisten oder sub utraque (weil sie das Abendmahl unter beiden Gestalten empfingen und dadurch von den Katholiken sich unterschieden, die sie sub una nannten), den sogenannten Majestätsbrief, in welchem er ihnen völlige, unbedingte Religionsfreiheit ertheilte. Einen ähnlichen Majestätsbrief ertheilte er auch den Ständen in Schlesien, die ihre Gesandten deßfalls nach Prag abgeordnet hatten; und wiewohl der besagte oberste Kanzler, Poppel von Lobkowitz, selbst bei Androhung des zum Fensterhinauswerfens, sich weigerte, diese Urkunde zu unterschreiben, weil sie durchaus gegen sein Gewissen sei; und solche zuletzt von dem obersten Burggrafen mußte unterschrieben werden, so ließ dennoch Rudolph auch den Österreichischen Ständen einen ähnlichen Brief verheißen, wofern sie von Matthias abfallen wollten; was denn beide erlauchten Brüder für immer mit einander entzweite.

Lange schon hatte Erzherzog Ferdinand von Grätz aus mit innerlicher Wehmuth diesem leidigen Bruderzwiste zugesehen, und sich auf alle Art und Weise bemüht, beide erlauchten Brüder zu einem gütlichen Einverständnisse zu vermögen; so wie auch dahin zu wirken, daß die Stände sowohl in Böhmen als in Österreich zwar bei ihren alten Privilegien verblieben; doch zugleich auch weise zu verhüten, daß ih-

nen keine neuen verliehen würden, die dem Regentenhause zum Nachtheil, wo nicht zur Schmach gereichten. Denn er sah allerdings ein, daß, weil alle seine Oheime kinderlos waren, diese Königreiche und Länder ihm selbst einst erblich zufallen würden; und daß er dann mit denselben zugleich auch alle, der Religion und dem erlauchten Regentenhause nachtheiligen Privilegien mit übernehmen müsse, und (wie auch leider die Folge auf die traurigste Weise es zeigte), die Unruhigen und Friedensstörer, unter dem Vorwand der Religionsconcession und gestatteter Privilegien, Krieg und Aufruhr erwecken würden. Dies bewog ihn endlich selbst, eine Reise nach Prag zu thun, sich, wo möglich, ernstlich mit dem Kaiser zu besprechen.

Zu dieser Reise kam auch noch ein anderer, und zwar sehr dringender Grund. Sein eigener jüngster Bruder Leopold, Bischof von Passau und Straßburg, ein noch junger, aber über die Gebühr ehr- und länderſüchtiger Herr, hatte mit so feiner Schlauheit die Gunst des Kaisers und seiner Minister zu erschmeicheln gewußt, daß sie sämmtlich damit umgingen, ja auch bereits Vorkehrungen trafen, ihm die Nachfolge im Königreiche Böhmen zu sichern; und dann mit den Churfürsten unterhandeln wollten, daß sie zum römischen Könige ihn erwählten. Sie hofften auch hierin um so leichteres Spiel zu haben, als es sie bedünkte, es würde sowohl den Churfürsten als den Böhmen selbst willkommen seyn, auf solche Weise die Erbfolge zu unterbrechen, und nicht immer

So groß der Haß geweſen war, mit welchem die Reichsfürſten, zumal der Churfürſt von Sachſen, gegen ihn eingenommen war, ſo lieb gewannen ihn nun alle. Selbſt die Stände der Utraquiſten ſuchten ſowohl bei Hofe als auf den Jagden ihm aufzuwarten; und ſo ſehr zog er alle durch ſeine edle Freundlichkeit an, daß die Proteſtanten aufrichtig bekannten, es finde in den Verhandlungen durchaus kein Unterſchied zwiſchen den katholiſchen und den übrigen Ständen Statt.

Da nun Rudolph die Rückgabe von Ober- und Unteröſterreich ſo wie nicht minder von Mähren begehrte, und hierüber vielfältige Schwierigkeiten, Unterhandlungen und Gefahren ſich ergaben, ward ein ämſiger Kurierwechſel zwiſchen Prag und Wien unterhalten, wo Mathias reſidirte; und da weder Schriften noch Geſandtſchaften in dieſer Sache etwas ausrichteten, erachteten endlich die anweſenden Erzherzoge, Chur- und Reichsfürſten, den Churfürſten von Kölln, den Erzherzog Ferdinand und den Herzog von Braunſchweig zu dem König Mathias zu ſenden. Dieſer empfing ſie mit königlicher Pracht, fuhr ihnen mit fünfzig Kutſchen entgegen; ließ die Kanonen rings auf den Baſteien löſen und gab ihnen glänzende Feſte. Nachdem es nun zu den Verhandlungen kam, ward zwiſchen Kaiſer Rudolph und König Mathias folgender Vergleich geſchloſſen. »Der König ſollte ſeinen Herrn Bruder Rudolph für einen Kaiſer, für das höchſte Haupt der Chriſtenheit, und den Obern des Hauſes Öſterreich anerkennen; — er

ſollte wegen deſſen was zwiſchen ihnen vorgefallen, Abbitte thun; — überdies dem Kaiſer jährlich zwei tauſend Eimer Wein ſenden; 100,000 Gulden bezahlen, ſo wie auch den Theil der Grafſchaft Tyrol, den König Mathias inne gehabt, ihm abtreten; — beide ſollten einander zur Dämpfung der rebelliſchen Unterthanen die Hand bieten; auch ſollte König Mathias ohne des Kaiſers Bewilligung keinen Krieg mit den Türken anfangen; — beide ſollten ihr Kriegsvolk nach Monatsfriſt abdanken; — die kaiſerlichen und königlichen Miniſter, die dieſen Vergleich nicht hielten, ſollen ihrer Ämter alsbald entſetzt werden; — endlich ſollten die zu Prag verſammelten Herren Erzherzoge, Chur- und Reichsfürſten dieſen Vergleich beſtätigen und unterſchreiben.«

Da nun einer der Vergleichsartikel erforderte, daß König Mathias dem Kaiſer wegen der Abnöthigung ſeiner Königreiche und Länder Abbitte thun ſollte, ward der Beſchluß gefaßt, dieſe Abbitte durch die Erzherzoge Maximilian und Ferdinand zu vollbringen. Ernſt und feierlich ſtand der Kaiſer unter dem Thronhimmel, als beide Erzherzoge in dieſer Abſicht in den Saal traten; da ſie aber nach getroffener Übereinkunft ſich auf die Knie niederlaſſen wollten, in dieſer demüthigen Stellung abzubitten, nahm der Kaiſer den Hut ab, und ſprach: »Ob auch mein Bruder Mathias dies und noch weit mehr um mich verſchuldet hat, ſo will ich dennoch unſerm Hauſe die Schmach nicht anthun, daß Eure Liebden die Abbitte auf den Knien verrichten.« — Hierauf hieß er die

Erzherzoge niederſitzen, lenkte die Rede auf andere Dinge, begleitete ſie bis in den Vorſaal, und entließ ſie und ihre Kammerherren mit gebotener Hand, worauf Ferdinand nach Grätz zurückkehrte.

Unterdeſſen wurden die Anordnungen, die Ferdinand wegen der proteſtantiſchen Religion in Steyermark, Kärnthen und Krain getroffen hatte, mit möglichſtem Glimpf befolgt. Viele Familien aber aus dem hohen Adel und auch andere Perſonen ſowohl hohen als niedern Standes, ja ſogar einige aus denen, die bereits ihre Güter verkauft, ſo wie auch andere, die aus dem Lande gewandert waren, erkannten ihres Landesherrn gute Abſicht und ſein unbeſtreitbares Recht, und kehrten in ihre Heimath zurück. Nicht wenige auch begaben ſich in den Schooß der Kirche; Andere aber fügten ſich und leiſteten den Gehorſam, der nach Gottes Geheiß der Obrigkeit gebührt. Auch traf Ferdinand, als ein wahrer Vater ſeines Volkes, ſo treffliche Anſtalten, daß alle ſeine Unterthanen in Frieden und Ruhe lebten, und Niemand Urſache zu gegründeten Klagen hatte.

Nicht minder auch war Ferdinand bemüht, das Einverſtändniß zwiſchen dem Kaiſer und dem Könige Mathias zu erhalten, das großentheils durch ſeine Vermittlung war wiederhergeſtellt worden. Es war jedoch nicht ſchwer, vorzuſehen, daß dieſer Friede zwiſchen beiden nicht lange beſtehen würde. Denn hatte Rudolph ſchon früher dahin gearbeitet, ſeinem Neffen Leopold die Krone Böhmens und mit derſelben die römiſche Königskrone zu verſchaffen, ſo bot

er nun, der sich nie aufrichtig mit dem König von Ungarn versöhnt hatte, Alles auf, diese Krone seinem Liebling zu sichern. Der Herzog von Jülich und Cleve war gestorben, ohne Erben zu hinterlassen; auf diese Fürstenthümer, zu welchen viele Fürsten als Erben sich meldeten, und die in der Folge die heftigsten Streitigkeiten und kriegerische Feindseligkeiten veranlaßten, glaubte auch Leopold Anspruch machen zu dürfen. Diesen Umstand benützte Rudolph, ihn zum König von Böhmen ausrufen zu lassen. In Eile und Stille ließ er ihn Truppen sammeln, unter dem Vorwand, die Jülichsche Erbschaft zu behaupten; ehe man aber dessen sich versah, rückte Leopold (1611) mit seinem Heere vor Prag und besetzte einen Theil der Stadt. König Mathias hatte dieß kaum erfahren, als er in größter Schnelligkeit ein Heer von 18000 Mann zusammenbrachte, und damit auf die nämliche Hauptstadt des Königreiches loszog. Rudolph, der ein ernstliches Treffen fürchtete, und für seine eigene Sicherheit besorgt war, bezahlte auf der Stelle die Passauischen Truppen aus seinem eigenen Schatze und drängte sie zum Abzuge, verglich sich mit Mathias, und willigte in seine Forderung, auf dem versammelten Landtage ihn zum designirten König von Böhmen ausrufen zu lassen, welchem Ausruf bald die feierliche Krönung folgte. Der Kaiser überlebte diese bittern Drangsale, die nach einander über ihn ergingen, nicht lange; er starb in den ersten Monaten des folgenden Jahres (1612) nach einer Regierung von 36 Jahren.

Nun fiel auf dem Wahltag, den der Churfürſt von Mainz noch in dem nämlichen Jahre nach Frankfurt ausſchrieb, und wo, mit Ausnahme Brandenburgs, alle deutſchen Churfürſten perſönlich erſchienen, die Wahl einſtimmig auf Mathias, deſſen Krönung mit kaum je geſehenem Pomp vor ſich ging. Eben ſo prachtvoll war ſein Einzug in Wien. Dennoch war er weder bei den Katholiken beliebt, da er den Proteſtanten, und zwar nicht aus Ueberzeugung und von Herzen, ſondern um die Krone ſeines Bruders und Kaiſers an ſich zu reißen, zu viel bewilligt hatte; noch trauten ihm auch die Proteſtanten, weil er ſich von dem Biſchof Kleſel beherrſchen ließ, der ihr entſchiedenſter Gegner war.

Im folgenden Sommer (1613) begab Kaiſer Mathias ſich nach Regensburg; wo er jedoch die deutſchen Reichsfürſten vergeblich um Hilfsgelder gegen die Türken anſprach. Vor ſeiner Abreiſe berief er Ferdinand nach Wien, und übertrug ihm in ſeiner Abweſenheit die Regierung ſämmtlicher inneröſterreichiſchen Lande und zugleich die Leitung der ungariſchen Angelegenheiten; wobei er ihm den Statthalter Sixtus Trautſam, und den Stadtoberſten Hanns Freiherrn von Mollart zu Aſſiſtenzräthen beigab. Seine Weisheit, Milde und Feſtigkeit in der Führung der Geſchäfte erregte bald allgemeine Bewunderung, und gewann ihm die Liebe und das Vertrauen dieſer Länder. Hierauf ſandte der Kaiſer ihn nach Mähren, den Landtag daſelbſt abzuhalten, und berief ihn im folgenden Jahre nach

Linz, wohin wegen der Türkenhilfe eine allgemeine Ständeversammlung berufen wurde; auf welcher jedoch so wenig als zu Regensburg ausgerichtet ward; so daß Matthias zuletzt sich genöthiget sah, einen theuern Waffenstillstand von den Türken zu erkaufen.

Eine schwere Widerwärtigkeit, die um dieselbe Zeit den edeln Ferdinand traf, waren die Forderungen, die das stolze und mächtige Venedig an ihn stellte, die Uskoken zu vertreiben; und der Krieg, den er deßhalb zu führen sich genöthiget sah. — Diese Uskoken waren ursprünglich Türken, die den christlichen Glauben angenommen hatten, und die friaulischen und croatischen Küstenländer bewohnten, wo sie Fischerei und Handel trieben; mitunter aber wohl auch Streifereien auf dem Meere sich erlaubten. Ferdinand machte Vorstellungen, und gab den Venetianern alle Genugthuung, die sie fordern konnten, ließ die Schuldigen bestrafen und erließ die triftigsten Anordnungen. Indessen war die Vertreibung der Uskoken und die Klage, über Unsicherheit des Meeres durch dieselben nur ein eitler Vorwand der Republik; denn eigentlich war es ihnen um den Besitz aller friaulischen und croatischen Seeplätze zu thun; in welcher Absicht sie auch eine stattliche Flotte ausrüsteten, jene Länder überfielen, sengten und brannten, und die grausamsten Feindseligkeiten verübten. Ja sie beschränkten ihre Feindseligkeiten nicht auf die Küstenländer, sondern sie drangen auch ins Innere, und nahmen Novi, einen guten Theil von Görz, und Gradiska hinweg. Ungleich an Kräften,

Thronfolge. Besonders bemühte sich Erzherzog Maximilian, diese wichtige Angelegenheit zu Stande zu bringen, und machte sogar zur strengsten Winterszeit und trotz seiner Kränklichkeit eine Reise nach den fernen Niederlanden, mit seinem erlauchten Bruder, dem Erzherzog Albrecht sich zu besprechen, dem Philipp II. mit seiner Tochter Elisabeth die Niederlande übergeben hatte. Ohne sonderliche Mühe vermochte er auch ihn dahin, Ferdinanden seine Anwartschaft mit allen Rechten auf die Nachfolge, sogar in den Niederlanden selbst, abzutreten. Deßgleichen wurden auch mit den Churfürsten selbst vorläufige Unterhandlungen wegen der künftigen Wahl des römischen Königs gepflogen; und Niemand verkannte den Fingerzeig der göttlichen Vorsehung, die, in den immer mißlicher sich gestaltenden Zeitverhältnissen in Ferdinand den Einzigen zeigte, der Kraft, Weisheit und Entschlossenheit genug hatte, den wankenden Thron zu stützen, Deutschland gegen seine Feinde zu beschirmen, und Ruhe und Ordnung wiederherzustellen. Dessen ungeachtet verzogen sich dennoch die Verhandlungen; und nicht ohne Grund ward vermuthet, daß Melchior Klesel, der indessen zum Cardinal war erhoben worden, und als solcher den Vortritt vor den Erzherzogen verlangte, das Ende derselben längere Zeit hindurch aus Herrschsucht und unter dem nichtigen Vorwand hinhielt, die schriftlichen Cessionen des Königs von Spanien und der Erzherzoge seien noch nicht angelangt; und auch

ſonſt unerſchöpflich in Erfindung neuer Hinderniſſe war.

Kaiſer Mathias indeſſen, der Ferdinands Weisheit und Treue oft erprobt hatte, und mit jedem Tage gebrechlicher ward, that kaum irgend mehr etwas von Wichtigkeit ohne ſeinen Rath; und Ferdinand ſelbſt gewann die Achtung und das Vertrauen der Böhmen in ſo hohem Grade, daß, ob auch dies Königreich in vielerlei Factionen zerfallen war, und die Katholiken den Proteſtanten, ſo wie nicht minder die Proteſtanten den Calvinern daſelbſt feindſelig gegenüber ſtanden, dennoch als auf dem Landtage (1617) Kaiſer Mathias ihn zu ſeinem Nachfolger und künftigen König in Böhmen vorſchlug, alle Stände ihm ein lautes Vivat zuriefen, den Vorſchlag einſtimmig und mit Freuden annahmen, und ihn auch wenige Tage darauf feierlich krönten. Alle hofften von dem edlen und kraftvollen Fürſten die Ruhe, deren dies Königreich gar ſehr bedurfte. Beinahe mit der nämlichen Eintracht empfingen die Stände von Schleſien den neugekrönten König; wo ſehr viele Fürſten und Herren die Feier der Huldigung durch ihre Gegenwart erhöhten.

Schon damals hatte ſich in Deutſchland die Union der Proteſtanten gegen die katholiſchen Fürſten, beſonders gegen das Haus Oeſterreich gebildet, und der Churfürſt und Pfalzgraf Friedrich, der damals die Seele derſelben war, hatte kaum vernommen, daß Ferdinand zum König von Böhmen gekrönt war, als er ſchnell alles Erdenkliche aufbot,

hibition ihre Verſammlungen verbot. Die Defenſoren jedoch, weit entfernt zu gehorchen, hielten ihre Verſammlungen ab, ſetzten ſolche fort, und erklärten ſich dabei als treu gehorſamſte Unterthanen, »die nur ihre, von Kaiſer Rudolph ihnen verliehene Religionsfreiheit handhaben wollten, und durchaus nichts Unbilliges gegen Seine Kaiſerliche Majeſtät vorzunehmen im Sinne hätten. Alles geſchehe zur Ehre Gottes und zur Abwendung aller Bedrängniß ihrer Religion; weßwegen denn Jedermann Gott anrufen und bitten ſolle, daß derſelbe Ihro Majeſtät Herz und Gemüth alſo gegen Ihre getreuen Stände lenken und neigen wolle, damit Alles ein gutes und glückſeliges Ende gewinnen, ihre und Ihro Majeſtät Feinde zu Schanden gemacht und bekehrt würden, und ſie noch eine lange Zeit in Fried und Ruh Gott dienen möchten.«

Als nun am 22. Mai 1618 die utraquiſtiſchen Stände (die in Religionsangelegenheiten Eine gemeinſchaftliche Sache mit den Proteſtanten machten und ſich wohl auch mit ihnen verſchmolzen;) abermal verſammelt waren, erhielten ſie durch Abgeordnete den Auftrag, entweder ſämmtlich oder durch Deputirte in der königlichen Hofkanzlei zu erſcheinen, weil man ihnen ein kaiſerliches Schreiben mitzutheilen habe. Nachdem die Deputirten erſchienen waren, dankte ihnen der oberſte Burggraf für ihre Willfährigkeit und ließ das Schreiben des Kaiſers vorleſen; wodurch ihre Verſammlungen ihnen abermal unterſagt wurden, und ihnen vorgeſtellt ward, daß derlei Zuſam-

menkünfte nur zur Schmählerung ihrer Freiheiten, des Majestätsbriefes und ihrer Privilegien gereichten; daß ihnen Alles würde gestattet werden, wozu sie irgend ein Recht hätten; und sie endlich ermahnt wurden, nicht selbst Ursache zu Mißverständnissen zu geben.

Am folgenden Tage trat Thurn an der Spitze der Utraquisten, mit bewaffneter Hand, unangemeldet in den Saal der königlichen Statthalterei, behauptete, man habe die Stadt gegen sie bewaffnet und brachte allerlei, aus der Luft gegriffene Beschwerden vor, die der oberste Burggraf leicht widerlegte. Sie aber fielen ihm in die Rede, es erhob sich ein verworrenes unbändiges Geschrei, und Einer aus den Rädelsführern der Rebellion, Paul von Titschin genannt, drängte sich hervor und sprach in langer Rede: »Sie hätten vernommen, Seine Kaiserliche Majestät habe ein scharfes Schreiben an die Statthalter erlassen, laut welchem behauptet werde, ihre Zusammenkünfte seien gegen Seiner Majestät eigene Person und das Königreich gerichtet; die Stände seien weiter gegangen als der Majestätsbrief gestatte, und sie wollten die Unterthanen gegen Seine Majestät aufhetzen; ja man wolle die vornehmsten Stände um ihre Köpfe bringen, und ihre Unterthanen durch unziemliche Mittel und Gewaltthätigkeiten zwingen, zur katholischen Religion überzutreten. Niemand aber könne den Kaiser zu solchem scharfen Schreiben beredet haben als die Statthalter selbst, weßwegen sie denn von ihnen zu wissen

aber ſchmerzlich fiel es ſeinem Vaterherzen, Truppen gegen ſeine Unterthanen zu werben. Gleichwohl brachte er ein Heer zuſammen, das er, bis zur Ankunft der Generale, Grafen Carl Buquoi und Grafen Heinrich Dampierre, (geübte Kriegesoberſten und Zöglinge des berühmten Generals Spinola aus den Niederlanden,) einigen Kriegsräthen zu befehligen gab. Denn es war ſo weit gekommen, daß man das Commando keinem Inländer anvertrauen konnte. Auch ſchrieb er an die Churfürſten und an den König von Spanien. Erſtere verſprachen Hilfe; letzterer aber unterſtützte auf des kaiſerlichen Botſchafters, Grafen Khevenhillers dringende Vorſtellungen, den Kaiſer bald darauf mit Truppen und einer anſehnlichen Summe Geldes.

Noch einmal wollten Kaiſer Mathias und König Ferdinand den Weg der Güte verſuchen, und beide erließen ein Manifeſt an den Landeshauptmann von Schleſien und an die mähriſchen Stände, um ſie von aller Theilnahme an der Rebellion und Hilfleiſtung der Rebellen abzumahnen. In dieſem Manifeſt ward auch jene denkwürdige Apologie widerlegt, die voll der Unwahrheiten, Uebertreibungen und Falſchheiten war, das Volk zu bethören und gegen ſeinen rechtmäßigen König aufzubringen.

»Die Utraquiſten, ſprechen die erlauchten Monarchen, klagen über viele erlittene Drangſale, Aengſtigungen und Beſchwerniſſe des Gewiſſens. Wer weiß aber nicht, daß dies eine vorſetzliche Verleumdung und ein Ungrund iſt? Denn was iſt in Böhmen

freier als die Religion? Jedes Haus hat daſelbſt ſeine Ordnung und Disziplin; nur an die Religion iſt Niemand gebunden; ſondern es mag leider Jeder glauben was er will! Haben nicht die Kaiſerliche Majeſtät mit Augen geſehen, daß ſie in der Stadt Prag zwei anſehnliche Kirchen erbauten, worin ſie ihre Religion frei und ungeſtört übten? Haben ſie nicht zugeſehen, wie die Piccarden (eine proteſtantiſche Secte, die man kaum noch dem Namen nach kennt) die dritte erbauten, die von ſich ſelbſt wieder einfiel? Wer hat ihnen dies verwehrt? — Sind nicht ſelbſt einige neue Kirchen in der Kaiſerlichen Majeſtät Städten und andern Orten im Königreich, — was nicht einmal der mindeſte Edelmann dulden würde, — von Grund auf erbaut und an vielen Orten das Exercitium sub utraque eingeführt worden? Welchen haben Seine Majeſtät ſolches eingeſtellt?«

»Und hatten nicht die Kaiſerliche Majeſtät dem Grafen Thurn das Schloß Carlſtein, und alſo die Krone ſelbſt vertraut, und Männer ohne Unterſchied der Religion zu Landrichtern, Landkämmerern, zu Räthen des Land- und Kammergerichtes, und ſogar des Hofgerichtes ernannt? Man ſehe nur die Unterſchriften dieſes apologiſchen Pasquills. Sind nicht die meiſten, die dasſelbe unterſchrieben und an die Kaiſerliche Majeſtät abgehen ließen, Seiner Majeſtät Räthe, Beamtete und Diener? ſo wie ſelbſt die meiſten Rädelsführer aus ihnen den Kammerherrnſchlüſſel und viele andere Begünſtigungen und Gnaden von Seiner Majeſtät empfangen haben! — Eben ſo

mag man in der Prager Stadt forſchen, ob nicht die meiſten Räthe und Stadtbeamtete Utraquiſten ſind.«

»Es trete auch nur Ein Landmann hervor, der mit Wahrheit ſagen und erweiſen könnte, daß er von Kaiſerlicher Majeſtät der Religion wegen wäre geängſtiget, bedrängt und geſtört worden. Und anderer Beiſpiele zu geſchweigen, hat nicht neulich noch Herr Schitzitzky auf allen ſeinen Gütern und Collaturen die Prediger sub utraque abgeſchafft und durch Picardiſche erſetzt?«

»So geben ſie auch vor, man habe ſich ſchriftlich und mündlich vernehmen laſſen, als wären ſie Ketzer, denen kein Glauben zu halten wäre; man habe ihnen heimlich nach Leib und Blut geſtellt, und habe eben ſo ihre Weiber und Kinder ins äußerſte Verderben bringen wollen. — Dies Alles iſt die größte und ſchwerſte Unwahrheit, da Kaiſerliche Majeſtät ſich vielmals erklärten, den ihnen confirmirten Majeſtätsbrief aufrecht zu erhalten; und von keinem Biedermann mit Ehren können bezüchtiget werden, daß Sie Ihr einmal gegebenes Wort jemals mit Willen gebrochen, oder ſolches auch nur jemals zu brechen im Sinne gehabt hätten. Weit weniger haben Sie irgend einem Menſchen nach Leib und Leben getrachtet; ſondern vielmehr Denen, die das Leben bei ihnen in Böhmen durch ihre Verbrechen verwirkt hatten, alle Gnade erzeigt. Haben aber Privatperſonen etwas dieſer Art geſagt, ſo muß ſolches auf ſie erwieſen, und nicht nur gedichtet, vermuthet, und mit leeren Worten in die Welt hinein geſagt werden.

Und hätten auch Privatperſonen aus übel verſtandenem Eifer dies oder Ähnliches geſagt: warum ſollen denn die Kaiſerliche Majeſtät oder Ihr Königreich deſſen die Schuld tragen? Wäre es von Predigern der katholiſchen Religion geſchehen, ſo iſt auf der andern Seite mit Schmähen und Läſtern auch nichts unterlaſſen, und große Urſache dazu gegeben worden; beide Theile aber haben Seine Majeſtät durch getreue Räthe zur Beſcheidenheit ermahnen laſſen. Da nun Seiner Majeſtät deßfalls nichts klageweiſe vorgekommen, können Sie auch deſſen keine Schuld tragen. Nur wenn Jemand deßfalls mit wahrhafter Beſchwerde bei Kaiſerlicher Majeſtät eingekommen, und Sie ihm die Billigkeit nicht hätten adminiſtriren laſſen, hätte man Urſache gehabt, ſich über Unbilligkeit zu beſchweren.«

»Daß Seine Kaiſerliche Majeſtät Ihre Hauptleute der Religion wegen von Ihren eigenen Herrſchaften abgeſchafft haben, wie die Apologie meldet, iſt ebenfalls eine Unwahrheit. Denn es haben Seine Majeſtät zu Krumau, Klumetz, Königshof, Tortznitz und Zhirow Hauptleute sub utraque gehalten; an andern Orten aber die untauglichen ſowohl sub una als sub utraque abgeſchafft. Wäre dies der Religion wegen geſchehen, ſo hätte man die sub una verbleiben laſſen, und keine sub utraque befördert. Und am Ende was geht denn das die Stände an? Was haben die Kaiſerliche Majeſtät mit Ihren Dienern in Ihrem eigenen Hauſe und auf Ihren Herrſchaften ſich Ordnungen vorſchreiben zu laſſen? Haben doch

Mehrere aus Denen, die ſich Utraquiſten nennen, ſelbſt ihre Hauptleute, Beamteten und Kirchendiener sub utraque abgeſchafft und Piccarden eingeſetzt; Andere die Katholiken abgedankt, oder gar keine befördert, ohne daß Seine Majeſtät Jemand deßfalls Maß oder Geſetze gegeben; da Sie Jedermann in ſeinem Eigenthum ſchalten und walten laſſen. Aber dies Alles ſagen ſie nur, die Gemüther zu erbittern; und Alles was Seine Majeſtät, um wichtiger Urſachen willen thun, wird von ihnen auf die Religion bezogen, und für Unrecht gehalten.«

»Dann geben ſie auch vor, daß dies ein Religionsaufſtand ſei, weil man ihnen den Majeſtätsbrief nehmen, die Religion aufheben, ſie im Gewiſſen beengen, und ihnen in nichts Wort halten wolle. Was aber dies für eine große Falſchheit und Ungrund iſt, erhellt ſchon aus Obigem, und mehr noch aus den Patenten und Schreiben, die Seine Majeſtät deßfalls erließen. Weil aber dieſe Apologiſten wohl wußten, daß die Religion am beſten in dieſen ihren Kram taugen würde, ließen ſie es ſich belieben, ihre muthwillig geſuchte Rebellion mit dem Deckmantel derſelben zu bedecken, da ſie hofften, ſie würden dadurch männiglich wider ihre ordentliche Obrigkeit aufbringen. Daß endlich dieſe Apologiſten ſagen, ſie hielten die Kaiſerliche Majeſtät für ihre von Gott geſetzte Obrigkeit, gäben auch derſelben keine Schuld; ſondern dies und Anderes ſei von ihnen zur Erhaltung derſelben geſchehen, dies iſt eine ſolche Lüge, daß dies Vorgeben mehr ein Spott und eine Ironie iſt,

da vielmehr gerade das Gegentheil vor Aller Augen steht; ja ihre eigenen, hier oben aufgeführten und nunmehr weltkundigen Handlungen und Gewaltthätigkeiten legen es genugsam an den Tag.«

Indessen hatten die Directoren mancherlei Vorkehrungen getroffen, verschiedene Standespersonen verhaftet, ihre Schriften in Beschlag genommen, und an verschiedene protestantische Fürsten Gesandte abgeordnet, ihre Rebellion unter dem Vorwand der Religion zu rechtfertigen und in falschem Lichte darzustellen. Das Erste und Dringendste was sie hierauf vorzunehmen befanden, war die Vertreibung der Jesuiten. Am 9. Juni (1618) ließen sie dieselben durch fünfzig Musketiere bewachen, und sandten ihnen dann ein Dekret zu, kraft dessen sie für nun und immer aus dem Königreiche verbannt wären, und weder von dem Papste noch von irgend Jemand sonst wieder eingeführt werden könnten. In diesem Dekret beschuldigten sie die Jesuiten, seit langer Zeit hätten sie den Frieden und Wohlstand des Königreichs zerstört; sie suchten zur Erhöhung und Befestigung des römischen Stuhles alle Reiche und Länder der Welt dem Joch und der Gewalt desselben zu unterwerfen; ferner hetzten sie Potentaten und große Herren wider einander auf, richteten sowohl zwischen den Ständen, zumal zwischen solchen, die nicht einerlei Religion wären, als zwischen Obrigkeiten und Unterthanen, Zwietracht und Uneinigkeit an, und wiegelten die Unterthanen wider die Könige selbst auf mit Rath und That, ja auch mit Verheißungen, daß sie das

ewige Leben erlangen und dem Fegefeuer entgehen würden. Dazu auch erforſchten ſie alle Heimlichkeiten durch die Beicht, herrſchten dadurch über aller Menſchen Gewiſſen, und trieben ſie zu unredlichen Stücken an. Sie folgten den Fußſtapfen der Tempelherren nach, indem ſie viele ſchönen Güter an ſich brächten. Sie miſchten ſich in das weltliche Regiment. Sie hielten und ſchrien Alle für Ketzer aus, die der römiſchen Kirche nicht gehorchten, und lehrten auch öffentlich, daß man denſelben, nicht Wort zu halten ſchuldig ſei. Von dieſen und andern liſtigen Anſchlägen und läſterlichen Streichen wäre es leicht, aus andern Königreichen und Ländern, namentlich aus Frankreich, England, Ungarn, Venedig und andern Provinzen des römiſchen Reiches genugſame Beiſpiele und Zeugniſſe anzuführen. (Auffallend iſt es jedoch gewiß, daß dieſe Direktoren auch nicht ein einziges perſönliches Beiſpiel aus Böhmen ſelbſt zur Legitimation ihrer ungerechten Verbannung anführen konnten!).

Noch warfen ſie ihnen vor, »ſie hätten, ungeachtet des, von Seiner Majeſtät weiland Rudolph II. chriſtmilden Andenkens, ertheilten Majeſtätsbriefes, die freie Zulaſſung und Übung der Religion betreffend, wie auch Kaiſerlichen Majeſtät Vergleich hierüber mit den katholiſchen Ständen, die sub utraque, wie ſie ſich nennen, öffentlich in Predigten und Schriften zu läſtern und zu ſchmähen nicht unterlaſſen, und unterſtänden ſich auch, die Worte des Majeſtätsbriefes parteilicher und widerſinniger Weiſe auszulegen.

Ferner wären die Utraquiſten oder evangeliſchen Lutheraner des Königreiches und andere Unterthanen katholiſcher Herrn durch ihren Rath und ihr Anſtiften mit Gefängniß und andern Drangſalen zur katholiſchen Religion gezwungen worden; die vornehmſten Ämter ſowohl am königlichen Hofe als in Städten und Flecken habe man an Katholiken verliehen; hingegen die Utraquiſten, die ſich aus ſchuldiger Pflicht und Gewiſſen dagegen widerſetzten, ſeien ihrer Würden und Ämter ſehr ſchmählicher Weiſe entſetzt worden.«

Die Jeſuiten verließen ihr Vaterland mit religiöſer Ergebung, gaben aber bald hierauf eine Schutzſchrift in den Druck, worin ſie ausführlich und gediegen auf alle Puncte antworteten, die in jenem Dekret ihnen vorgeworfen wurden, und woraus wir hier nur das Weſentlichſte anführen wollen.

Sie antworteten alſo, gern verziehen ſie den Utraquiſten, dem Befehle Chriſti gemäß, um ſo mehr da ſelig Diejenigen ſeien, die um der Gerechtigkeit willen Verfolgung leiden. Da ſie jedoch ihres Berufes wegen eines guten Leumunds bedürften, ſähen ſie ſich nothgedrungen, gegen jene ſchmählichen Beſchuldigungen ſich zu rechtfertigen; wornach ſie hofften, die Herren Utraquiſten würden ihren ungerechten Beſchluß ſelbſt wieder aufheben. Erſtens alſo hätten ſie der Gewalt nachgegeben und ihr Vaterland verlaſſen, weil unter dieſen Umſtänden die Vernunft dies alſo erfordere, und auch Chriſtus befohlen habe: »Wenn ſie euch in einer Stadt verfolgen, ſo fliehet in eine an-

dere.« Denn was dieſe Sache ſelbſt beträfe, könnten die Stände ihre Richter nicht ſeyn; da ſie weder Recht noch Gewalt dazu hätten, die allein dem Könige gebühre; der aber vielmehr ihre Zuſammenkünfte verboten, ſie (die Jeſuiten) ins Königreich berufen habe, und auch der Majeſtätsbrief dieſe Gewalt ihnen nicht einräume. Dazu müßten auch, um einen richterlichen Ausſpruch zu thun, beide Theile angehört worden. — Die Utraquiſten, ſprechen ſie ferner, gäben vor, ſie empfingen den Leib und das Blut des Heilandes unter beiden Geſtalten; da doch vielmehr die Meiſten und Vornehmſten aus ihnen, nach Ausweiſung ihrer Religion und Lehre feſt glauben, der wahre Leib und das wahre Blut Chriſti ſeien von dem Abendmahl ſo weit als der Himmel von der Erde entfernt; daher ſie ſich nicht rühmen könnten, mit einander überein zu ſtimmen.

Was jenen Punct belange, daß ſo lange die Väter der Geſellſchaft im Lande wären, daſelbſt weder Friede noch Ruhe ſei, und ſo lange ſie daſelbſt verblieben, kein Ende der Verwirrung zu hoffen wäre, hätten auch die Juden, die den Herrn getödtet, befunden, Er verkehre das Volk, und bald darauf öffentlich geſagt, Er habe das Volk bewegt, und durch das jüdiſche Land gelehrt. Dies alſo theilten ſie mit Chriſto und mit ſeinen Apoſteln. Dagegen fragten ſie, ob es die Jeſuiten geweſen ſeien, die Rudolph II. in dem Prager Schloſſe gleichſam gefangen gehalten haben, jenen Majeſtätsbrief von ihm zu erzwingen? Ferner, ob die Jeſuiten es waren, die am 20. Mai

desselben Jahres, zu Prag in allen hussitischen Kirchen unter dem Schein der Ermahnung zum Gebete, eine giftige Schrift abgelesen, die nichts anders als eine Trommel zum Aufruhr wider die Katholiken gewesen? Ob die Jesuiten es waren, die sich so feindselig gegen Seine Kaiserliche Majestät Mathias II. auflehnten, daß sie den Statthalter und die kaiserlichen Beamteten zum Fenster hinauswarfen, und, dies Attentat zu vertheidigen, Kriegsvolk geworben, und die Gelder an sich gezogen, die zur Tilgung der Schulden des Königreiches bestimmt waren? Wer also, fragten sie, sind die Unruhestifter? wer zerstört die allgemeine Ruhe und den Frieden? wer erregt Krieg und Aufruhr? wer wiegelt die Unterthanen gegen die hohen Obrigkeiten auf? wer hetzt die Bürger wider einander? — Diese Fragen möchten sich die Herren Utraquisten selbst beantworten.

Hinsichtlich der Gewalt des Papstes, sei dieselbe zweierlei, eine zeitliche und eine geistliche. Die erste erstrecke sich über ein kleines weltliches Gebiet, worüber er gleich andern souverainen Herren Landesfürst sei, und diese Gewalt ginge sie wenig an. Die geistliche Gewalt des Papstes aber sei eine Macht, die Gott ihm verliehen; sie erstrecke sich als eine Gewalt des Nachfolgers Petri, über die ganze Christenheit; da Christus den Petrus zum Felsen gesetzt habe, auf welchen Er seine Kirche erbaut, und ihm die Schlüssel des Himmelreiches übergeben habe. Dieser geistlichen Macht, die zur Förderung der ewigen Seligkeit der Menschen gereiche, und der zeitlichen

Macht keines Königs oder Fürsten den mindesten Eintrag thue, ließen sie vermöge ihres geistlichen Berufes sich allerdings angelegen seyn, alle Königreiche und Länder der Welt zu unterwerfen; da die katholische Kirche jene Arche sei, außerhalb welcher keine Rettung ist. Was aber jenen andern Punct belange, hielten sie für Häretiker. Diejenigen, deren Glaube mit der katholischen Kirche nicht übereinstimme; weil der Herr selbst deutlich gesprochen habe, daß man Denjenigen, der die Kirche nicht anhöre, gleich einem Heiden und Zöllner betrachten soll. Was jedoch die Stände sub utraque beifügten, die Gesellschaft Jesu lehre, man sei nicht schuldig den Ketzern Treue und Glauben zu halten, sei dies eine öffentliche Verleumdung, da sie vielmehr lehrten, man sei verpflichtet, nicht nur den Gläubigen, sondern auch den Ungläubigen, ob sie Ketzer, Juden, Heiden oder Türken seien, getreu zu halten, was man ihnen versprochen und bei einem Eid verheißen habe.

Den Punct der Beicht anbelangend, wodurch dem Vorgeben der Utraquisten zufolge, die Jesuiten Alles erführen, und dadurch eine völlige Herrschaft über ihre Beichtkinder bekämen, sei ihnen dies Amt von Christo dem Herrn anvertraut und auch eine besondere Gewalt dazu gegeben worden, da Er gesprochen: »Nehmet hin den Heiligen Geist, welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen, und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten.«

Die Utraquisten, sprechen sie ferner, behaupten in ihrem Dekret, die Väter der Gesellschaft hätten

durch ihre Ränke die Ihrigen um ihren Wohlstand gebracht und durch allerlei Drangsale zur katholischen Religion gezwungen; beschuldigten sie noch manches Andern, so wie nicht minder, sie hätten gegen den Majestätsbrief gehandelt. Weil sie aber nicht beifügen, wo, wann, wer, wen, wie, durch wen und mit wem dies oder Jenes geschehen, so sei es unnöthig, sich lange hierbei aufzuhalten. Was den Majestätsbrief selbst betreffe, hätten sie ihr Urtheil nie ex professo darüber ausgesprochen; hätte dies aber irgend ein Einzelner gethan, so sei auch derselbe allein, nicht aber die ganze Gesellschaft darum zu bestrafen. Überdies hätten Seine Majestät selbst sich ausgesprochen, die Utraquisten hätten sich mehr zu thun unterfangen, als in gedachtem Majestätsbrief ihnen gestattet worden; sonach also sei es kein sonderliches Vergehen, wenn man den besagten Majestätsbrief verschieden gedeutet habe.

Man wirft, fahren sie weiter fort, der Gesellschaft Jesu vor, sie zögen nach dem Beispiele der Tempelherren, die besten Güter an sich. Nun beständen aber im ganzen Königreiche nur fünf Collegien. Unter diesen habe ins besondere das Collegium zu Prag keine andern Güter und Einkünfte, als einen Meierhof, von dem man das Brot gewinne, und ein halbes Dorf, das Seine Majestät der Kaiser bei Errichtung dieses Collegiums demselben zum Geschenke gegeben. Dem Collegium zu Glatz wäre mit Bewilligung des Papstes, ohne den geringsten Nachtheil der Krone, ein Kloster eingeräumt worden;

die übrigen Collegien hätten durchaus keine liegenden Gründe; nur das zu Kommottau und jenes zu Neuhaus hätten jedes einen unbedeutenden Meierhof; so daß das gesammte jährliche Einkommen aller dieser Collegien, in welchen, ohne die Fremden und Gäste, bei 170 Personen unterhalten würden, nicht über 1000 Gulden betrage; welches Einkommen so schwer und kümmerlich zusammen gebracht werde, daß sie beinahe alle mit schweren Schulden belastet seien. Dies also wären die großen Reichthümer, die man mit der Macht und dem Reichthum der Tempelherren vergleichen wolle, welche ganze Städte, ja Land und Leute besaßen und mit ihrem eigenen Gelde ganze Kriegesheere ins Feld stellen konnten.

Jenes betreffend, daß Kaiser Rudolph den Majestätsbrief ohne Consens des Papstes nicht habe erlassen können, disputire die Gesellschaft Jesu nicht, was gedachter Kaiser in der Stadt, worin er sich damals befand, als er von denen sub utraque allenthalben mit Gewalt umgeben und gleichsam belagert war, zur Abwendung eines größern Übels, habe thun und zulassen können oder nicht. Im Allgemeinen aber davon zu sprechen, wäre ihre Ansicht, daß alle wesentlichen Dinge, welche die Religion betreffen, vor Denjenigen gehören, den Gott auf Erden zum Schiedsrichter über Religionssachen und Irrthümer gesetzt habe. Denn gleichwie weltliche Fürsten und Obrigkeiten es nicht dulden würden, wenn geistliche Prälaten in ihre Rechte eingreifen wollten, also gezieme es sich auch nicht, daß weltliche Fürsten oder

Obrigkeiten in Religionssachen aus eigener Autorität etwas entschieden oder abänderten. Dem Kaiser wäre die höchste Gewalt über seine Städte und Länder anvertraut worden; sei er aber katholisch, so sei er ein Sohn der Kirche, und als Solchem gebühre es ihm, zu lernen und nicht zu lehren. Er habe seine Gewalt in der Handhabung der Gesetze und des Regimentes, die er von Gott erlangte, und sollte eben darum für solche Wohlthaten nicht undankbar seyn und etwas gegen die himmlische Anordnung vornehmen.

Endlich sagten die Stände sub utraque, der Papst habe über sie keine Macht oder Gewalt, da sie ihn nach der Lehre ihrer Religion gar nicht anerkennen. Hierin aber irreten sie weit, da nicht blos alle Rechtgläubigen, sondern auch die Abtrünnigen und Häretiker, welche die Taufe empfangen, dem Christenthum einverleibt und sonach, ob sie wollen oder nicht, der Kirche, und also dem römischen Papste, als Demjenigen, der von Christo zum Haupte derselben bestellt wurde, untergeben seien. Wie auch sonst habe der Apostel Paulus den Hymenäus und Alexander, die dem Glauben der Kirche entsagt hatten, in den Bann thun, wie den Bannfluch über Denjenigen sprechen können, der ein anderes Evangelium predigen würde, oder über solche, welche die Brüder durch falsche Lehren verführen, wenn die Kirche nicht über sie zu gebieten hätte? Sei es ja doch gegen die Gesetze aller Völker, daß ein flüchtiger Knecht darum frei werde, weil er seinem Herrn entlaufen,

und nicht wieder zu ihm zurückkehren wolle; oder daß ein Überläufer im Kriege nicht mehr von seinem Hauptmann dürfe angesprochen werden; oder daß ein Meineidiger deßhalb von seinem Meineid frei seyn sollte. Demnach also wären die Herren Stände, wenn gleich sie der katholischen Religion den Rücken gekehrt, der geistlichen Gewalt des Papstes, ob sie wollten oder nicht, unterworfen, und könnten mit keinem Fug und Recht das Haupt aus der Schlinge ziehen.

Die Väter beschlossen ihre Apologie mit den Worten Christi am Kreuze: »Vater vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!«

Unterdessen hatten die Rebellen nach vielfältigen, schreienden Verbrechen, der kaiserlichen Post, wo sie alle Briefe erbrachen, der kaiserlichen Gefälle und überhaupt der ganzen Regierung sich bemächtigt. Sie gaben dem Grafen Thurn das Schloß Carlstein und die Reichsinsignien zurück, ordneten Gesandte ab, Hilfe wider ihren rechtmäßigen Herrn und König zu begehren, zogen die oberösterreichischen Lande mit in ihre Empörung, und warben Volk, dieselbe auf alle Art und Weise fortzusetzen. Zum Unglück war das Feuer der Zwietracht in Europa noch nicht so gänzlich gedämpft, daß es nicht bei diesen Stürmen hin und wieder abermal zur lebendigen Flamme ausgebrochen wäre. Die Schlesier sandten den Böhmen 3000 Mann zu Hilfe, die Mährer errichteten ein neues Directorium, die protestantische Partei in König Ferdinands Ländern erhob aufs neue ihr Haupt, faßte Muth und forderte abermal mit Ungestüm un-

bedingte Religionsfreiheit; die Ungarn zeigten sich schwierig, die Türken drohten, der Siebenbürger warb Truppen, die Unirten in Deutschland rüsteten sich, und forderten Frankreich, England, Dänemark, Schweden, die Schweitz und Venedig zu einem allgemeinen Bündnisse auf; von allen Seiten drohte ein furchtbares Ungewitter.

Gleich einem milden Vater, der die Ruthe drohend gegen das Kind erhebt, damit es von seinem Vergehen abstehe, ließ der Kaiser noch immer das Heer an den Gränzen Böhmens stehen, ohne mit demselben in das Königreich einzurücken; denn noch hoffte er, Alles durch Güte zu schlichten; auch schien dies unter so schwierigen Verhältnissen vielleicht das Rathsamste. Die Räthe des Kaisers jedoch und ganz vorzüglich Cardinal Klesel, bestanden darauf, die Rebellen zu blutiger Strafe zu ziehen, den abgedrungenen Majestätsbrief zu cassiren und ernste Maßregeln für die Zukunft zu treffen. »Seit die Ketzerei in diesen Königreichen eingegriffen hat, schrieb der Cardinal in einer ausführlichen Bedenkschrift, *) hat

*) Hormayr in dem Leben des Kaisers Mathias spricht: »Diese wichtigen Gründe stimmten Mathias sowohl als seinen allvermögenden Rathgeber, Bischof Klesel, zur Güte und zum Frieden, aber der in Spanien erzogene, unerschütterliche Erzherzog Ferdinand dachte ganz anders, übergab ein ausführliches Bedenken und drang darin auf bewaffnete Rache.« — Daß Ferdinand in Spanien erzogen worden, ist ein historischer

immer Trotz, Rebellion und Verachtung der Obrigkeit vorgeherrſcht; von Seiten der katholiſchen Obrigkeiten dagegen gebrauchte man immer Güte, Gnade und Nachgiebigkeit, und accommodirte ſich dem Willen der Unterthanen, um Frieden und Ruhe im Königreiche und Lande zu erhalten. Dadurch aber wurden die Secten täglich ſtärker und inſolenter, und maßten ſich die landesfürſtliche Gewalt an; die Landesherren verloren unter dem Schein des Gewiſſens ihr Anſehen auch in politiſchen Dingen; da die Unkatholiſchen, nachdem ſie im Geiſtlichen alle ihre Abſichten erreicht hatten, nun auch zum Weltlichen übergingen, in das Regiment ihrer Landesfürſten eingriffen, und Regierung und Rath nach ihrem Gefallen beſetzt und regiert haben wollten.«

»Damit waren die Einzelnen noch nicht zufrieden, ſondern um ihre Herren nach ihrem Willen und Gefallen zu tractiren, und Seine Majeſtät und die Ihrigen opprimiren zu können, haben ſie immer

---

Schnitzer, den der Verfaſſer in dem Leben dieſes Monarchen ſelbſt dadurch berichtigt, daß er erzählt, er ſei zu Inspruck erzogen worden. Was aber den Rath zur Strenge und dieſe Bedenkſchrift betrifft, ſcheint, wiewohl die Khevenhillerſchen Annalen ſie ausdrücklich dem Cardinal Kleſel zuſchreiben, ſolche in der That mehr den Anſichten und der Feſtigkeit Ferdinands gemäß; um ſo mehr, da, wie wir weiter unten ſehen werden, ſchon damals dem Cardinal der Vorwurf gemacht wurde, er ſei mit den Rebellen im Einverſtändniß.

gemeinsame Sache gemacht. Sobald nur ein Land glaubte, beleidigt zu ſeyn, und die Landesfürſten nicht nach ihrem Willen thun wollten, ſchloſſen ſie zu ihren Conföderirten unter dem Schein, daß dieſe für ſie intervediren möchten. Bei dieſen Interceſſions-Tractaten aber klagten ſie Seine Majeſtät und ihre Landesfürſten an, wiegelten die andern Länder durch viele Anzüglichkeiten auf und erbitterten ſie; wie ſie denn auch ſich nicht ſcheuten bei dem öffentlichen Landtage zu Preßburg die Krönung des jetzigen Kaiſers zu verhindern, und von den Ständen als Conföderirten zu begehren: Seine Majeſtät nicht früher zu krönen, bis ſie nicht hinſichtlich ihrer Religionsbeſchwerden befriediget wären. Alſo trieben es die Böhmen mit den Schleſiern, alſo die Schleſier mit den Böhmen; die auch den Kaiſer Rudolph nöthigten, ihnen eine Conföderation zu geſtatten, welche, ſo lange der jetzige Stand der Dinge währt, alle Könige beſtätigen müſſen.«

»Ja auch dabei verblieb es nicht, ſondern oft bemeldete Königreiche und Lande, beſonders aber Öſterreich, das den Anfang machte, und immer an der Spitze ſtand, habe unter dem erwähnten Schein der Interceſſion, eben ſo bei allen Chur- und Reichsfürſten, die ihrer Religionsmeinung zugethan ſind, ihre Herren und Landesfürſten durch Abgeſandte unbillig zu mißhandeln geſucht, dieſe Fürſten gegen ſie aufgewiegelt, fälſchlich informirt, erbittert, und durch böſe Rathſchläge und Schriften dahin zu bringen geſucht, daß ihre Herren entweder der kaiſerlichen Kro-

und des Beiſtandes gegen die Türken, der Liebe, guten Affection und Vertraulichkeit, und des guten Ausgangs der Reichstage gänzlich entrathen, oder aber Alles thun mußten, was ihren proteſtantiſchen Unterthanen nur träumte. Auf welche Weiſe ſie denn ihre Herren in eine ſolche Knechtſchaft brachten, daß ſie in ihren eigenen ererbten Landen ſich beinahe nicht rühren oder ihrer landesfürſtlichen Autorität gebrauchen dürfen.«

»Auch iſt wohl zu bedenken, daß dieſe Königreiche und Lande, um ihre Herren zu drücken, noch ein Hauptmittel brauchten, zu welchem ihre, von den Landesfürſten empfangenen Privilegien ihnen zum Vorwand dienten; nämlich daß außer ſeinen Kammergütern der Landesfürſt kein Einkommen habe, ſondern in Feindes- und ſeinen eigenen Nöthen die Bewilligung von den Ständen erhandeln und ſich darüber reverſiren mußte, daß ſolche keine ſchuldige, ſondern eine freiwillige Gabe ſei. Kam nun der Landesfürſt in eine Noth, ſo zogen ſie ihre Bewilligung ein, und beſchränkten den Fürſten dermaßen, daß er ſich entſchließen mußte, Land und Leute zu verlieren oder Alles einzugehen, was dieſe Leute begehrten.«

»Ja auch bei dieſer Inſolenz blieb es nicht bewendet. Denn als der Adel für ſich und die Seinigen Alles erlangt hatte, was ſie nur wollten und begehren konnten, waren ſie dennoch nicht daran erſättiget; ſondern ſie zogen auch, unter dem Vorwand der Nächſtenliebe und des Gewiſſens, Seiner Majeſtät eigene Bürger und die Unterthanen Ihrer Kammergüter und

erkauften Herrschaften an sich und ihre Religions-Concession, um sie dadurch ihrer Religionsfreiheit theilhaftig zu machen; damit sie diese Städte und Unterthanen dadurch gewinnen, von Seiner Majestät ab- und zu sich ziehen möchten; Alles zu dem Ende, damit, im Fall die Unkatholischen aufständen, tumultuirten und rebellirten, die Kaiserliche Majestät und die Ihrigen im Lande auch nicht eine Spanne breit Örter hätten, sich zu vertheidigen, sondern um Land und Leute kommen müßten.«

»Durch dies Verfahren also blieben Seiner Majestät nichts als Ihre Residenz, Ihre Wohnungen, Burgen und Schlösser, so wie auch Klöster und Geistlichen. Da man aber auch Ihre Statthalter angriff, und sogar in Ihrer Burg und eigenen Kanzlei zum Fenster hinaus wirft, des königlichen Einkommens und der landtäglichen Verwilligungen sich bemächtigt und solche wider Kaiserliche Majestät selbst gebraucht, die Geistlichen, von welchen man keinen Widerstand befürchtet, zwar noch geduldet, doch in Einem Tage ausrotten kann, so steht nun Alles nur noch in des Kaisers, seines Nachfolgers, und in den Personen des Hauses Österreich; und es erübrigt den Unkatholischen keinen Staffel mehr zu ersteigen, als sich auch an ihnen selbst zu vergreifen.«

»Ist nun die Obrigkeit aus Gott, so ist dies Verfahren der Unterthanen gewiß aus dem Teufel; und kann also von Gott auch nicht anders als ein teuflisches Verbrechen bestraft werden. Eben so wenig aber ist Gott das Verfahren der Obrigkeit gefäl-

lig, das bis jetzt beobachtet wurde; daß man nämlich immer connivirt, nachgegeben, gewichen, dissimulirt, Alles gethan hat was die Ungehorsamen haben wollten, und bis auf diese Extremität gekommen ist. Deßwegen hat denn auch Gott diesen Aufruhr verhängt, damit die Obrigkeit einmal, von dieser Sclaverei erledigt werden möchte. Denn geschieht dies nicht bald, so ist es nicht möglich, daß diese Länder nicht endlich de facto unter sich eine Republik errichten (wie bereits in den vereinigten Niederlanden mit sieben Provinzen schon geschehen;) oder doch ihre Herren in noch größere Sclaverei versetzen.«

»Gewiß hat Gott diese Drangsale und diese so schrecklichen Thatsachen aus keiner andern Ursache verhängt. Denn der ganzen Welt und allen Vernünftigen, welcher Religion sie auch angehören mögen, müssen diese Gräuel abscheulich, unrecht, unevangelisch und aller Strafe würdig vorkommen; wodurch denn der Rebellen Hauptgrund zusammenfällt, den sie überall anführen, als sei dies eine Religionssache; gewiß auch werden viele Prädikanten, selbst aus den Ihrigen, dieselbe unrecht heißen und vermaledeien.«

»Sonach also haben Seine Majestät und ihr ganzes Haus dadurch quo ad materiam dieser Rebellen die beste Gelegenheit, bei der ganzen Welt sich zu rechtfertigen, und jetzt auf Einmal dieses Joches und dieser Knechtschaft sich und Ihr ganzes Haus zu erledigen, und wieder in Ihre Landesfürstliche Authorität sich einzusetzen. Sie haben Gott und alle geistlichen und weltlichen Obrigkeiten für sich, die

Ihre Lande und Leute ſo wie auch Ihre fürſtliche Authorität zu erhalten begehren; Sie verlieren nichts; da Sie ohnehin bei den vorerwähnten Attentaten der Stände Alles mit Schaden und Spott verlieren müßten. — Sollte man aber auch etwas verlieren, cum eventus belli sit dubius, ſo verlöre man es doch mit Ehren und nicht alſo ſchändlich und mit eigenem Willen, wie es bisher geſchehen; und könne um ſo mehr gewinnen, wenn der Krieg wohl von Statten gehe. — So haben auch Seine Majeſtät einen großen Vortheil darin, daß nicht das Königreich, ſondern nur einige Rebellen von Ihnen gewichen, durch deren Güter man alle Unkoſten wieder erſtatten kann. Sollten aber auch dieſe nicht wieder erſtattet werden, ſo kann man doch des Hauſes Oeſterreich Intereſſe und Freiheiten, die es mit ſeinem Blut erworben, nicht zu theuer bezahlen. Dazu auch wird der Gehorſam, der durch die Strafe und Execution herbei geführt wird, in der Folge auf Landtagen und bei andern Gelegenheiten alles reichlich hereinbringen. Wäre aber auch dieß alles nicht, ſo müßte man ſich endlich dennoch zu Einem aus beiden entſchließen: entweder Land und Leute zu verlieren, oder in eine noch weit größere Knechtſchaft zu kommen als bisher geſchehen.«

Die That ſelbſt bewies, daß dies, allerdings etwas ſtarke Bedenkſchreiben nur allzu ſehr gegründet war. Denn ohne daß der Kaiſer noch die mindeſte Feindſeligkeit gegen ſie eröffnet hatte, waren die Schleſier vereint mit den Böhmen wider ihn zu

Felde gezogen und feindlich in Nieder-Oesterreich eingefallen; wo sie die Katholiken mißhandelten, plünderten und rohen Muthwillen und Grausamkeiten verübten. Nur Krummau, Pilsen und Budweis blieben dem Kaiser getreu.

Ungeachtet aller Ränke seiner Feinde aber, war dennoch indessen König Ferdinand am 16. Mai (1618) zum König von Ungarn gekrönt worden; was dem, von Alter und Kränklichkeit gebeugten Kaiser einigen Trost gewährte; weil dieß Königreich wegen der beständigen Raubzüge der Türken eines kräftigen Schutzes bedurfte, und es solchen allerdings durch Ferdinand erhielt. Seine Krönung war mit aller, der ungarischen Nation eigenen Prachtliebe vollzogen und mit großem Jubel gefeiert worden; worauf der König, von der herzlichsten Liebe und den Segenswünschen der Nation begleitet, nach Wien zurückgekehrt war, wo Kaiser Mathias einen Landtag ausgeschrieben hatte, und noch immer in vergeblicher Hoffnung lebte, das kriegerische Feuer der Rebellion durch kräftige Vorstellungen zu dämpfen; oder doch von den Ständen Hilfe zur Führung dieses Krieges zu erlangen.

Die großentheils protestantischen Stände jedoch, die mit den Böhmen gemeinschaftliche Sache machten, weigerten sich auf dem Landtage zu erscheinen; klagten abermal über Bedrückung von Seite der Katholiken, (die sie selbst auf grausame Weise bedrückten,) und antworteten auf ein abermaliges kaiserliches Monitorium, es sei seit undenklichen Zeiten Sit-

te, daß kein Offenſiv-Krieg ohne Vorwiſſen des Landes unternommen werde; man habe ihnen aber den Krieg wider Böhmen nicht communicirt, und habe auch zur Führung dieſes Krieges, was ihnen ſehr ſchmerzlich fiele, beinahe lauter Fremde und katholiſche Kriegesoberſten gewählt. Hätte man mit ihnen darüber deliberirt, ſo würden ſie ſolche Mittel vorgeſchlagen haben, wodurch Fried und Einigkeit wiederhergeſtellt worden wäre; dies böhmiſche Unweſen ſei ihnen zwar ſehr leid; aber alles Unheil ſei Denjenigen beizumeſſen, die Seiner Majeſtät zur Schärfe gerathen, und dieſen Krieg urgirt hätten.

Während dieſe Verhandlungen noch dauerten, übte Graf Thurn mit ſeinem Heere ſo große Feindſeligkeiten, daß er dem Lande beinahe nicht geringern Schaden zufügte, als die Feinde ſelbſt ihm hätten zufügen können. Bald war die Verwirrung allgemein. Da traten die, in Deutſchland unirten proteſtantiſchen Fürſten und Stände zu Rottenburg zuſammen, und ſchrieben an den Kaiſer, an den Churfürſten von Sachſen und an die böhmiſchen Directoren; — an den Erſten, ihn zur Milde und Schonung zu bewegen, und ihn zu bitten, die Feindſeligkeiten gegen Böhmen einzuſtellen; — an den Churfürſten, ihn aufmerkſam zu machen, daß er bei dem Majeſtätsbrief ſelbſt intereſſirt ſei; daß Sachſen von uralten Zeiten her mit Böhmen immer in beſtem Einverſtändniſſe geweſen wäre, und er daher dieſer Angelegenheit ſich annehmen möchte; — an die Directoren endlich, ſie im Nothfall ihrer Hilfe zu verſichern.

Es zeigte ſich bald, daß die Gewalt der Waffen das ſicherſte Mittel geweſen wäre, die Ordnung wiederherzuſtellen; wenn anders ſolche mit Nachdruck geführt wurden. Buquoi und Dampierre rückten endlich auf des Kaiſers Befehl in Böhmen ein, und behandelten das rebelliſche Königreich als Feinde. Dieſen Ernſt hatten die Böhmen nicht erwartet, die immer nur gewohnt waren, den Kaiſer ihren Launen nachgeben zu ſehen. Sicherlich auch hätte dieſer Krieg zu einem baldigen und ehrenvollen Frieden geführt; und ſchon ſchrieben die Böhmen an den Herzog von Bayern, beim Kaiſer ihrer ſich anzunehmen; aber zwei weſentliche Fehler vereitelten Alles. Der erſte waren die zügelloſen Ausſchweifungen der Wallonen und Ungarn, die bei dem Heere ſich befanden, und deren unbändige Rohheit ſelbſt die gut Geſinnten entrüſtete; der andere war die Verachtung, mit welcher man auf den Feind herab ſah; da man die Truppen der böhmiſchen Stände als ein zuſammen gerottetes Geſindel betrachtete, das leicht aus einander zu treiben wäre. Doch die Erfahrung zeigte den Feldherren bald, daß ſie hierin ſich ganz gewaltig geirrt hatten. Dampierre ward in einem Treffen bei Zſchaslau, wo beide Heere Anfangs einander aus dem groben Geſchütze begrüßten, geſchlagen, und mußte ſich in einen Wald retiriren, wo ſeine Truppen dem bitterſten Hunger preisgegeben waren; und diejenigen die nach Proviant ausgingen, von den Bauern erſchlagen wurden; Buquoi fühlte ſich zu ſchwach, etwas Bedeutendes zu unternehmen, und beſchränkte

ſich darauf, bis Verſtärkung erſchien, in einem vortheilhaften Poſten ſich zu behaupten. — Die böhmiſchen Reiter nahmen acht und dreißig Wagen mit Munition und Lebensmittel für den Winter, nebſt einer großen Summe Geldes, das dem kaiſerlichen Kriegesvolk von Wien aus zugeſandt ward; und 800 fürſtenbergiſche Soldaten, welche dieſe Wagen convoyirten, wurden theils niedergehauen, theils in die Flucht gejagt. Auch belagerten die böhmiſchen Truppen die, dem Kaiſer treu gebliebenen Städte, Pilſen, Krummau und Budweis, ohne daß die Kaiſerlichen es wehren konnten.

Ueber dies Alles kam den Böhmen noch eine Hilfe von einer Seite zu, woher ſie dieſelbe in dieſem Augenblicke nicht erwartet hatten. Ernſt von Mannsfeld, den die Khevenhilleriſchen Annalen immer nur mit dem Namen des Baſtards nennen, um ihn von ſeinem Vater, dem Grafen Ernſt von Mannsfeld, damals Befehlshaber in den Niederlanden zu unterſcheiden, der ihn aus ungleicher Ehe erzeugt hatte, — führte den Ständen ein treffliches, kampfgeübtes Corps von 4000 Mann zu. Er ſelbſt war ein geübter Kriegesmann, der einſt unter Erzherzogs Leopolds Fahnen im Elſaß wider die Proteſtanten gekriegt hatte; ſpäterhin aber ſelbſt, weil der Erzherzog ſeinen Geld- und Ehrgeiz nicht über die Gebühr erſättiget hatte, zu den Proteſtanten übergetreten war. Dies ſtattliche Corps, mit welchem er nach Böhmen kam, hatte unter ihm für den Herzog von Savoyen gegen Spanien gefochten. Nachdem

nun zwischen beiden Mächten der Friede wiederhergestellt war, überließ der Herzog von Savoyen, der mit den unirten protestantischen Fürsten verbündet war, diese ihm nun entbehrlichen Truppen der protestantischen Union, welche solche alsogleich begierig in Empfang nahm, den böhmischen Rebellen damit freundschaftlich zu Hilfe zu kommen.

Auf ihr bisheriges Glück pochend, und den Kaiser gänzlich außer Stand zu setzen, den Krieg gegen sie mit Nachdruck fortzusetzen, sandten sie einen schlesischen Edelmann, Namens Colin als Gesandten nach Constantinopel, die Pforte zum Krieg gegen den Kaiser Mathias anzureizen; mit Vorgeben, daß es niemals leichter als jetzt gewesen sei, Oesterreich durch die Waffen zu besiegen; da alle Provinzen von dem Kaiser abgewendet, und er selbst im Krieg mit seinen eigenen Unterthanen begriffen wäre. Der Kaiser, zeitlich genug von ihrem Vorhaben unterrichtet, kam ihnen zuvor, sandte in Eile den Freiherrn von Mollart, mit stattlicher Begleitung an den ottomanischen Hof, einen zwanzigjährigen Frieden abzuschließen; und der Botschafter fand auch daselbst gute Aufnahme und vollbrachte seinen Auftrag zur Zufriedenheit des Kaisers.

Bei diesem Schritte ließen es aber die Directoren nicht bewenden; sondern sie sandten Mannsfeld an den Herzog von Savoyen ab, die ganze Mannschaft, die nach dem Friedensschlusse mit Venedig noch auf den Beinen war und aus 15000 Mann zu Pferd, und zu Fuße bestand, zu erhandeln, um damit ins

Elsaß einzufallen und jene Lande der Churpfalz erblich einzuräumen; den Ozean mit dem adriatischen Meere zu verbinden, und in dieser Absicht die Pässe gegen Tyrol hin, so wie die übrigen Pässe nach Italien zu öffnen. Mannsfeld reiste also dahin ab und brachte Briefe mit von dem Churfürsten Friedrich von der Pfalz, von dem Fürsten Christian von Anhalt und von dem Markgrafen Johann Ernst von Brandenburg. Geld zur Ausführung ihrer Absicht verhieß die Union. Um sie fest an ihr Interesse zu ketten, zeigten diese Verbündeten dem Herzog von Savoyen die Kaiserkrone, dem Churfürsten-Pfalzgrafen aber die Krone von Böhmen. Habe nur erst, schrieben sie dem Savoyer, der Pfalzgraf die böhmische Krone durch die Truppen, die der Herzog ihm verschaffen sollte und seinen anderweitigen Beistand erlangt, so sei kein Zweifel, er werde ihm, seinem Helfer und Wohlthäter zur Kaiserkrone verhelfen; da er als Churfürst von der Pfalz und von Böhmen dann zwei Vota habe, Brandenburg gleichsam von der Pfalz abhänge, und überdies auch gute Hoffnung sei, Churtrier zu gewinnen. Ein abenteuerlicher, aber dem ersten Anscheine nach leicht auszuführender Plan, den sie aber so wenig im Sinne hatten auszuführen, als wenig es in ihrer Macht lag, ihn durchzusetzen.

Die katholischen Fürsten Deutschlands sahen mit Entsetzen, welches Feuer aus dieser, Anfangs leicht zu dämpfenden Empörung aufgegangen war, und verhießen nun dem Kaiser ernstlich Hilfe. Spanien sandte 1,200,000 Gulden und sogar Papst Paulus V.

ſandte der katholiſche Ligue, an deren Spitze der Herzog Maximilian von Bayern ſtand, eine Summe von 200,000 Gulden. Siegmund III., König von Pohlen erließ ein Schreiben an die Rebellen, worin er ihnen in den ſtärkſten Ausdrücken ihren Starrſinn, ihre Widerſetzlichkeit gegen den Kaiſer, ihren von Gott geſetzten Oberherrn, und ihre Rebellion verwies; und ſie ernſtlich bedrohte, wofern ſie nicht alsbald die Waffen niederlegten und des Kaiſers Gnade ſich ergäben, kraft ſeines mit dem Kaiſer aufgerichteten Bündniſſes und ſeiner Blutsfreundſchaft mit ihm, Seiner Majeſtät mit Hilfe wider ſie beizuſtehen, und ſie mit den Waffen heimzuſuchen. Die Böhmen beantworteten dies Schreiben mit ihrem gewöhnlichen Liede, trugen ihre alten, ungegründeten und ſo oft widerlegten Lamentationen über Bedrückung ihres Gewiſſens, Verletzung des Majeſtätsbriefes ꝛc. vor, und baten den König, fremden Mißgönnern und Friedensſtörern doch ja keinen Glauben beizumeſſen; ſondern die reine Wahrheit zu glauben, die ſie in ihrem unterthänigſten Schreiben getreu darſtellten.

Noch einmal verſuchte der, ſo oft getäuſchte Kaiſer den Weg der Güte und erließ am 1. December (1618) ein ſehr väterliches und ergreifendes Abmahnungsſchreiben an die Böhmen, worin er den Ständen vorſtellte, wie ſie durch ihre Attentate das ſchöne Königreich gänzlich zu Grunde richteten, fremdes Kriegsvolk in das Land zögen und die ſtrengſte Rache Gottes durch ihre Rebellion und das Vergießen ſo vielen Blutes auf ſich lüden. Dringend auch ſtellte

er ihnen vor und bezeugte vor Gott und der Welt, daß er alles Erdenkliche gethan habe, das Unheil abzuwenden und den Frieden wiederherzustellen; und daß er an ihrem Verderben keine Schuld habe. — Die Rebellen sahen aus diesem väterlichen Ermahnungsschreiben, das nicht von dem Nachdruck der Waffen begleitet war, nur die Ohnmacht des Kaisers, sie zu bestrafen. Da sie indessen die Rüstungen des nahen Pohlens so wie auch die Hülfe der katholischen Ligue fürchteten, die sich der Union gegenüber gebildet hatte; und auch wußten, daß der Kaiser nun im Stande sei, ein stattliches Heer zu werben, benützten sie diese Gelegenheit, Zeit zu gewinnen.

Erasmus von Tschernembel, gleich dem Grafen Matthias Thurn, ein reicher, wegen der Religion ausgewanderter Krainer, überreichte im Namen der Utraquisten ein wahrhaft pharisäisches, mit großer Schlauheit, doch in sehr friedlichem und unterwürfigem Styl abgefaßtes Denkschreiben, worin er dem Kaiser vorstellte, es sei zur Zeit noch schwer, über den Aufstand in Böhmen zu urtheilen; da nicht alle Parteien zur Genüge wären vernommen worden. Wären aber auch die Utraquisten wirklich Rebellen, so gereiche dennoch dem Regentenhause nichts zu größerm Schaden und zu größerer Schmählerung seines großen Rufes, als die Waffen wider die Böhmen zu ergreifen. Denn siegte der Kaiser, so gewinne er doch nur das Seinige zurück, und zwar in erbärmlichem Zustande, und müßte auch, den Krieg führen zu können, andere Länder beschweren; so daß

er dann aus keinem Lande Einkommen und die zur Türkenhilfe und andern Staatsbedürfniſſen nothwendigen Gelder erhalten könne. Auf Ausländer ſei ſich nicht zu verlaſſen, da fremde Fürſten entweder nicht helfen können, oder nicht helfen wollen, und am Ende auch ihre Hilfe ſich ſo theuer bezahlen laſſen, daß die Länder die Summen nicht erſchwingen können. Durch Confiscation könne der Kaiſer ſich nicht decken, da er es mit mächtigen Ständen und einem großen Adel zu thun habe, und überdies die Kriegsunkoſten jeden Monat über 200,000 Gulden ſich beliefen. Dazu auch ſei der Kaiſer alt und krank; auf den König Ferdinand aber ſei nicht zu bauen, da ſchon manche Könige gekrönt worden, und dennoch niemals in den Beſitz ihrer Länder gekommen ſeien. Auch ſei der Sieg nicht ſo gewiß; denn die Huſſiten hätten gezeigt, was die Desperation eines Volkes vermöge, und ein kleiner Haufe derſelben habe Kaiſer Siegmunds, des Papſtes und der Erzherzoge ganzes Heer geſchlagen. Eben ſo wenig habe die ganze ſpaniſche Macht gegen das kleine Holland ausgerichtet, das wegen der Inquiſition ſich losgeriſſen habe. Ja es komme der Kaiſer auch in Gefahr, daß die ohnehin nicht pünctlich bezahlte Soldateska ſich zu dem Feinde ſchlage, wie man deſſen viele Beiſpiele habe. Ginge aber Böhmen verloren, ſo ziehe dieſer Verluſt, auch den der Kaiſerkrone nach ſich.

Des Kaiſers Majeſtät zwar ſagen, Sie ſeien als das Haupt der Chriſtenheit ſchuldig, das Unrecht zu beſtrafen. Dies ſei auch allerdings billig; wenn

ſolche Strafe ohne große Ungerechtigkeit, und Unterdrückung der Unſchuldigen und zur Beſſerung des gemeinen Weſens ſich üben laſſe; wo aber der Unſchuldige durch ſolche Buße mehr leide als der Schuldige, ſei es beſſer, hundert Sünder zu abſolviren als Einen Gerechten zu verdammen. So klagten Kaiſerliche Majeſtät über dreißig Perſonen, und deßwegen müßten viele tauſend arme und unſchuldige Männer, Weiber, Kinder, Geiſtliche und Weltliche durch Krieg, Mord, Raub, Brand, Plünderung, Verwüſtung, Schändung und entſetzliche Mißhandlungen beſtraft, die Polizei umgekehrt und alles Recht mit Füßen getreten werden, was eine Devaſtation, und keine Renovation zu nennen ſei. Gleichwie alſo ein trefflicher Arzt einen ſchwer und ungeduldigen Kranken durch fleißige Wartung, geſunde Wohnung und reine und angenehme Arzeneien beſſer behandelt als einen Geſunden, und, wofern er dies nicht thut, die Krankheit mehr überhand nehme, er aber mehr Mühe und weniger Ehre davon habe, alſo blaſe man auch bei jeder Rebellion und Unruhe dieſer Art, wenn man ſolche mit Gewalt und Schärfe dämpfen wolle, das Feuer derſelben nur um ſo mehr auf, und die Flamme werde nur um ſo ſtärker. Durch Weisheit und Moderation hingegen werde Alles zum Beſten gekehrt; und Waffen und ausländiſche Hilfe ſeien dazu keineswegs nothwendig. (Sonderbar! und ſie ſelbſt erlaubten ſich ſolche gegen ihren Landesfürſten!) Überdies hätten Seine Majeſtät beim Antritt der Regierung verſprochen, friedlich zu regieren; weßhalb das Blut-

bad unverantwortlich wäre. Schlage ja doch auch ein Vater, wenn die Kinder zuweilen muthwillig und böse seien, dieselben nicht todt, damit er sich selbst nicht beraube und sich Herzeleid erwecke; also wären auch rebellirende Unterthanen nicht mit der Schärfe des Schwertes wie Fremde und Feinde, sondern durch väterliche Verweise, Schonung und Nachgiebigkeit zu züchtigen (?!) damit der Kaiser des Seinigen nicht mit schwerer Verantwortung, zum Nachtheil seiner Nachkommen sich beraube.

Endlich wolle man den Kaiser zu dem Glauben bewegen, es sei gegen den schuldigen Gehorsam und die Reputation Seiner Majestät, daß die Böhmen sich bewaffneten; doch diesem sei nicht also. Es sei durch viele Beispiele erwiesen, daß manche Länder dies gethan, und dennoch große Kaiser und Potentaten hierüber kein Bedenken getragen; ja auch wenn sie schon Kriegesvolk geworben, dasselbe wieder entlassen hätten. Wer die jetzige Zeit wohl ins Auge fasse, der werde befinden, daß die Böhmen sich eigentlich aus Furcht vor einer Offension von Seiten Seiner Majestät bewaffneten, weil sie den Landoffizieren und Andern gedroht haben; zumal die Jesuiten sie gar sehr zur Rache antreiben, und weil sie, da sie nicht trauen, nur gegen den Angriff sich versichern wollen; wie es der Böhmen Schriften öffentlich bezeugten. Die Kaiserliche Majestät dagegen bewaffneten sich nicht aus Furcht vor den Böhmen, noch weniger zur Sicherheit Ihrer Person, oder ihrer Länder, sondern die Böhmen zum Gehorsam zu treiben, und könnten

alſo ohne Schmähleruug Ihrer Ehre Ihr kaiſerliches Volk entlaſſen (!!!) und dadurch Ihren Ländern die Laſt abnehmen; dies würde die Großmuth Seiner Majeſtät in ſchönem Lichte zeigen, und auch genugſam an den Tag legen, daß Sie die Waffen Ihrer Unterthanen gleichſam für nichts achten; ja dieſe Niederlegung der Waffen würde Ihre Authorität und Ihr Vertrauen weit mehr zeigen, als wenn Sie mit Ihren Unterthanen fechten wollten. Unterließen dagegen Seine Majeſtät Ihre Truppenwerbungen nicht, ſo würde dies nicht nur bei Fremden, ſondern auch bei Ihren andern öſterreichiſchen Ländern groſſes Mißtrauen erwecken und viele andere verderbliche Folgen nach ſich ziehen. Somit alſo könne Seiner Majeſtät kein ſchädlicherer und gefährlicherer Rath gegeben werden als die Böhmen zu bekriegen; und darum möchten Seine Majeſtät ſich gnädigſt reſolviren, dieſer Sache ein Ende zu machen, damit die Krone Böhmen für Sie und Ihre Nachkommen in Frieden und Ruhe erhalten werde.

Dies argliſtige Schreiben, das den Kaiſer zur Niederlegung der Waffen bewegen ſollte, während die Rebellen ſolche gegen ihn fortführten, war um ſo ſonderbarer und um ſo heimtückiſcher, als die Böhmen nicht nur kein friedliches Mittel hatten annehmen wollen, ſondern auch mit ihren Feindſeligkeiten dem kaiſerlichen Hoflager immer näher kamen, und bereits mit dem Pfalzgrafen Friederich wegen der Krone Böhmen in wirklicher Unterhandlung waren. Nichts deſto weniger ergriff der ſchmerzlich bedrängte, die

ſes unglückſeligen Aufruhrs müde und nach Frieden und Ruhe ſchmachtende Kaiſer, ſelbſt dieſe Gelegenheit, den Böhmen einen Waffenſtillſtand von zwei Monaten zu bewilligen, und indeſſen einen Verſammlungstag nach Eger zu beſtimmen, wo, durch Churſachſens Vermittlung, nebſt den kaiſerlichen Commiſſarien die Churfürſten von Mainz, von der Pfalz, von Sachſen, und der Herzog von Bayern, wenn nicht perſönlich, doch durch ihre Geſandten erſcheinen, und auch die Stände durch ihre Abgeordneten ſich einfinden ſollten, ihre Beſchwerden vorzutragen. Nichts lag dem unglücklichen Kaiſer ſo dringend am Herzen als dieſe heilloſe Fehde noch beendigt zu ſehen, bevor er die müden Augen ſchlöſſe.

Vieles hatte beigetragen, dem lebensſatten Kaiſer ſeine letzten Jahre zu verbittern; und nicht beglückt hatten ihn die Kronen, die er um wenige Jahre früher zu tragen, ſeinen Bruder Rudolph gezwungen hatte, niederzulegen, ohne ſolche ſelbſt mit größerem Ruhme zu tragen. Denn es fehlte viel, daß er der Erwartung entſprochen hätte, die man allgemein von ihm hatte; ja Viele wünſchten während ſeiner Regierung Rudolphs Zeiten zurück. Auch mußte er von ſeinem Nachfolger beinahe die nämliche Begegnung erfahren, die ſein Bruder Rudolph von ihm hatte erfahren müſſen; nur daß Ferdinand mit mehr Glimpf und Schonung dabei vorging. Eine der bitterſten Kränkungen, die er von dem König erdulden mußte, war die Verhaftung ſeines (wie er erachtete), einzigen Freundes und getreueſten Rathgebers, des Cardinals Kleſel, die etwa ein Jahr zuvor geſchehen war.

Offenbar hatte dieſer Miniſter ſich Vieles zu ſchulden kommen laſſen. Er hatte, ſo viel an ihm lag, die Angelegenheit der Succeſſion, worauf das Heil des ganzen Erzhauſes beruhte, durch allerlei Ränke und Hinderniſſe, und vielleicht blos darum verzögert, weil er fürchtete bei dem ſelbſtſtändigen, feſten und weiſen Ferdinand den allmächtigen Einfluß zu verlieren, den er auf den Kaiſer Mathias ausübte. Denn dies ging ſo weit, daß er oft in hochfahrendem Übermuth pochend auf die Bruſt ſchlug und ſprach: Hier ſitzt der Kaiſer! Dieſen Einfluß zu behaupten, hatte er auch beſtändige Zwietracht zwiſchen dem Kaiſer und den Erzherzogen unterhalten. Überdies vermuthete man, er ſei Schuld, daß das kaiſerliche Kriegsvolk ſo langſam in Böhmen vorgerückt war; er habe gefliſſentlich einige Oberſten und Hauptleute eingeſetzt, von welchen er wußte, daß ſie mit dem Feind im Einverſtändniß waren, ja er ſelbſt habe mit den Rebellen correſpondirt, um alle ihre Reſolutionen und Vorkehrungen gewußt, und ſich darnach benommen. Dieſe Vermuthungen wurden durch die Schriften, die man bei ſeiner Verhaftung in Beſchlag nahm, und noch mehr vielleicht durch 400,000 Ducaten beſtätigt, die man in ſeiner Geldkiſte fand, und die grell gegen die Noth contraſtirten, in welcher der Hof damals ſich befand *). Auch warf man ihm vor, er habe zum un-

*) Der Cardinal rechtfertigte ſich ſpäterhin (1627) auf folgende Weiſe hierüber. Er ſprach: „er halte den modum reformandi für zu ſcharf; man verliere dadurch

ersetzlichen Schaden Ungarns, den Türken zu viel eingeräumt, das Justiz-, Kriegs- und Finanzwesen in die gräulichste Verwirrung gebracht und dem Kaiser viele verderbliche Rathschläge gegeben.

Aus diesen und noch andern Gründen beschlossen König Ferdinand und Erzherzog Maximilian mit Einverständniß des Spanischen Botschafters Ognate, den Cardinal in aller Stille zu entfernen. Dies um so sicherer zu thun, besuchten beide Fürsten ihn in seinem Hause, um ihn zu einem Gegenbesuche zu verpflichten. Da nun der Cardinal in die Burg zu dem König sich begeben wollte, trat ihm der Kam-

---

dem Landesfürsten die Liebe, dem Lande das Geld, und dem Himmel viele Seelen; — die Liebe, da man die Leute nicht nur emigriren mache, sondern sie des Landes verweise; als ob sie Schelme und Diebe wären; — das Geld und die Commerzien, weil die reichsten Leute hinwegzögen, und großes Gut mit sich führten. Man gewinne aber die Seelen nicht, weil die Unkatholischen nicht katholisch werden, sondern sammt ihren Kindern das Land räumen, und also Kindeskinder auf ewig in ihrem Irrthum bleiben. Wenn man aber die Ältern im Lande ohne Exercitium und Schulen bei ihrer Religion ließe, so würden die Kinder katholisch werden, und also die ganze Posterität in infinitum katholisch bleiben, das Geld nicht aus dem Lande geführt werden, die Commerzien sich nicht verlieren, und der Landesfürst nicht an allen Orten so verhaßt seyn, und auch, wenn etwa Einer unrecht thäte, Gelegenheit haben, ihn an Leib und Gut zu strafen.«

merherr von Breuner auf der Treppe entgegen, begleitete ihn in ein besonderes Zimmer und kündigte ihm daselbst an, »das ganze durchlauchtigste Erzhaus habe mit Seiner Heiligkeit sich dahin verglichen, seine Person wegen vieler Unthaten und übel geführten Hofregiments, dieses Ortes nicht länger zu gedulden; weßwegen er seinen Cardinalshut und Mantel ab-, einen andern schwarzen und bereit liegenden anzulegen und mit den beiden Kriegesobersten, Grafen Collalto und Dampierre (die hierauf aus dem Nebenzimmer hervortraten, wo sie bis dahin verborgen waren) abzugehen habe.« Über diese Ankündigung fing der Cardinal an, heftig zu protestiren, da er jedoch Ernst sah, fügte er sich, ward durch einen verdeckten Gang zur Burg hinaus, auf die Vaskei herab, und von dort durch eine starke Escorte zuerst nach Steyermark, von dort aber auf das feste Schloß Ambraß nach Tyrol gebracht. Späterhin (1623) ordnete der Papst ein Gericht von Cardinälen über ihn an; weil aber kein Kläger erschien, ward er losgesprochen und dann abermal in sein Bisthum zu Wien eingesetzt. Der Papst selbst empfahl ihn dem damaligen Kaiser Ferdinand in einem eigenen Breve; und wirklich auch bediente Kaiser Ferdinand II. sich öftmals seines Rathes.

Eine Stunde nachdem der Cardinal entfernt war, zeigten der König und Erzherzog Maximilian dem Kaiser an was geschehen wär. Wie schmerzlich aber dies auch dem Kaiser fiel, erwiederte er dennoch kein Wort. Er lag eben damals an peinlichen

Gichtſchmerzen zu Bette, und nahm während des Vortrags das Bettuch erröthend vor den Mund. Mit um ſo größerer Empfindlichkeit antwortete die Kaiſerin, der dieſe Sache tief zu Herzen ging, ſie ſehe wohl was man mit ihrem Gemahl vorhabe, er lebe zu lange, und man ſei ſeiner bereits überdrüſſig. Es kränkte ſich auch dieſe fromme Fürſtin ſo tief, daß ſie noch in demſelben Jahre ſtarb. Immer hatte ſie ein ſehr frommes Leben geführt und unter andern vier Kapuzinerklöſter geſtiftet, zu Steyer, zu Regensburg, zu Budweis und zu Wien; welchem letztern ſie 30,000 Ducaten zur Vollendung des Baues, zur Einrichtung und Dotirung hinterließ. Drei ganze Jahre hatte ſie aller ihrer Einkünfte zum Beſten armer Kirchen ſich enthalten.

Als die Geſandten der Chur- und Reichsfürſten am 14. April (1619) zu Eger ſich verſammelt hatten, erſchienen daſelbſt die Abgeordneten der böhmiſchen Stände und trugen ihre Beſchwerden und Forderungen vor. Es war ihnen jedoch ſo wenig Ernſt, mit dem Kaiſer ſich zu verſöhnen, daß ſie vielmehr entſchloſſen waren, die Feindſeligkeiten um jeden Preis fortzuſetzen, wozu ſie während des Waffenſtillſtandes alle Vorkehrungen getroffen hatten; und darum auch ſpannten ſie ihre Forderungen ſo übertrieben hoch, daß ſelbſt die Interponenten ſolche mit Ärger verwarfen. Hierauf zerſchlug ſich die ganze Vermittlung, und beide Partheien rüſteten ſich ernſtlicher denn jemals zum Kriege. Kaiſer Mathias erlebte dieſe undankbare Vergeltung ſeiner Güte und Verſöhnlichkeit

nicht mehr. Einsam, freund- und verlassen auf dem Throne, folgte er seiner geliebten Gemahlin, schon nach drei Monaten in die Ewigkeit. Ein Schlagfluß rührte ihn am 20. Mai 1619. Beide wurden die ersten in der kaiserlichen Gruft bei den Kapuzinern bestattet, deren Bau der Kaiser kurz zuvor vollendet hatte.

Zweites Buch

Von dem Regierungsantritt Ferdinands bis zum Restitutionsedikt.

(J. 1619 — bis — 1629.)

War je ein Monarch in einer verzweiflungsvollen Lage, ohne Aussicht auf Rettung, und gleichsam augenscheinlich verloren, so war es gewiß Ferdinand nach Kaisers Mathias Tode. Sein kleines, geschlagenes, entmuthigtes, über die Hälfte herabgesunkenes Heer stand in Böhmen sich selbst überlassen, bei Budweis und Krummau wie eingeschlossen von den Rebellen, die mit Hilfe der Schlesier ganz Böhmen beherrschten, und mit den königlichen Einkünften selbst Krieg wider ihren rechtmäßigen König führten. Auch besorgte man stündlich, die niederschlagende Nachricht zu vernehmen, daß dieses, ohnehin allseitigem Mangel preisgegebene, aber dennoch einzige kaiserliche Heer in Böhmen, die Waffen gestreckt habe. — Dazu forderte Ferdinand als gekrönter König von Böhmen Abgeordnete nach Wien, um sich mit ihnen über die Abhilfe ihrer Beschwerden und Beilegung ihrer Unruhen zu berathen; empfing aber statt der Antwort, von den Statthaltern einen Bericht, die Directoren, (die Ferdinand nie als solche

DE PIBROT AUG-BOT
Waltsch N: 323/2

anerkannt hatte) hätten sich geweigert, das Schreiben Seiner Majestät anzunehmen, weil man sie nicht Directoren genannt, noch auch den Ständen den Titel: sub utraque gegeben hätte; — (da doch die Angelegenheiten des Landes nicht blos die Utraquisten, sondern alle Stände überhaupt betrafen!) Eben so verweigerten die Ober- und Nieder-Österreichischen Stände die Huldigung; und erhoben Schwierigkeiten gegen die Vollmacht, die Erzherzog Albrecht aus den Niederlanden schon früher an Ferdinand gesandt hatte, seinen Antheil an den österreichischen Landen zu übernehmen, und zu regieren. Die Protestanten sprachen geradezu, sie würden keinem andern als einem solchen Fürsten huldigen, der ihre Privilegien in allen Puncten bestätigte; und um zu zeigen, daß sie dies keines Weges im Scherze meinten, legten die Stände ob der Enns alsbald die Kammergüter unter Beschlag.

Indessen nahm Thurn, der in Mähren eingedrungen war, die Abtei Goldberg ein, rückte nach Brünn vor, zwang den Bürgermeister dieser Hauptstadt, die Stadtschlüssel herauszugeben; forderte die Bürgerschaft auf, bei einem Eide sich zu verpflichten, daß sie es mit den löblichen (protestantischen) Ständen halten wollten, und bedrohte den Cardinal Dietrichstein, der mit dem Fürsten Carl Liechtenstein das Land bisher noch in der Treue erhalten hatte, mit augenblicklicher Hinauswerfung zum Fenster, wofern er nicht auf der Stelle das General-Amt niederlege. Als nun der ernste und weise Prälat, nach

vergeblichen Vorstellungen, der Gewalt gewichen war, ernannten die Mährischen Stände alsbald fünf Directoren, setzten den katholischen Stadtrath sowohl zu Brünn als zu Olmütz ab, ernannten an ihrer Statt protestantische Räthe, vertrieben die Jesuiten und öffneten die Kirche derselben den Utraquistischen Predigern. Da nun Thurn keinen Feind mehr im Rücken zu befürchten hatte, drang er bei dieser allgemeinen Gährung der Gemüther immer näher vor, und erschien endlich (am 9. Juni 1619) vor Wien selbst. —

Es hatten aber auch die meineidigen Verhandlungen der Rebellen sowohl in Deutschland als in der Türkei ihre Früchte getragen. Die Protestanten im deutschen Reiche warben Truppen und rüsteten sich; der Fürst von Siebenbürgen Bethlen Gabor, im Einverständniß mit den Ungarn, und verbündet mit den Türken und Böhmen, hatte bereits Kaschau und Preßburg erobert; und Alles zitterte zu Wien, daß beide feindliche Heere vor dieser Stadt sich vereinigten, die auf keine Belagerung gefaßt war. Die Noth stieg mit jedem Tage. Schon hatte Thurn bei St. Ulrich Batterien aufgeworfen, und angefangen die Burg zu beschießen; Kugeln flogen bis mitten in die Stadt. Auch schwärmten bereits einige Horden Bethlen Gabors mit ungarischen Protestanten bis über die Fischa. Übermüthig jubelten Österreichs protestantische Stände; eilten von allen Seiten, sich zu bewaffnen und mit den böhmischen Rebellen gemeinsame Sache zu machen. Schon sprachen sie laut da-

von, Ferdinand in ein Kloſter zu ſperren, ſeine Kinder in der proteſtantiſchen Religion erziehen zu laſſen, einen Fürſten dieſer Confeſſion zu erwählen, Böhmen aber und den dazu gehörigen Landen ihren eigenen König zu geben; und endlich Öſterreich, Steyermark, Kärnthen und Krain mit dem Königreich Ungarn zu vereinigen. In der Hauptſtadt ſelbſt waren die Gemüther geſpannt; die Proteſtanten ſtanden mit dem Feinde im Einverſtändniß; und wiewohl 1500 getreue katholiſche Bürger mit 600 Studenten vereint, allen Gefahren großmüthig trotzend, die Waffen ergriffen und, um alle Verrätherei zu verhüten, die Stadtthore beſetzten, ſo nahm doch Angſt, Gefahr und Noth mit jedem Augenblick zu.

In dieſer äußerſten Bedrängniß beſchworen ſelbſt Ferdinands getreueſte Diener und Räthe ihren Herrn, der Übermacht zu weichen; oder aber heimlich nach Tyrol zu entfliehen. Sogar die Jeſuiten riethen ihm, für den Augenblick nachzugeben; da mit der Zeit wohl auch Rath kommen würde. Einige ſeiner Getreuen hatten, ſogar auf die Gefahr hin, die Gnade des Königs, ja vielleicht ihr Leben zu verlieren, heimlich mit Thurn unterhandelt, und ihm Anträge zur Verſöhnung gethan; mit Verheißung die Glaubensfreiheit anzuerkennen, den Majeſtätsbrief zu erneuern, ihre Privilegien zu beſtätigen und eine allgemeine Amneſtie zu erwirken. Doch dieſer ſtolze Rebell, auf ſeine Siege pochend und Ferdinand bereits als ſeinen Gefangenen betrachtend, mit welchem er nach Gefallen handeln und von dem er erzwingen könne was

ihm beliebe, würdigte dieſe Friedensverſuche nicht einmal einer Antwort; ſondern forderte vielmehr, man ſollte ihm, wie die proteſtantiſche Partei es ihm verheißen, ein Thor der Stadt einräumen; bis dahin aber fuhr er fort, die kaiſerliche Burg zu beſchießen.

Es gehört fürwahr ein außerordentliches, mehr denn heldenmüthiges Herz dazu, unter ſolchen Verhältniſſen und in ſo großer Verlaſſenheit und Verrath von allen Seiten nicht zu verzagen. Dennoch zeigte ſich Ferdinand niemals unerſchütterlicher als in dieſer dringendſten aller Gefahren. Mit männlichem Ernſt und Unwillen verwarf er den Rath zur Nachgiebigkeit ſo wie zur Flucht. Oft hatte er erfahren, daß Gott, auf den er feſt und unwandelbar vertraute, ihm niemals näher war, als wenn aller menſchliche Rath und alle menſchliche Hilfe ihm verſiegte; daher auch ſtieg ſein Vertrauen immer mit der Größe der Noth. Indeß alſo ſeine getreueſten Freunde, in Kleinmuth verſunken, Alles für verloren hielten, verſchloß er ſich einſam in ſein Kabinet, ergoß ſein Herz vor dem wahrhaften und einzigen Retter in der Noth, und flehte ſeine allmächtige Hilfe in dieſem entſcheidenden Augenblick an. Mit größter Ruhe und Zuverſicht erhob er ſich von ſeinem inbrünſtigen Gebet; er hatte im Innern die Verheißung himmliſcher Erhörung empfangen. Sein Vertrauen auf Gottes Vorſehung ſollte alsbald in ſeiner ganzen Größe ſich zeigen, und durch eine fürwahr wunderbare Belohnung gekrönt werden. Kaum hatte er

vom Gebet sich erhoben, als plötzlich unangemeldet sechzehn protestantische Oesterreicher aus dem Herren- und Ritterstande, Tschernembel *) an ihrer Spitze, in die, von böhmischen Bomben durchlöcherte Burg traten und ungestüm die Anerkennung ihrer Conföderation und die Billigung ihrer Rüstungen wider ihn, ihren König und Herrn von ihm verlangten. In frechem Uebermuth wagte es sogar Heinrich Thonka, del, Herr zu Thernberg und Evergassing, den König bei den obern Knöpfen seines Wamses zu ergreifen und mit drohendem Blick ihn anzuschreien: »Nun Ferdinand, wirst du nicht unterschreiben?«

»Nun und nimmer!« rief der König mit männlicher Entschlossenheit. Und sieh da, im nämlichen Augenblick ertönen urplötzlich Trompeten und Pauken auf dem Burgplatz. Die Rebellen erblaßten. Bouquoi hatte Mittel gefunden, das Dampierrische Regiment **) unter dem Obersten Saint Hilaire nach Wien zu senden, das durch das Fischerthor eingedrungen, und, ehe die Rebellen dessen sich

*) Der nämliche, der jenes Denkschreiben verfaßt hatte, von welchem S. 81 die Rede war.

**) Dies Regiment, das noch heut zu Tage unter dem Namen Graf Harbegg besteht, erhielt das Privilegium, mit klingendem Spiele durch die Stadt zu ziehen und seinen Werbtisch auf dem Burgplatz aufzuschlagen; welches Recht daſſelbe auch noch vor wenigen Jahren ausübte.

vergeblichen Vorstellungen, der Gewalt gewichen war, ernannten die Mährischen Stände alsbald fünf Directoren, setzten den katholischen Stadtrath sowohl zu Brünn als zu Olmütz ab, ernannten an ihrer Statt protestantische Räthe, vertrieben die Jesuiten und öffneten die Kirche derselben den Utraquistischen Predigern. Da nun Thurn keinen Feind mehr im Rücken zu befürchten hatte, drang er bei dieser allgemeinen Gährung der Gemüther immer näher vor, und erschien endlich (am 9. Juni 1619) vor Wien selbst. —

Es hatten aber auch die meineidigen Verhandlungen der Rebellen sowohl in Deutschland als in der Türkei ihre Früchte getragen. Die Protestanten im deutschen Reiche warben Truppen und rüsteten sich; der Fürst von Siebenbürgen Bethlen Gabor, im Einverständniß mit den Ungarn, und verbündet mit den Türken und Böhmen, hatte bereits Kaschau und Preßburg erobert; und Alles zitterte zu Wien, daß beide feindliche Heere vor dieser Stadt sich vereinigten, die auf keine Belagerung gefaßt war. Die Noth stieg mit jedem Tage. Schon hatte Thurn bei St. Ulrich Batterien aufgeworfen, und angefangen die Burg zu beschießen; Kugeln flogen bis mitten in die Stadt. Auch schwärmten bereits einige Horden Bethlen Gabors mit ungarischen Protestanten bis über die Fischa. Übermüthig jubelten Österreichs protestantische Stände; eilten von allen Seiten, sich zu bewaffnen und mit den böhmischen Rebellen gemeinsame Sache zu machen. Schon sprachen sie laut da-

von, Ferdinand in ein Kloſter zu ſperren, ſeine Kinder in der proteſtantiſchen Religion erziehen zu laſſen, einen Fürſten dieſer Confeſſion zu erwählen, Böhmen aber und den dazu gehörigen Landen ihren eigenen König zu geben; und endlich Öſterreich, Steyermark, Kärnthen und Krain mit dem Königreich Ungarn zu vereinigen. In der Hauptſtadt ſelbſt waren die Gemüther geſpannt; die Proteſtanten ſtanden mit dem Feinde im Einverſtändniß; und wiewohl 1500 getreue katholiſche Bürger mit 600 Studenten vereint, allen Gefahren großmüthig trotzend, die Waffen ergriffen und, um alle Verrätherei zu verhüten, die Stadtthore beſetzten, ſo nahm doch Angſt, Gefahr und Noth mit jedem Augenblick zu.

In dieſer äußerſten Bedrängniß beſchworen ſelbſt Ferdinands getreueſte Diener und Räthe ihren Herrn, der Übermacht zu weichen; oder aber heimlich nach Tyrol zu entfliehen. Sogar die Jeſuiten riethen ihm, für den Augenblick nachzugeben; da mit der Zeit wohl auch Rath kommen würde. Einige ſeiner Getreuen hatten, ſogar auf die Gefahr hin, die Gnade des Königs, ja vielleicht ihr Leben zu verlieren, heimlich mit Thurn unterhandelt, und ihm Anträge zur Verſöhnung gethan; mit Verheißung die Glaubensfreiheit anzuerkennen, den Majeſtätsbrief zu erneuern, ihre Privilegien zu beſtätigen und eine allgemeine Amneſtie zu erwirken. Doch dieſer ſtolze Rebell, auf ſeine Siege pochend und Ferdinand bereits als ſeinen Gefangenen betrachtend, mit welchem er nach Gefallen handeln und von dem er erzwingen könne was

ihm beliebe, würdigte dieſe Friedensverſuche nicht einmal einer Antwort; ſondern forderte vielmehr, man ſollte ihm, wie die proteſtantiſche Partei es ihm verheißen, ein Thor der Stadt einräumen; bis dahin aber fuhr er fort, die kaiſerliche Burg zu beſchießen.

Es gehört fürwahr ein außerordentliches, mehr denn heldenmüthiges Herz dazu, unter ſolchen Verhältniſſen und in ſo großer Verlaſſenheit und Verrath von allen Seiten nicht zu verzagen. Dennoch zeigte ſich Ferdinand niemals unerſchütterlicher als in dieſer dringendſten aller Gefahren. Mit männlichem Ernſt und Unwillen verwarf er den Rath zur Nachgiebigkeit ſo wie zur Flucht. Oft hatte er erfahren, daß Gott, auf den er feſt und unwandelbar vertraute, ihm niemals näher war, als wenn aller menſchliche Rath und alle menſchliche Hilfe ihm verſiegte; daher auch ſtieg ſein Vertrauen immer mit der Größe der Noth. Indeß alſo ſeine getreueſten Freunde, in Kleinmuth verſunken, Alles für verloren hielten, verſchloß er ſich einſam in ſein Kabinet, ergoß ſein Herz vor dem wahrhaften und einzigen Retter in der Noth, und flehte ſeine allmächtige Hilfe in dieſem entſcheidenden Augenblick an. Mit größter Ruhe und Zuverſicht erhob er ſich von ſeinem inbrünſtigen Gebet; er hatte im Innern die Verheißung himmliſcher Erhörung empfangen. Sein Vertrauen auf Gottes Vorſehung ſollte alsbald in ſeiner ganzen Größe ſich zeigen, und durch eine fürwahr wunderbare Belohnung gekrönt werden. Kaum hatte er

vom Gebet sich erhoben, als plötzlich unangemeldet sechzehn protestantische Oesterreicher aus dem Herren- und Ritterstande, Tschernembel *) an ihrer Spitze, in die, von böhmischen Bomben durchlöcherte Burg traten und ungestüm die Anerkennung ihrer Conföderation und die Billigung ihrer Rüstungen wider ihn, ihren König und Herrn von ihm verlangten. In frechem Uebermuth wagte es sogar Heinrich Thomadel, Herr zu Thernberg und Evergassing, den König bei den obern Knöpfen seines Wamses zu ergreifen und mit drohendem Blick ihn anzuschreien: »Nun Ferdinand, wirst du nicht unterschreiben?«

»Nun und nimmer!« rief der König mit männlicher Entschlossenheit. Und sieh da, im nämlichen Augenblick ertönen urplötzlich Trompeten und Pauken auf dem Burgplatz. Die Rebellen erblaßten. Bouquoi hatte Mittel gefunden, das Dampierrische Regiment **) unter dem Obersten Saint Hilaire nach Wien zu senden, das durch das Fischerthor eingedrungen, und, ehe die Rebellen dessen sich

*) Der nämliche, der jenes Denkschreiben verfaßt hatte, von welchem S. 81 die Rede war.

**) Dies Regiment, das noch heut zu Tage unter dem Namen Graf Harbegg besteht, erhielt das Privilegium, mit klingendem Spiele durch die Städt zu ziehen und seinen Werbtisch auf dem Burgplatz aufzuschlagen; welches Recht dasselbe auch noch vor wenigen Jahren ausübte.

ihm beliebe, würdigte dieſe Friedensverſuche nicht einmal einer Antwort; ſondern forderte vielmehr, man ſollte ihm, wie die proteſtantiſche Partei es ihm verheißen, ein Thor der Stadt einräumen; bis dahin aber fuhr er fort, die kaiſerliche Burg zu beſchießen.

Es gehört fürwahr ein außerordentliches, mehr denn heldenmüthiges Herz dazu, unter ſolchen Verhältniſſen und in ſo großer Verlaſſenheit und Verrath von allen Seiten nicht zu verzagen. Dennoch zeigte ſich Ferdinand niemals unerſchütterlicher als in dieſer dringendſten aller Gefahren. Mit männlichem Ernſt und Unwillen verwarf er den Rath zur Nachgiebigkeit ſo wie zur Flucht. Oft hatte er erfahren, daß Gott, auf den er feſt und unwandelbar vertraute, ihm niemals näher war, als wenn aller menſchliche Rath und alle menſchliche Hilfe ihm verſiegte; daher auch ſtieg ſein Vertrauen immer mit der Größe der Noth. Indeß alſo ſeine getreueſten Freunde, in Kleinmuth verſunken, Alles für verloren hielten, verſchloß er ſich einſam in ſein Kabinet, ergoß ſein Herz vor dem wahrhaften und einzigen Retter in der Noth, und flehte ſeine allmächtige Hilfe in dieſem entſcheidenden Augenblick an. Mit größter Ruhe und Zuverſicht erhob er ſich von ſeinem inbrünſtigen Gebet; er hatte im Innern die Verheißung himmliſcher Erhörung empfangen. Sein Vertrauen auf Gottes Vorſehung ſollte alsbald in ſeiner ganzen Größe ſich zeigen, und durch eine fürwahr wunderbare Belohnung gekrönt werden. Kaum hatte er

vom Gebet ſich erhoben, als plötzlich unangemeldet ſechzehn proteſtantiſche Oeſterreicher aus dem Herren- und Ritterſtande, Tſchernembel *) an ihrer Spitze, in die, von böhmiſchen Bomben durchlöcherte Burg traten und ungeſtüm die Anerkennung ihrer Conföderation und die Billigung ihrer Rüſtungen wider ihn, ihren König und Herrn von ihm verlangten. In frechem Uebermuth wagte es ſogar Heinrich Thonradel, Herr zu Thernberg und Evergaſſing, den König bei den obern Knöpfen ſeines Wamſes zu ergreifen und mit drohendem Blick ihn anzuſchreien: »Nun Ferdinand, wirſt du nicht unterſchreiben?«

»Nun und nimmer!« rief der König mit männlicher Entſchloſſenheit. Und ſieh da, im nämlichen Augenblick ertönen urplötzlich Trompeten und Pauken auf dem Burgplatz. Die Rebellen erblaßten. Bouquoi hatte Mittel gefunden, das Dampierriſche Regiment **) unter dem Oberſten Saint Hilaire nach Wien zu ſenden, das durch das Fiſcherthor eingedrungen, und, ehe die Rebellen deſſen ſich

*) Der nämliche, der jenes Denkſchreiben verfaßt hatte, von welchem S. 81 die Rede war.

**) Dies Regiment, das noch heut zu Tage unter dem Namen Graf Hardegg beſteht, erhielt das Privilegium, mit klingendem Spiele durch die Stadt zu ziehen und ſeinen Werbtiſch auf dem Burgplatz aufzuſchlagen; welches Recht daſſelbe auch noch vor wenigen Jahren ausübte.

verſehen hatten, auf dem Burgplatz aufmarſchirt war. Der Trompetenſchall tönte den Rebellen gleich der Poſaune des Weltgerichtes, ihr frecher Uebermuth verſchwand; ſie flüchteten ſich in Eile in das Thurnſche Lager, oder verbargen ſich wohin ſie konnten. Denn alle zitterten und fürchteten, der König würde den Rath des Spaniſchen Bothſchafters, Grafen Oñate befolgen und ihnen die Köpfe zu den Füßen legen laſſen.

Dies fröhliche Ereigniß verwandelte die Beſtürzung der katholiſchen Bürger in Freude und Muth, der durch neuen Jubel vermehrt ward, als die Nachricht eintraf, Graf Bouquoi, der den Stadt Wien ein Regiment zu Hilfe geſandt, habe den Mannsfeld auf's Haupt geſchlagen, und ziehe nun geraden Weges nach Prag. — Thurn, der Wien vergeblich belagert und beſchaſſen hatte, brach nun ebenfalls in grimmigem Zorne auf, ſchalt auf die öſterreichiſchen proteſtantiſchen Stände, die ihn nach Wien berufen und ihm Hoffnung gegeben, er werde ohne Verluſt Eines Mannes einziehen können; da er doch vielmehr das Gegentheil erfahren und manchen tapfern Streiter durch das grobe Geſchütz von den Veſteien verloren habe. Die Oeſterreicher, ſprach er, hätten ihn belogen, die Ungarn betrogen. Gleichſam flüchtig, zog er in Eile dem General Bouquoi nach, Prag für die Rebellen zu retten. Ferdinand aber ſäumte nun nicht länger, da die Wege offen waren, nach Frankfurt zu ziehen, wo die Churfürſten ſich zur Kaiſerwahl verſammelt hatten; und übergab während ſeiner

Abweſenheit die Regierung der Erblande ſeinem Bruder, dem Erzherzog Leopold.

Der König fand zu Frankfurt unerwartete Wahlgäſte. Böhmiſche Abgeordnete waren dort erſchienen; und zwar boten ſie alles Erdenkliche auf, Ferdinands Wahl zu verhindern. Sie hatten dem Churfürſten von Mainz ein langes ausführliches Schreiben überreichen laſſen, worin ſie ſowohl durch die goldene Bulle als durch Beiſpiele aus vergangenen Zeiten erweiſen wollten, Ferdinand ſei nicht befähigt, der Churfürſtenwahl beizuwohnen, geſchweige denn erwählt zu werden; da er nicht wirklicher Churfürſt von Böhmen ſei; ſintemal er niemals in Böhmen regiert, wohl aber das Land mit ſeiner Armee verheert habe; und auch gegenwärtig nicht im Beſitz des Königreichs ſei; was geradezu gegen die Ausdrücke der goldenen Bulle ſtreite; ſo wie kraft dieſer nämlichen Bulle den Statthaltern des Königreiches in ſolchen Fällen das Recht zuſtehe, die Stelle des Churfürſten von Böhmen zu vertreten. — Der Churfürſt von Mainz antwortete hierauf, er wiſſe was ſeines Amtes ſei. Ferdinand ſei von ihnen zum König erwählt, als ſolcher mit allen gewöhnlichen Ceremonien gekrönt, öffentlich ausgerufen und anerkannt worden; und es könne ihm nicht zum Präjudiz gereichen, daß ſie ihn nun an dem wirklichen Beſitz des Landes verhinderten. — Ein ähnliches Schreiben hatten die Directoren an den Churfürſten von Sachſen überſendet, der ſie an die Berathſchlagungen des geſammten Churfürſten-Collegiums verwies. Dieſer

Antwort zu Folge waren die Abgeordneten nach Frankfurt auf den Wahltag gekommen, wo ihnen aber als erste Demüthigung widerfuhr, daß ihnen die Audienz versagt, und ihnen verboten wurde, eine Wohnung in der Stadt zu beziehen. So groß war, trotz aller schwierigen Zeitverhältnisse, die Hochachtung der Churfürsten gegen Ferdinand, daß auf diese Protestation (außer von Seiten Churpfalz) durchaus keine Rücksicht genommen, und er ungeachtet aller Gegenbemühungen seiner thätigen Feinde, (am 28. August 1619) durch entschiedene Mehrheit der Stimmen zum Kaiser erwählt ward.

Es waren aber diese Bemühungen der Feinde Ferdinands, und in ihm der katholischen Sache, von nicht geringer Bedeutung; denn im Einverständniß mit den Böhmen und mit ihnen vereint, hielten der Churfürst-Pfalzgraf, der Markgraf von Anspach, der Herzog von Anhalt und andere protestantische Fürsten Rath, wie man nicht nur das römische Reich vom Hause Oesterreich losreißen, sondern dasselbe auch um seine erblichen Königreiche und Länder bringen könne. In dieser Absicht reiste im Namen der Uebrigen der Herzog von Anhalt nach Savoyen und trug dem Herzog Carl Emmanuel die Krone Böhmen und das römische Reich unter der Bedingniß an, daß er dem Pfalzgrafen Friederich das Elsaß erobern helfen und ihn zu seinem Nachfolger in den Königreichen Ungarn und Böhmen ernennen sollte *). Das

*) Bei dieser Conferenz wurde unter andern Dingen auch

churbrandenburgiſche und churpfälziſche Votum ſei ihm, ſprach er, gewiß; die geiſtlichen Churfürſten aber, (deren Länder ſie ſchon unter ſich getheilt hatten,) würden ſie mit Gewalt zwingen, für ihn zu ſtimmen. Es kamen auch die Sachen wirklich ſo weit, daß Savoyen jährlich achthalb Tonnen Goldes zum Kriege gegen Oeſterreich bewilligte, und es über ſich nahm, auf drei Jahre eben ſo viel von Venedig zu erhalten; dann den König Ferdinand in Friaul mit Kriegesmacht anzugreifen, Trieſt, Görz, Gradisca und die Uferländer zu erobern; Frankreich dahin zu ſtimmen, daß es der Kaiſerwahl ſich widerſetze; und, — am auch Spanien um ſo wirkſamer mit Krieg zu überziehen, die Generalſtaaten dahin zu vermögen, den Waffenſtillſtand zu brechen; und endlich den König Ferdinand durch die Türken und auf alle Art und Weiſe zu bekriegen.

Während dieſer Verhandlungen feierten auch die Stände in Böhmen ſelbſt nicht; die Defenſoren beriefen zu ihrem Defenſionsweſen eine große landtäg-

---

der Plan entworfen, Genua zu erobern, und mit dem Reichthum desſelben, den man auf 32 Millionen ſchätzte, ihre Abſichten auszuführen. Der Wahnſinn der Conferenten ging ſo weit, daß ſie hinſichtlich der Kaiſerkrone ſprachen, es ſei beſſer, den Türken, ja den Teufel ſelbſt, als Ferdinand zu befördern. Alſo lauten die Worte des Protokolls: „Qu'il seroit mieux de prendre plustost un Turc, avoire un diable à la succession de l'Empire que de la laisser venir à Ferdinand.“

liche Verſammlung zuſammen; auf welcher ſie die katholiſche Religion zwar nicht mit ausdrücklichen Worten, doch factiſch aus dem Lande ſchafften; da ſie den Katholiken ſo erniedrigende und bedrückende Bedingniſſe ſetzten, daß kein ehrliebender Menſch ſolchen ſich unterwerfen konnte; dem König beinahe alle Macht benahmen und ihn von ihren Launen abhängig machten; wollte er aber denſelben ſich nicht fügen, von ihren Pflichten gegen ihn ſich losſagten. Allen einzelnen Bezirken ſchrieben ſie die Mannſchaft vor, die ſie zu Roß und zu Fuße zur allgemeinen Defenſion zu ſtellen hätten; nahmen auch die öffentlichen Einkünfte zu ihren Defenſionen in Beſchlag, und beſchloſſen, in den Prager Städten keine königlichen Hauptleute mehr zu dulden.

Endlich ſetzten ſie auf dieſer National-Verſammlung den König Ferdinand von ſeiner königlichen Würde ab, weil er feindliches Kriegsvolk in das Land geführt, die ſolche Grauſamkeiten verübt hätten, daß ſie nicht einmal des Kindes im Mutterleibe verſchonten; (!) — heimlich ohne Wiſſen und Willen der Stände, Verträge zum gänzlichen Untergang und Verderben des Königreiches aufgerichtet; (!!) — den Eid nicht gehalten, den er dem Lande geleiſtet habe; (!!!) und ſetzten endlich »aus ſonderbarer Eingebung Gottes des Allmächtigen, auch durch ſeinen gnädigen Rath und Willen, den Pfalzgrafen und Churfürſten Friederich V., einen gottesfürchtigen Herrn, der Gott, die Seligkeit, Gerechtigkeit und den gemeinen Nutzen lieb

hat; auch mit Verstand, Weisheit, Fürsichtigkeit und mit vielen andern hocherleuchten Gaben und Tugenden von Gott gezieret, dazu eines hocherhabenen Stammes, desgleichen mit vielen hochansehnlichen Königen und Potentaten nahe befreundet ist, und mit denselben in guter Correspondenz steht, zu einem böhmischen König ein," worauf sie noch verschiedene andere Anordnungen für die Regierung des Landes verfaßten.

Diese »aus sonderbarer Eingebung Gottes auch durch seinen Rath und Willen« getroffene Wahl wollte indessen Vielen nicht gefallen; nicht weil sie mit der Entthronung ihres rechtmäßigen Königs und Herrn nicht wären einverstanden gewesen; sondern weil sie die calvinische Secte, zu welcher der Pfalzgraf sich bekannte, nicht weniger als den Katholicismus selbst haßten, und die allmälige Einführung und Ueberhandnahme desselben im Königreiche fürchteten. Um daher ihre eigene Sache nicht zu verderben, schlugen die Directoren, wiewohl sie fest entschlossen waren, von dem Pfalzgrafen nicht abzugehen, der Versammlung zum Scheine noch drei andere Candidaten fürstlichen Standes und anderer Religion zur Wahl vor; nämlich den Herzog von Savoyen, den König von Dänemark, und den Churfürsten Johann Georg von Sachsen.

Gegen den Ersten jedoch erhoben sich alsbald große Bedenklichkeiten; denn 1), sagten sie, werde ein König, der eine fremde Sprache rede, immer als ein Ausländer betrachtet. 2) Wäre er, — und dies

war bedenklicher als alles Andere, päpſtiſcher Religion, und ſein Sohn Cardinal; weßwegen ſehr zu beſorgen ſtand, daß er die Reformation im Königreich Böhmen nicht zulaſſen würde. Zwar hatte Mannsfeld Hoffnung gegeben, er werde die utraquiſtiſche Religion annehmen; doch wollte Vielen die Wahrſcheinlichkeit deſſen nicht einleuchten. 3) Wußte man, daß der Herzog mit Genf oftmals Verträge errichtet, aber keinen einzigen derſelben gehalten habe. 4) Fürchtete man, daß er, wenn er einmal König wäre und die Macht in Händen hätte, mit den Erzherzogen ſich leicht ins Einvernehmen ſetzen, und gegen Erſatz von Seite Spaniens, zum Nachtheil der evangeliſchen Religion, Alles wider die Böhmen tentiren könne. 5) Hatte er Kinder; dieſe aber würde er unfehlbar wollen zur Succeſſion bringen, da er ſchon bei Jahren wäre; dadurch aber entginge ihnen die freie Wahl; u. ſ. w.

Annehmbarer war der König von Dänemark, weil er proteſtantiſcher Religion war. Indeſſen fand man dennoch auch gegen ihn einzuwenden: 1) daß er ein Herr ſei, der nach einer abſoluten Herrſchaft ſtrebe; weßhalb er die hohen Privilegien der Böhmen nicht ſonderlich achten würde; 2) daß die Stände ihn nicht würden aus Dänemark fortziehen laſſen; wie man im Braunſchweigiſchen Kriege geſehen.

Weit mehr Gründe fanden ſich für die Excluſive des Churfürſten von Sachſen; nämlich erſtens: ſagten ſie, ſei er zu mächtig an Volk, Land, Leuten und Geld; daher würde er ſuchen Böhmen erb-

ſich zu machen, wie alle ſeine Länder es wären, und könne auch mit ſeiner Hausmacht Vieles ausrichten. 2) Würde er die böhmiſchen Freiheiten beſchneiden. 3) Je mächtiger er ſei, um ſo leichter könne er die Böhmen unterdrücken. 4) Würden die Böhmen, wofern er ihnen aus ihren Schulden helfe, ihre Landgüter und ihr Eigenthum ihm verſchreiben müſſen, wodurch er einen guten Theil des Landes an ſich brächte; da die verderbten Güter ihm wohlfeil genug in die Hände kämen, und er wegen der Succeſſion ſeiner Kinder auf nichts verzichten würde. 5) Auch habe er ſich um Böhmen nicht verdient gemacht; ihnen mehr geſchadet als genützt; und er allein wäre Schuld, daß Budweis nicht in ihre Gewalt gekommen, und von dem Grafen Bouquoi ſo viele Ungelegenheiten leiden müſſe. 6) Würde er an der öſterreichiſchen Regierung wenig genug reformiren. 7) Würde er in die Abſchaffung der Klöſter nicht willigen; ſondern die Reſtitution der verpfändeten Güter für billig halten. 8) Wäre er zu heftig gegen die Reformirten, weßhalb die im Lande würden Verfolgung auszuſtehen haben. 9) Würde er die Böhmen durch den Adel regieren, und endlich ſich eher zu den Päpſtiſchen ſchlagen; und ſchwere Bedingniſſe zum Frieden ſetzen. — Das Ende aller dieſer Verhandlungen war alſo mit Ausnahme von ſechs Stimmen die förmliche Ernennung des Pfalzgrafen Friederich zum König von Böhmen, dem ſie auch ſolche ungeſäumt notifizirten.

Die Churfürſten aber ſchrieben ihm wohlmeinend zu, warnten ihn und mahnten ihn dringend ab, den

Rede erwiederte er, »er erkenne mit Gnaden und Wohlgefallen der Geſandten große Liebe, und das Vertrauen, das ſie zu ihm gefaßt hätten; und er wolle ſich befleißen, ſolches mit gleicher Liebe und Affection zu erwiedern. Er habe zwar hochwichtige Bedenken gehabt, in ihr Anbringen zu willigen; weil jedoch ſeine Räthe dies Alles wohl in Betrachtung gezogen, und die einhellige Wahl der Stände Böhmens auf ihn gefallen ſei, ſo könne er die wunderbare Schickung und Vocation Gottes nicht verkennen. Darum auch wolle er ſich nicht widerſetzen; ſondern ſich vielmehr dazu bequemen, und den Allerhöchſten bitten, Er wolle dies ganze Werk zu ſeiner Glorie und Herrlichkeit leiten. Im Übrigen verſpreche er als ein deutſcher Fürſt, die Privilegien und Freiheiten der böhmiſchen, und derſelben incorporirten Länder zu ſchützen und feſt zu halten, und das Königreich mit Gottes Hilfe alſo zu guberniren, daß Niemand billige Urſache haben werde, über ihn zu klagen; und ſei der Hoffnung, Alles friedlich und zu gutem Stande zu wenden.«

Nach dieſer Rede küßten die Stände dem neuen Könige die Hand und begaben ſich dann zur Pfalzgräfin, die ſie in franzöſiſcher Sprache anredeten, und ihr unterthänigſt dankten, daß ſie durch ihre Interceſſion ihren durchlauchtigſten Gemahl dahin bewogen, daß er dies arme und bedrängte Königreich über ſich genommen, dasſelbe wieder in erwünſchten Stand zu bringen; und ſie bäten die göttliche Allmacht, Ihrer Majeſtät viel Glück und Heil zu

dieſer angetretenen Regierung zu verleihen, in deren Schutz die gehorſamſten Stände ſich unterthänigſt empfählen. — Die Pfalzgräfin, die ſich mit ſüßem Wohlgefallen zum erſten Mal als Majeſtät begrüßen hörte, antwortete ihnen, was ſie gethan, ſei Alles zur Erbauung, zur Ehre Gottes und ſeiner Religion, und aus beſonderm Wohlgefallen gegen die Stände geſchehen; und ſie werde auch in Zukunft keine Gelegenheit vorüberlaſſen, wo ſie ihnen Liebes und Gutes erzeigen könne.

Am 4. November (1619) geſchah die Krönung des Pfalzgrafen, nachdem er den Ständen reverſirt was immer ſie verlangt hatten, auf eine in Böhmen bis dahin noch nie geſehene Weiſe. Als nämlich die Stände ihn in die Kirche geführt, harrete ſeiner dort der calviniſche Superintendent mit einigen Prädikanten, die ihn in die St. Wenzeslai-Capelle geleiteten, wo ſie ihm die königlichen Gewande anlegten, die Krone aufſetzten, die Reichsinſignien in die Hände gaben und dabei alle Ceremonien und Gebete in lateiniſcher Sprache nach dem römiſchen Krönungsritual abhielten; nur daß ſtatt des Hochamtes, Predigten mit Gebeten und Liedern abwechſelten. Eben ſo ward wenige Tage hernach die Pfalzgräfin gekrönt und geſalbt.

Nun wurden die Kirchen der Jeſuiten den calviniſchen Predigern eingeräumt; in der Hofkirche ward deutſch, in der St. Wenzeslai-Capelle franzöſiſch gepredigt. Und da der calviniſche Hof die Kirche auf Art und Weiſe ihrer Confeſſion einrichten

wollte, brachen ſie alle Altäre, Cruzifixe und Bilder ab, ſchlugen mit Äxten und Beilen drein; und als in einer Kirche die Arbeiter ein großes Cruzifix langſam herablaſſen wollten, damit es nicht zerbräche, ward ihnen befohlen, ſolches herunter zu werfen, was unter furchtbarem Krachen geſchah; worauf Einer der Stände, Michael Berbisdorf, dasſelbe mit dem Fuße ſtoßend, ſprach: »Da liege und hilf dir ſelbſt!« — Mit den ſchönen Standbildern der ſeligſten Jungfrau trieben ſie vielen Spott und gottloſen Hohn; ſchlugen auch die Cruzifixe von allen Epitaphien ab, und kaum gelang es Herrn Wilhelm Poppel von Lobkowitz, das überaus kunſtreiche Cruzifix für ſich zu erbitten, das Kaiſer Rudolph um theures Geld hatte bringen laſſen, und das bei dem königlichen Grabmahle ſtand. Die Reliquien der Heiligen traten ſie mit Füßen; und die Diener der Prädikanten trugen ganze Körbe voll derſelben zuſammen, ſolche mit allen kunſtreichen und koſtbaren Behältniſſen zu verbrennen. Das Holz von den Altären, Standbildern und Cruzifixen gebrauchten ſie zum Einheitzen und Kochen; und machten ſich ein großes Gewiſſen daraus, den Katholiken, ſelbſt um bares Geld Einiges davon zu überlaſſen, weil ſie fürchteten, der Sünde und Abgötterei ſchuldig zu werden.

Am heiligen Weihnachtsabend ward im Presbyterium der Hofkirche ein Tiſch mit zwölf Stühlen zum calviniſchen Abendmahl aufgeſtellt, und ein Credenztiſch beigeſetzt. Am hohen Chriſtfeſte ſelbſt brachte der Pfalzgraf ſich einen Kuchen mit, den Übrigen

aber wurden Schnitten auf Schalen gereicht, von welchen dann jeder Einzelne einen nahm, denselben aß, und dieß Abendmahl mit einem Trunk Weines beschloß. Es fanden sich bei dieser Feier eine große Anzahl Katholiken sowohl als Utraquisten als Zuschauer ein, und alle entsetzten sich darüber, und ließen es sich höchlich gereuen, daß sie einen solchen König zu ihrem Oberhaupt erwählt hätten. Dazu kam denn auch noch, daß die lutherischen Prediger heftig wider die Bilderstürmerei predigten; wodurch eine solche Verwirrung entstand, daß das Volk anfing, mißmuthig und schwierig zu werden, und des Königs eigene Leute sich ängstigten und sagten, sie seien in ein Land geführt worden, wo sie ihres Lebens nicht sicher wären.

Nichts desto minder ließ nach einigen Tagen der Pfalzgraf dem Rath der Altstadt bedeuten, sie sollten das große Crucifix auf der Brücke abschaffen. Diese aber ließen ihm unterthänigst erwiedern, es stehe dies nicht in ihrer Macht; die gesammte Bürgerschaft habe dasselbe dahin setzen lassen; und ohne ihre Beistimmung könnten sie es auch nicht hinweg nehmen. Sollten aber Seine königliche Majestät solches aus eigener Anordnung hinweg thun lassen, und es entstände durch das gemeine Volk eine Ungelegenheit daraus, so wollten sie dessen keine Verantwortung haben; könnten auch nicht gut dafür stehen. Da nun das Gerücht von dieser Hinwegnahme unter die Leute kam, ward der Wache auf der Brücke befohlen, sorgfältig Acht zu haben, und den Ersten, der sich

vermeſſen würde, das Bild des gekreuzigten Heilandes anzutaſten, wer immer er ſeyn möchte, und ob er auch ein noch ſo großer Herr wäre, ohne weitere Umſtände über die Brücke in die Moldau zu werfen. — Graf Mathias Thurn ſelbſt, der eifrigſte Freund und Protector des gekrönten Pfalzgrafen, verwies es ihm, daß er die Bilder und Altäre aus den Hauptkirchen des Königreiches habe hinauswerfen laſſen; und ſagte ihm, daß ein ſolches Unternehmen gefährlich ſei, und Tumult und Aufruhr in der Stadt erwecken könne; ſo daß Seine Majeſtät dann ſelbſt nicht mehr in ihrem Schloſſe ſicher wären; denn dies ließe ſich hier nicht eben ſo leicht abthun als in der Pfalz.

Kaiſer Ferdinand II., der wichtiger Angelegenheiten wegen, noch in Deutſchland ſich aufhielt, hatte dieſen rebelliſchen Unfug und die Vermeſſenheit des eingedrungenen Nebenkönigs aufs genaueſte erfahren, und darüber einen ausführlichen Bericht und eine feierliche Caſſation in den Druck gegeben, die Viele der Rebellen zur Beſinnung brachte. Dazu auch waren die Großen unzufrieden, die Anfangs reiche Schätze aus Brittanien, neue Statthalterſchaften und andere glänzende Stellen in den öſterreichiſchen Landen ſich verſprochen hatten; wozu aber die Hoffnung täglich mehr verſchwand. Die Beſonnenſten ſahen es jetzt ſchon ein, daß der gegenwärtige Stand der Dinge nicht in die Länge dauern, und daß es dann den Ständen, zumal den Directoren, den eigentlichen Stiftern und Beförderern der Unruhen;

übel ergehen werde. Gleichwohl schien dieser Augenblick noch fern; denn ein neues Ungewitter schien sich zusammen zu ziehen, und den Kaiser mächtig zu bedrohen. Bethlen Gábor, der, nach dem Morde Bathori's, von dem Großsultan zum Fürsten von Siebenbürgen, und bald darauf zum designirten König von Ungarn ernannt ward *), hatte, trotz der Freund-

*) Eine köstliche Probe des Türkischen Hofkanzleistyles damaliger Zeit ist folgendes Patent Solimans, kraft dessen er den Bethlen Gabor zum König von Ungarn ernannte.

»Ich, Sultan Soliman, von Gottes Gnaden unüberwindlicher Türkischer Kaiser, schwöre bei des höchsten Gottes Allmächtigkeit und des allmächtigen Gottes Heiligkeit, Durchlauchtigkeit und auf sein Reich, bei des Himmels Kräften, der Sonne, dem Mond, den Sternen, bei der Erde und der Erde Schatten, auf meiner Mutter Kopf, auf mein Brot, Waffen, Leib und Seele, auf den heiligen, großen Mahomet und W'iz W'm, W'iz W'sr, und Wizzemirre und aller Bizurmanen Beschneidung und Seligkeit, daß ich dich, meinen Bruder und Sohn, nämlich Bethlen Gabor, nächstkünftigen König von Ungarn, in keiner wichtigen Sache verlassen will, und wenn auch darüber alle meine Reiche und meine große Macht sollten niedergetreten und zu nichte werden. Und wenn ich auch nur allein mit Einem Türken, oder mit zwei, drei oder vier Personen übrig bleibe, so soll und will ich auch mit denselben verpflichtet und verbunden seyn, dich zu beschützen, und bereit seyn, Denjenigen zu helfen, die dich ersuchen und dir angehören; da du mit mir schalten kannst wie du willst, und ich dir auch in

vermeſſen würde, das Bild des gekreuzigten Heilandes anzutaſten, wer immer er ſeyn möchte, und ob er auch ein noch ſo großer Herr wäre, ohne weitere Umſtände über die Brücke in die Moldau zu werfen. — Graf Mathias Thurn ſelbſt, der eifrigſte Freund und Protector des gekrönten Pfalzgrafen, verwies es ihm, daß er die Bilder und Altäre aus den Hauptkirchen des Königreiches habe hinauswerfen laſſen; und ſagte ihm, daß ein ſolches Unternehmen gefährlich ſei, und Tumult und Aufruhr in der Stadt erwecken könnte; ſo daß Seine Majeſtät dann ſelbſt nicht mehr in ihrem Schloſſe ſicher wären; denn dies ließe ſich hier nicht eben ſo leicht abthun als in der Pfalz.

Kaiſer Ferdinand II., der wichtiger Angelegenheiten wegen, noch in Deutſchland ſich aufhielt, hatte dieſen rebelliſchen Unfug und die Vermeſſenheit des eingedrungenen Nebenkönigs aufs genaueſte erfahren, und darüber einen ausführlichen Bericht und eine feierliche Caſſation in den Druck gegeben, die Viele der Rebellen zur Beſinnung brachte. Dazu auch waren die Großen unzufrieden, die Anfangs reiche Schätze aus Brittanien, neue Statthalterſchaften und andere glänzende Stellen in den öſterreichiſchen Landen ſich verſprochen hatten; wozu aber die Hoffnung täglich mehr verſchwand. Die Beſonnenſten ſahen es jetzt ſchon ein, daß der gegenwärtige Stand der Dinge nicht in die Länge dauern, und daß es dann den Ständen, zumal den Directoren, den eigentlichen Stiftern und Beförderern der Unruhen,

übel ergehen werde. Gleichwohl schien dieser Augenblick noch fern; denn ein neues Ungewitter schien sich zusammen zu ziehen, und den Kaiser mächtig zu bedrohen. Bethlen Gabor, der, nach dem Morde Bathori's, von dem Großsultan zum Fürsten von Siebenbürgen, und bald darauf zum designirten König von Ungarn ernannt ward*), hatte, trotz der Freund-

*) Eine köstliche Probe des Türkischen Hofkanzleistyles damaliger Zeit ist folgendes Patent Solimans, kraft dessen er den Bethlen Gabor zum König von Ungarn ernannte.

»Ich, Sultan Soliman, von Gottes Gnaden unüberwindlicher Türkischer Kaiser, schwöre bei des höchsten Gottes Allmächtigkeit und des allmächtigen Gottes Heiligkeit, Durchlauchtigkeit und auf sein Reich, bei des Himmels Kräften, der Sonne, dem Mond, den Sternen, bei der Erde und der Erde Schatten, auf meiner Mutter Kopf, auf mein Brot, Waffen, Leib und Seele, auf den heiligen, großen Mahomet und W'iz W'm, W'iz W'r, und Wizzemirre und aller Bizurmanen Beschneidung und Seligkeit, daß ich dich, meinen Bruder und Sohn, nämlich Bethlen Gabor, nächstkünftigen König von Ungarn, in keiner wichtigen Sache verlassen will, und wenn auch darüber alle meine Reiche und meine große Macht sollten niedergetreten und zu nichte werden. Und wenn ich auch nur allein mit Einem Türken, oder mit zwei, drei oder vier Personen übrig bleibe, so soll und will ich auch mit denselben verpflichtet und verbunden seyn, dich zu beschützen, und bereit seyn, Denjenigen zu helfen, die dich ersuchen und die angehören; da du mit mir schalten kannst wie du willst, und ich dir auch in

der Stunde den Hauptſchlag erwartete, ward urplötzlich Licht in der Nacht.

Ehe ein Menſch deſſen ſich verſah, war Bethlen Gabor verſchwunden. Hommonay, der königliche Juder curiä, der ſchon früher mit Bethlen ſich verſucht hatte, aber von ihm zurückgedrängt wurde, hatte indeſſen mit 8000 tapfern Pohlen einen Einfall in Ungarn gethan, Bethlen Gabor's Statthalter, Georg Rakoczy bei Kaſchau ereilt, auf das Haupt geſchlagen; und, nachdem 10,000 getreue Ungarn unter Roguli und Grafen Altheim mit ihm ſich vereint hatten, den Feinden eine ſolche Niederlage beigebracht, daß Gabor in Eile aufbrach; und, ſein Anſehen bei der Pforte zu retten, einen Brief voll derber Lügen an den Sultan über die Siege ſchrieb, die er über Ferdinand erfochten, dem ein einziges Treffen 30,000 Mann gekoſtet hätte. — Thurn, der eine zahlreiche Mannſchaft durch Krankheiten und Hunger verloren hatte, und allein mit dem tapfern Bouquoi ſich nicht meſſen konnte; noch auch Luſt fühlte, die Ankunft der Armee abzuwarten, die aus Deutſchland im Anzug war, machte ſich nach Bethlens Abzug ebenfalls auf, und zog nach Böhmen zurück; auf welche Weiſe Wien auf einmal aller Gefahr entriſſen war.

Nach dieſer, ans Wunderbare gränzenden Befreiung Wiens, gedachte der Kaiſer die Erbhuldigung in beiden Provinzen vorzunehmen. Doch es ſchien als ſollte das Leben dieſes edeln Monarchen nur eine Kette von Widerwärtigkeiten ſeyn. Kein Monarch war friedfertiger als er; und keiner hatte

mehr Unruhen und Kriege zu bestehen. Nie fehlte es ihm an schweren Prüfungen; aber auch nie verließ ihn der Herr; und wenn seine Feinde glaubten, nun sey sein Untergang gewiß, ging er glorreich aus dem Kampfe hervor. — Schon hatte Ferdinand die österreichischen Stände zum zweiten Male zur Huldigung auffordern lassen. Die katholischen zwar fanden sich willig; aber die protestantischen waren durchaus nicht dazu zu bewegen; schrieben dem Landesfürsten allerlei schmähliche Bedingnisse vor, warben Truppen und bewaffneten ihre Bauern, ihre Widersetzlichkeit zu behaupten. Immer forderten sie neuen Aufschub, und brachten neue Beschwerden und neue Forderungen vor. Endlich setzte der Kaiser einen letzten Termin für den ersten Juni (1620) fest; und erklärte Diejenigen, die nicht erscheinen würden, des Hochverrathes schuldig. Nach vielfältigen Protestationen, Reskripten und Drohungen leisteten endlich die niederösterreichischen Stände den 13. Juni die Erbhuldigung; die Oberennsischen aber blieben starrsinnig, bis endlich bayerische Truppen in das Land kamen, ihren Starrsinn brachen, und ihrer Verfassung ein Ende machten.

Ferdinand war nämlich nach seiner Krönung zu Frankfurt über München gereist, wo der Herzog Maximilian, sein Jugendfreund, ihn mit königlicher Pracht und großer Freude empfangen, und ihm glänzende Feste gegeben hatte. Auch war er willig und bereit, dem Kaiser in so dringenden Verlegenheiten mit allem nur möglichen Beistand an die Hand zu

Churfürsten einliefen, gaben in allgemeinen und abererbietigen Ausdrücken zu verstehen, daß die Fürsten, Städte und Stände zwar den Frieden wünschten; doch auch Alles thun würden, ihre Religion zu vertheidigen, (die doch wahrlich der Kaiser nicht anfocht.) Der Pfalzgraf nahm es den Churfürsten sehr übel, daß sie ihm den königlichen Titel versagt hätten, da doch verschiedene Potentaten, Könige und Stände, sowohl im deutschen Reiche als außerhalb desselben, ihm solchen gegeben; — und ersuchte sie, ihm nicht feindselig zu begegnen; da er sich und sein Königreich sonst wohl wissen würde zu vertheidigen.

Während diese Schriften hin und wieder gewechselt wurden, begab sich das Kriegsvolk, das der Kaiser und der Herzog von Bayern in den Niederlanden geworben, auf den Marsch; auch Spinola und Cordoba waren mit einem spanischen Heer von 24000 Mann im Anzuge, die Pfalz zu besetzen; Baden aber fiel in des österreichischen Vorlande feindlich ein, den Durchzug dieser Truppen zu verhindern. Die Unirten versammelten ihre Truppen in der Gegend von Ulm; während die Streitkräfte der Ligue zwischen Lauingen und Günzburg an der Donau sich zusammen zogen; als plötzlich zu nicht geringer Verwunderung sowohl der Katholiken als der Protestanten, besonders aber der Böhmen, der Friede geschlossen wurde. Diese letztern hatten ihre ganze Hoffnung auf den Beistand der Union gesetzt; und vernahmen nun mit Entsetzen, daß sie, die nicht ohne Grund besorgte, ihre Truppen würden zwischen zwei Feuer ge-

rathen und von der, aus den Niederlanden herauziehenden Armee und den Bayern aufgerieben werden, Frankreichs Vermittlung angenommen hatte; das, selbst mit den Reformirten in schwerem Kampfe, diesem Kriege höchst ungern zusah; der, gewann die Ligue den Sieg, zur Befestigung der österreichischen Macht gereichte; — siegten aber die Protestanten, von verderblichstem Einfluß auf ihr eigenes Reich seyn konnte, weil es ihnen dann ein Leichtes war, ihren einverstandenen Brüdern in Frankreich die Hände zu bieten. Wie richtig sie den Stand der Dinge zu beurtheilen wußten, erhellt aus einer Schrift, die dazumal (1619) zu Paris im Druck erschien: Advis sur les causes des Mouvements de l'Europe Envoyé aux Rois et Princes pour la conservation de leurs Royaumes et Principautés. Faict par Messire Alerimand Conrad Baron de Friedembourg. Es sandte also Ludwig XIII. den Herzog von Angoulême und die Herren von Bethunes und von Aubespine nach Deutschland, mit den Herren sowohl der Union als der Ligue sich zu besprechen und den Frieden zu vermitteln, dessen wesentlichster Vergleichungspunct darin bestand, daß die Union jeder Einmischung in die böhmischen Händel sich enthalten, und die Hilfe, die sie ihrem Haupte, dem Churfürsten Friederich leisten würde, auf die pfälzischen Lande desselben sich beschränken sollte. Dies war das Ende der berühmten Union, die dem Kaiser, dem Herzog von Bayern und der ganzen katholischen Ligue mit so großer Prahlerei gedroht hatte. Eilf Jahre

ſen; aber ſollten die öſterreichiſchen Stände weder Herz noch Muth ſinken laſſen; ſondern ihre ganze Kraft zuſammen nehmen, gegen das bayriſche Volk ſich zu vertheidigen, bis der verheißene Succurs erfolge.

Maximilian hatte nicht Luſt, in einen langen Schriftenwechſel mit den aufrühriſchen Ständen ſich einzulaſſen; ſondern befahl ihnen im Einverſtändniß mit dem kaiſerlichen Geſandten, Carl, Herrn von Harrach, ſeinen Befehlen in allen Dingen ſich zu fügen; und dann ihre Truppen abzudanken, die er ſelbſt in Eid und Pflicht nahm. Hierauf legte er, trotz ihrer Proteſtationen, Beſatzung ein, und dies zwar ſowohl zu Linz als in andern Orten, wo er es für nothwendig befand; und ſchrieb ihnen die Eidesformel vor. Die Abweſenden wurden durch ein Edict aufgefordert, in einem vorgeſchriebenen Termin ſich zum Gehorſam zu erklären, widrigen Falls gegen ſie nach Recht würde verfahren werden. Um eben dieſe Zeit (den 8. Auguſt 1620) erhielt auch der Herzog einen Kurier vom Kaiſer Ferdinand, durch den die Nachricht ihm mitgetheilt wurde, der Churfürſt von Sachſen habe die Ernennung Seiner Majeſtät zum Commiſſarius angenommen, und bereits in dieſer Abſicht 8000 Mann Fußvolkes und 2500 Reiter werben laſſen; denn er gedenke mit einem Heere von 12000 Mann zu Fuß und 2000 zu Pferde ins Feld zu ziehen und am 16. Auguſt in der Lauſitz zu beginnen; damit man, wenn dieſelben Lande zum Gehorſam gebracht wären, in Böhmen einrücken und mit geſammter Hand den Feinden Widerſtand thun könne.

Dem gekrönten Pfalzgrafen und ſeinen Getreuen begann bei dieſem Stand der Dinge bange zu werden; er bereitete ſich auf verzweifelten Widerſtand. Vor Allem erließ er ein Patent zu einem allgemeinen Aufgebote; dann ließ er die Juden und Katholiken ſchätzen, die geiſtlichen Güter verkaufen, die Gelder der Wittwen und Waiſen nach Hofe abliefern, und wendete allerlei gewaltſame und grauſame Mittel an. Um aber den Segen des Himmels um ſo wirkſamer zu erflehen, ließ er alle Unterthanen des Königreiches zum Gebet, zur Gottesfurcht, und zu einem reinen, guten Leben ermahnen. Zur Fülle der Andacht gab er Befehl in der Bilderſtürmerei fleißig fortzufahren und die Kirchen vollends auszuleeren. Und obwohl die Prediger der Augsburgiſchen Confeſſion allenthalben wider dieſe heilloſe Bilderſtürmerei ſich erhoben, ſo lief dennoch das Volk aus Liebhaberei der Neuheit in die calviniſchen Predigten, wo der Oberhofprediger Scultetus dieſe Stürmerei mit ſolcher Beredſamkeit als ein gutes, gottgefälliges Werk anrühmte, daß er Viele bethörte, und beinahe die Stände beredete, dieſelbe im ganzen Königreiche anzuordnen. Am meiſten war Friederich wider den Churfürſten von Sachſen entrüſtet, der bereits nach der Lauſitz gezogen war; und entſetzte ihn, als König von Böhmen, ſchimpflicher Weiſe aller böhmiſchen Lehen; worüber Viele ſich verwunderten; da ſie erachteten, er ſollte in ſo großer Noth, ſich vielmehr bemühen, einen ſo mächtigen Fürſten durch Ehrenbezeugung zu gewinnen, als ihn ſo ſchwer beleidigen.

ſei, alles Übrige ſich von ſelbſt gebe. Durch den Marſch nach Prag werde man die Feinde am ſicherſten zu einer Hauptſchlacht zwingen; da ſie, es ſich zum Schimpf und zur Schande rechnen müßten, wenn ſie nicht das Äußerſte gethan hätten, die Hauptſtadt zu vertheidigen. Nichts auch wäre gefährlicher, als den Krieg in die Länge zu ſpielen und den Böhmen Zeit zu laſſen, den Winter hindurch neue Kräfte zu ſammeln.

Die Folge zeigte, wie richtig der Herzog geſehen und wie wahr er geſprochen hatte. Bevor es aber zu einem entſcheidenden Treffen kam, wollte der Pfalzgraf, deſſen Krone immer mehr auf ſeinem Haupte ſchwankte, noch einen Verſuch wagen, ob er nicht durch Güte erlangen könne, was er durch die Waffen kaum zu erlangen hoffte. Er begehrte alſo durch einen Trompeter die Erlaubniß, einen Geſandten an Maximilian abzuordnen; und als dies ihm geſtattet wurde, ſchrieb er an den Herzog einen freundſchaftlichen Brief, worin er ſich beklagte, daß ſeine eigenen Verwandten, deren Erhöhung er doch immer, und zwar mit eigenem Schaden geſucht, als öffentliche Feinde in ſein Königreich einfielen; und bat um eine mündliche Unterredung mit ihm, in welcher man ſich vielleicht vergleichen und Mittel finden könne, die Sachen auf beſſere Wege zu bringen. Endlich erſuchte er um die Erklärung der Parentheſe in dem Edict wider ihn und die Stände, worin geſagt werde, daß Jene, die ſich gutwillig ergeben, in Seiner Kaiſerlichen Majeſtät Gnade

aufgenommen, die Übrigen aber nach Kriegesgebrauch mit Schärfe behandelt werden würden; (mit Seiner, des Pfalzgrafen Liebden aber habe es eine andere Bewandtniß.) — Der Herzog erwiederte höflich, er habe als ein naher, aufrichtiger, deutscher Blutsfreund nichts unterlassen, den Pfalzgrafen zu warnen, dieser Dinge sich nicht anzunehmen; und bedaure, daß man seine wohlgemeinte Erinnerung bei Seite gesetzt habe. Er handle auch nicht aus persönlicher Feindschaft gegen ihn, sondern auf Beschluß der, zu Mühlhausen versammelten Churfürsten. Eine persönliche Zusammenkunft wäre ihm angenehm; doch sei solche nicht möglich, er habe denn zuvor Seiner Majestät dem Kaiser, als wahrem und einzigem gekrönten König von Böhmen, dies ganze Königreich und die dazu gehörigen Länder zurück gestellt. Jene Parenthese endlich habe keinen andern Sinn als die Worte selbst setzten; da Seine kaiserliche Majestät ihn nicht in der Amnestie mitbegriffen habe.

Nach diesen vergeblichen Unterhandlungen erübrigte dem Pfalzgrafen nichts anders, als zu tapferer Gegenwehr sich zu rüsten und seine Truppen in Schlachtordnung zu stellen. Das Rebellenheer, das von Mähren heranrückte, die Hauptstadt zu decken, erhöhte den Muth der Feinde, die nun in der That zahlreich genug waren, unter der Anführung eines kriegsgeübten Feldherrn, den kaiserlichen und bayrischen Truppen die Spitze zu bieten; zumal da sie trefflich verschanzt und im Vortheil gegen die vereinigte Armee sich befanden. Der Herzog von Bayern

ſelbſt, und mit ihm Bouquoi und Tilly ſahen ihr wohl geordnetes Treffen nicht ohne Achtung.

Es war am 8. November 1620, als beide Armeen auf dem weißen Berge bei Prag mit einander zum ernſtlichen Gefechte kamen. Maximilian commandirte in eigener Perſon; unter ihm Bouquoi und Tilly. Die Hauptfahne des Heeres führte das Bild der jungfräulichen Gottesmutter. Als nun alle Anordnungen getroffen waren, gab Maximilian zwiſchen zwölf und ein Uhr Mittags die Looſung zur Schlacht mit den Worten: Sancta Maria! auf welchen Ruf das katholiſche Heer mit freudigem Muth und erſtaunlicher Schnelligkeit das Treffen eröffnete, in welchem von beiden Seiten ſo tapfer geſchoſſen und gefochten wurde, daß es nicht abzuſehen war, welcher Partei der Sieg zu Theil werden würde; denn Freunde und Feinde ſtanden einander wie feſte Mauern gegenüber. Endlich traf Chriſtian von Anhalt mit ſeiner Reiterei ſo gewaltig auf den rechten Flügel der Kaiſerlichen, daß dieſe zu wanken anfingen, und die Regimenter von Tiefenbach und Breuner nach ſich riſſen. Doch nicht ſobald hatte Tilly wahrgenommen, daß die Linie unterbrochen war, als er im Augenblick den Oberſten Craz, der den rechten Flügel der Bayern commandirte, mit ſeiner Cavallerie auf den Fürſten von Anhalt eindringen ließ, der auch mit ſolcher Wuth auf ihn einhieb, daß der Fürſt ſelbſt ſchwer verwundet und gefangen genommen, ſein Corps aber auseinander geſprengt und in die Flucht getrieben wurde. Nun ward der Angriff

aufgenommen, die Übrigen aber nach Kriegesgebrauch mit Schärfe behandelt werden würden; (mit Seiner, des Pfalzgrafen Liebden aber habe es eine andere Bewandtniß.) — Der Herzog erwiederte höflich, er habe als ein naher, aufrichtiger, deutscher Blutsfreund nichts unterlassen, den Pfalzgrafen zu warnen, dieser Dinge sich nicht anzunehmen; und bedaure, daß man seine wohlgemeinte Erinnerung bei Seite gesetzt habe. Er handle auch nicht aus persönlicher Feindschaft gegen ihn, sondern auf Beschluß der, zu Mühlhausen versammelten Churfürsten. Eine persönliche Zusammenkunft wäre ihm angenehm; doch sei solche nicht möglich, er habe denn zuvor Seiner Majestät dem Kaiser, als wahrem und einzigem gekrönten König von Böhmen, dies ganze Königreich und die dazu gehörigen Länder zurück gestellt. Jene Parenthese endlich habe keinen andern Sinn als die Worte selbst setzten; da Seine kaiserliche Majestät ihn nicht in der Amnestie mitbegriffen habe.

Nach diesen vergeblichen Unterhandlungen erübrigte dem Pfalzgrafen nichts anders, als zu tapferer Gegenwehr sich zu rüsten und seine Truppen in Schlachtordnung zu stellen. Das Rebellenheer, das von Mähren heranrückte, die Hauptstadt zu decken, erhöhte den Muth der Feinde, die nun in der That zahlreich genug waren, unter der Anführung eines kriegsgeübten Feldherrn, den kaiserlichen und bayrischen Truppen die Spitze zu bieten; zumal da sie trefflich verschanzt und im Vortheil gegen die vereinigte Armee sich befanden. Der Herzog von Bayern

Pfalzgraf Friederich ſaß eben mit ſeiner Gemahlin bei einem glänzenden Gaſtmahle, als der Kanonendonner den Anbeginn der Schlacht verkündigte. Er ließ alsbald ſatteln, und ſetzte ſich zu Pferd, in das Lager zu reiten. Er war aber noch nicht auf den Wall gekommen, als ſein Generaliſſimus, Herzog Chriſtian von Anhalt, ihm ohne Hut begegnete, und den Verluſt der Schlacht ihm anzeigte. Dieſem folgten bald viele andern Flüchtlinge, welchen er das verſchloſſene Stadtthor öffnen ließ; und er ſah nun mit eigenen Augen, daß Alles verloren ſei. Eilig kehrte er in den Pallaſt zurück, flüchtete mit ſeiner Gemahlin, ſeinen Kindern und ſeinen vorzüglichſten Anhängern in die Altſtadt, und von dort nach Breslau. Alle Fahrniſſe, (und, wie ein gleichzeitiger Schriftſteller mit komiſcher Naivetät bemerkt, »ſein Hoſenband des engliſchen Ordens, jarretière genannt, und ſeine Gemahlin ſogar ihren eigenen Nachtzeug,«) ließ er im Stiche. Doch wichtigere, und den Siegern willkommnere Trophäen waren ſeine Krone und ſeine Papiere; woraus der Kaiſer den ganzen Umfang der Verſchwörung erſah, und ſeine geheimen Feinde kennen lernte; welchen er großmüthig genug war, ſtillſchweigend eine Friſt von drei Monaten zur Flucht zu geſtatten. Alſo gab dieſe einzige, denkwürdige Schlacht dem Kaiſer was des Kaiſers war; ſie gab ihm Böhmen, Mähren und Schleſien zurück; die dem, vor Kurzem noch ſo ſchwer bedrängten Monarchen nun ohne Bedingniß ſich unterwarfen und huldigten.

Friederich hatte einen achtſtündigen Stillſtand

von dem Sieger erhalten; und die Böhmen hatten ihn dringend ermahnt, zu bleiben und ſich ſelbſt nicht zu verlaſſen. Sie verſicherten ihn feierlich, ſie würden ihn auf keinen Fall verlaſſen, da ſeine Sache zugleich die ihrige ſei. Prag, ſprachen ſie, könne ſich halten; ſie hätten noch Kräfte genug, ein bedeutendes Heer ſelbſt in der Stadt zu werben, das mit den Truppen ſich vereinigen werde, die aus dem Treffen entkommen wären. Auch hielte das Mannsfeldiſche Armeecorps Pilſen und Falkenau beſetzt und ſtänden dem Feinde in Rücken. Ueber alles dieſes aber wäre Tilly auf keine lange Belagerung gefaßt, zumal nun, zur Winterszeit. Für Religion, Freiheit und ſelbſt aus Furcht vor der Strafe des Hochverraths würden die Böhmen das Aeußerſte wagen. Aber der, ganz vor Angſt betäubte Pfalzgraf blieb bei ſeinem Entſchluſſe, worin er überdies noch durch den Argwohn beſtärkt ward, die Prager hätten die treuloſe Abſicht, ihn dem Kaiſer auszuliefern, um ſich dadurch ihre Ausſöhnung zu erkaufen.

Von Breslau, wohin er ſich geflüchtet hatte, ſchrieb der Pfalzgraf an den Grafen Mathias Thurn, der ſich noch einige Zeit in der Altſtadt umhertrieb, ihn um Rath zu fragen, und ſowohl ihn als Andere zur Beſtändigkeit zu ermahnen. Auch erließ er ein Schreiben an die Union und an die Stände von Schleſien. Da jedoch ſeine Hoffnungen von keiner Seite erfüllt wurden, floh er endlich von Breslau zu dem Churfürſten von Brandenburg nach Berlin, wo er indeſſen ſich aufhielt, bis günſtigere Aus-

flehten ſich für ihn eröffneten; und endlich von dort nach Holland.

Erſt im Januar (1621) ſandte Kaiſer Ferdinand den Fürſten Carl von Liechtenſtein als Commiſſarius nach Böhmen, die Haupttrebellen und Verbrecher der beleidigten Majeſtät nach der Strenge der Geſetze zu richten. Nun wurden im ganzen Königreiche an Einem Tag und zu Einer Stunde die vorzüglichſten Urheber der Rebellion gefänglich eingezogen. Nach gerichtlichem Verhör und Aburtheilung aber wurden am 21. Juni auf dem großen Platze bei dem Rathhauſe zu Prag vier und zwanzig Perſonen öffentlich durch die Schärfe des Schwertes gerichtet. Merkwürdig dürfte es allerdings bedünken, daß unter dieſer großen Anzahl nur ein einziger Katholik ſich befand. Das Todesurtheil vieler Andern änderte Ferdinand, der ſo gern ſchonte, wo er nur ſchonen konnte, in lebenslängliche Gefängnißſtrafe ab. Neun und zwanzig Haupttrebellen, Thurn an ihrer Spitze, hatten klüglich die Zeit benützt, die bis zu dieſer Verhaftung verfloß, und waren aus dem Königreich entwichen. Gleichwohl ward auch ihnen als Hochverräthern der Prozeß gemacht, und ihre Güter eingezogen. Hierauf wurden die proteſtantiſchen Prediger verwieſen, und die unbedingte Religionsfreiheit aufgehoben.

So ſehr auch der Schatz des Kaiſers durch dieſen langwierigen häuslichen Krieg erſchöpft, ja ſo ſehr auch Ferdinand dadurch verſchuldet war, verwendete er dennoch den Ertrag der confiscirten Güter nur zu frommen Zwecken; erbaute damit Kirchen und

ſtiftete Klöſter; unter andern das Kloſter der Carmeliten, das der Paulaner auf der Wieden, der Benedictiner von Montſerrat in Spanien, Schwarzſpanier genannt, zu Wien, und das der Kamaldulenſer auf dem Kahlenberge. Die Stände zitterten und waren auf eine gänzliche Aufhebung ihrer Privilegien gefaßt; da es nun dem Kaiſer, als Sieger, ein Leichtes war, wegen ihrer ſo vielfältigen Frevel gerechte Rache an ihnen zu nehmen. Ferdinand jedoch, der keine andere Leidenſchaft kannte, als Gottes Ehre zu fördern, und ein wahrer Vater ſeiner Völker war, beſtätigte ihnen alle ihre Freiheiten, und änderte durchaus nichts an der Verfaſſung des Landes; nur caſſirte er den Majeſtätsbrief, den die aufrühriſchen Stände dem Kaiſer Rudolph abgedrungen hatten, und der die Veranlaſſung zu ſo vielen blutigen Uebeln geweſen war. Den Pfalzgrafen aber und ſeine vorzüglichſten Helfer, beſonders Georg den ältern, Markgrafen von Brandenburg, Chriſtian, Herzog von Anhalt und einige Andern erklärte der Kaiſer in die Reichsacht und ihrer Würden und Länder verluſtig. Der Herzog Maximilian von Bayern und der König von Spanien, als Herr des Burgundiſchen Kreiſes, wurden zu Vollziehern der Acht ernannt. — Bald hierauf entſagten die freien Reichsſtädte der Union; ihnen aber folgten nach und nach beinahe alle Reichsfürſten, welche auch feierlich gelobten, dieſelbe nie wieder zu erneuern, und ihre Truppen verabſchiedeten.

Schon ſeit fünf Jahren war Ferdinand Witwer geweſen, und hatte dieſe ganze Zeit hindurch keine

Ruhe gekannt. Nach dem Siege beim weißen Berge aber, der seine Länder ihm unterworfen hatte, schien die Sonne des Friedens über seine Regierung aufgehen zu wollen; und der Kaiser, aus mancherlei Gründen bewogen, beschloß, zu einer neuen Ehe zu schreiten. Er war damals im drei und vierzigsten Jahre seines Alters. Seine Wahl fiel auf Eleonore von Mantua, eine sehr tugendhafte und liebreiche Prinzessin. Er sandte also seinen ersten Minister, den Fürsten von Eggenberg, dahin ab, und ließ sich, nachdem alle Bedingnisse ins Reine gebracht waren, durch Procuration mit ihr vermählen. Der Kaiser selbst reiste ihr bis Inspruck entgegen, wo am 2. Februar (1622) die Vermählung selbst mit ungemeiner Pracht und Festlichkeit vollzogen ward. Zu den vorzüglichsten Gründen, die den Kaiser zu dieser Heirath bestimmten, gehörte auch der, daß die ganze männliche Nachkommenschaft des Hauses Oesterreich, woran der katholischen Religion so Vieles gelegen war, blos in den beiden Söhnen des Kaisers bestand; denn der dritte derselben war in seinen Kinderjahren gestorben.

Der Jubel, mit welchem das kaiserliche Ehepaar zu Wien empfangen wurde, und die allgemeine Freude des Volkes über eine so fromme und wohlthätige Landesfürstin, ward bald durch allerlei Besorgnisse gestört. So sehr nämlich alle Parteien den Frieden wünschten, war dennoch kein dauernder Friede zu hoffen, so lange Einige der Hauptunruhestifter lebten. Zu diesen gehörte vorzüglich der ge-

ächtete Abenteurer Mannsfeld, der die Stadt Pilsen noch lange nach der Schlacht bei dem weißen Berge auf eigene Faust tapfer vertheidigte, bis endlich während er für kurze Zeit auf eine Versammlung unruhiger Protestanten nach Heilbronn sich begab, seine ausgehungerten Truppen, von der Noth getrieben, diesen wichtigen Waffenplatz für bares Geld an die Kaiserlichen verkauften, und sich zerstreuten. Dreißig tausend Thaler wurden auf seinen Kopf gesetzt. Doch er war verschwunden; Niemand wußte wohin; und schon hoffte man Ruhe, als plötzlich der kriegsdurstige Aventurier in der obern Pfalz erschien, und ohne Geld und andere Hilfsquellen als sein gutes Glück, ein neues Kriegsheer von 20000 Mann beisammen hatte, das aus den, nun herrenlosen Kriegesknechten der Union bestand; — und sich verlauten ließ, er hoffe wohl Prag wieder zu erobern. Einem Neapolitaner, welcher Lust hatte, jene 30000 Thaler zu verdienen, bekam sein Versuch übel; Mannsfeld ließ ihn durch ausgesuchte Martern zu Tode peinigen.

Es läßt sich leicht erachten, daß ein so furchtbares Heer, das für seine Bezahlung auf Raub und Plünderung angewiesen war, auch die blühendsten Länder in kurzer Zeit verwüsten mußte. Daher auch setzte der tapfere Tilly ihm nach, ihn aus der obern Pfalz zu verdrängen; was indessen nur unter beständigen Scharmützeln und Verlust von beiden Seiten geschah. Durch die Uebermacht gezwungen, drang endlich Mannsfeld in die untere Pfalz ein; wo seine

heil angerichtet, mit dem Schwerte gerichtet habe. Zu gleich erstaunlichem Eifer wollte er auch den Herzog von Würtemberg anfeuern; dieser aber, besonnener, ermahnte ihn, sich zu mäßigen, langsamer vorzugehen; und war nicht zu bewegen, seine Truppen weiter als in den Zabergau zu verlegen.

Was den Muth dieser Verbündeten erhöhte, war, daß nun eben das Ende eines Waffenstillstandes zwischen Spanien und den Generalstaaten zu Ende ging; wodurch die spanischen Truppen in den Niederlanden vollauf zu thun bekamen; so daß der Kaiser, von dort aus, der Ligue nicht zu Hilfe kommen konnte. Mannsfeld, ein Abenteurer ohne Treue und Glauben, benützte sogar diesen Umstand, Geld zu erhalten, um das allein ihm zu thun war, bot der bedrängten Regentin, Infantin Isabella, der Gemahlin des verstorbenen Erzherzogs Albrecht, seine Dienste an, und wußte auch seinen Anschlag so listig auszuführen, daß die Regentin ihm traute, mit dem Kaiser ihn auszusöhnen und die Würde eines Reichsgrafen ihm zu ermitteln verhieß, ihm 100,000 Kronen sandte, und sogar ein ehrenvolles Commando mit 6000 Kronen monatlicher Besoldung, in den Niederlanden ihm antrug.

Zu allem diesem kam auch noch, daß der bundbrüchige Bethlen Gabor, der in Ungarn beinahe unumschränkt als König herrschte, von den zu ihm geflüchteten Grafen Mathias Thurn und Markgrafen von Jägerndorf, unaufhörlich angetrieben, die Pforte gegen Ferdinand zu bewaffnen, Miene

machte, in die öſterreichiſchen Lande einzufallen. Dies nöthigte den Kaiſer, den tapfern und kriegsgeübten Feldherrn Bouquoi abermal in Eile nach Ungarn abzurufen; wo er trotz aller tapfern Gegenwehr des Feindes, Preßburg, Tyrnau, Altenburg, Neutra, und die ganze Inſel Schütt nach einander einnahm, und ſich eben anſchickte, Neuhäuſel zu belagern, als der tapfere Held auf einem Recognoscirungsausritt, nur leicht bewaffnet, von einer Schaar feindlicher Ungarn überfallen ward, und von ſechzehn Lanzenſtichen durchbohrt, zu Boden fiel. Ungern war dieſer einzige große General Ferdinands in das Königreich gezogen, wo auch der tapfere Dampierre vor Preßburg ſeinen Tod gefunden hatte; ihm ſelbſt hatte geahnet, daß er nicht wieder von dort zurückkehren würde. Der Verluſt dieſes ausgezeichneten Feldherrn zog den Verluſt aller wiedereroberten Orte und beinahe aller öſterreichiſchen Truppen nach ſich; zumal da kein kaiſerlicher Befehlshaber dem andern ſich unterordnen wollte; ja die Bethlenſchen Truppen wurden dadurch ſo übermüthig, daß ſie nach Oeſterreich einfielen, das ganze Marchfeld durch Plünderung und Feuer verwüſteten, bis nach Stockerau und an die Mähriſchen Gränzen vordrangen, unerhörte Grauſamkeiten verübten, und über fünf hundert Städte, Flecken und Dörfer in Brand ſteckten.

Während dieſer Zeit, war der vertriebene und geächtete Pfalzgraf Friederich, als Kaufmann verkleidet, in der Unterpfalz erſchienen, wo der, aus dem Elſaß zurückgekehrte Mannsfeld ihn als König

begrüßte. Die obere Pfalz, sein ehemaliges Stammland, worin aber Mannsfeld barbarisch gehaust hatte, war im Besitz des Herzogs von Bayern. Der Kaiser nämlich hatte diese Lande, die, nach der Aechtung des Pfalzgrafen, ihm und dem deutschen Reiche anheimgefallen waren, dem Herzog gegen das Land ob der Enns, das er bis dahin als Pfand inne gehabt hatte, übergeben, und Maximilian hatte daselbst bereits die Huldigung empfangen; auch hatte er mit Mannsfeld einen Vertrag geschlossen, das Land zu räumen. Mannsfeld aber, der nie Wort hielt, behauptete sich nicht nur daselbst, sondern vereinigte sich auch mit dem Markgrafen von Baden-Durlach. Die Heere Beider beliefen sich auf 40,000 Mann. Da es jedoch schwer hielt, in dem ohnehin erschöpften Lande eine solche Armee zu erhalten, trennten sich beide bald wieder; und der Markgraf zog, nachdem er unter Weges einige kleine Städte eingenommen, mit seinem ganzen Volke und einem Theile der Mannsfeldischen sich zwischen Wimpfen und Heilbronn.

Tilly, ein Meister nicht minder in der Defensive als im Angriff, hatte bis dahin dies furchtbare Heer durch listige und beständige Eilmärsche auf seinen Flanken umgangen, und war einer entscheidenden Schlacht sorgfältig ausgewichen. Kaum aber war diese Trennung zu seiner Kunde gelangt, als er in Eile seine Streitkräfte sammelte, den General Cordua an sich zog, und dann plötzlich aufbrach und den Markgrafen bei Wimpfen am Neckar ereilte; wo am 8. Mai (1622) bei Tagesanbruch die Vorpo-

ſten beider Heere ein Gefecht anhuben, das ſo lange dauerte, bis beide Treffen ſich entwickelt hatten.

Tilly hatte eine Anhöhe erreicht; der Markgraf aber ſtand in der Ebene von einer Wagenburg umſchanzt. Keiner wollte ſeine vortheilhafte Stellung verlaſſen; und lange brüllte der fürchterliche Kanonendonner Tillys vergeblich. Eben ſo wenig entſchieden die kleinen Gefechte; Georg Friedrich war nicht ins Freie zu bringen. Schon gewann es das Anſehen, als ob dieſer Tag nichts entſcheiden ſollte, als Tilly plötzlich auf die Wagenburg ſelbſt losſtürmte und ſie mit aller Macht angriff. Nun begann das Treffen mörderiſch zu werden. Der Markgraf wehrte ſich mit dem Muth der Verzweiflung; gleich einem jungen Löwen kämpfte unter ihm der junge Bernard von Weimar und Magnus von Würtemberg, unter dem das dritte Pferd erſchoſſen ward. Der Sieg ſchwankte; ſchon ſchien er zu den Markgräflichen ſich zu neigen; die bayeriſchen Regimenter geriethen in Unordnung. Da ſtellte Corduba mit ſeinen Spaniern das Treffen abermal her und trieb des Markgrafen Reiterei in die Flucht. Ein neapolitaniſches Regiment ſtürzte ſich wüthend auf die Kanonen, die zahlreich und trefflich bedient, eine fürchterliche Verwüſtung in den Reihen der Liguiſten angerichtet hatten. Sie kehrten das eroberte Geſchütz augenblicklich auf den Feind; einige badenſche Pulverkarren flogen entzündet und mit ſchrecklichem Geprаſſel in die Luft. Die Schlacht war entſchieden; das Schlachtfeld mit Leichen von Menſchen und Roſſen bedeckt.

Unter den Todten befanden ſich, außer vielen andern Fürſten, Grafen und Herren, der junge Markgraf Carl von Baden-Durlach, der Herzog Magnus von Würtemberg, ein junger Pfalzgraf von Birkenfeld; — ein Herzog von Weimar war tödlich verwundet. Die Kaiſerlichen hatten nicht mehr als 200 Mann verloren. Sie eroberten die ganze zahlreiche und treffliche Artillerie, zwei wohlbeladene Wagen mit Geld, eine große Anzahl Fahnen, und machten 1100 Gefangene; worunter viele Officiere vom erſten Rang. Der vor Kurzem noch ſo übermüthig prahlende Markgraf von Baden-Durlach warf auf der Flucht ſeine Rüſtung von ſich; und ſein Sohn erließ ein ſehr devotes Schreiben an den Herzog Maximilian von Bayern, worin er ihn erſuchte, da er ſelbſt den Krieg nicht angefangen, und als Sohn dem Willen ſeines Vaters ſich habe fügen müſſen, ihm als einem angehenden Regenten, Gnade und Verſöhnung bei Seiner Majeſtät, dem Kaiſer zu vermitteln.

Nun ſchien die Ruhe abermal hergeſtellt, und vielleicht auch wäre, trotz des noch hin und wieder unter der Aſche glimmenden Feuers, durch kluge Vermittlung ein dauerhafter Friede zwiſchen der Union und der Ligue zu Stande gekommen, wenn nicht Mannsfeld's böſes Beiſpiel gewuchert und einen andern Abenteurer auf die Bahn gebracht hätte, der gleich ihm Luſt bekam, den Krieg um des Krieges und der Beute willen zu führen. Dies war Herzog Chriſtian von Braunſchweig, Adminiſtrator des Bisthums Halberſtadt, arm an Ländern und an

Geld, doch um ſo reicher an glänzenden, zum Theil hochverdienten Ahnen. Ob auch ſelbſt dem geiſtlichen Stande angehörig, war es dennoch ſein Wahlſpruch: Gottes Freund und aller Pfaffen Feind! Dieſe Sentenz ließ er auf die Münzen prägen, die er aus geraubtem Kirchenſilber ſchlagen ließ. Er verſtand aber unter dieſen Pfaffen den katholiſchen Clerus, beſonders die reichen Churfürſten und Fürſtbiſchöfe, die ihm ein Dorn in den Augen waren; und welche zu berauben, er (der Schüler übertraf beinahe ſeinen Meiſter Mannsfeld,) in Niederſachſen in kurzer Zeit, ohne Geld, ein Heer von 20,000 Mann auf die Beine brachte und erhielt. Schiller, der ihn mit ziemlich grellen Farben ſchildert, ſagt ſelbſt von ihm, daß er die Vertheidigung des Pfalzgrafen Friederich und der deutſchen Freiheit nur zum Deckmantel ſeiner Räubereien nahm.

Seine erſten Ausflüge auf gut Glück begann er im Herzogthum Braunſchweig ſelbſt, dann in den Bisthümern Minden, Hildesheim und in andern Orten in Weſtphalen, wo ſeine verheerenden Räuberhorden ſolche Grauſamkeiten verübten, daß Herzog Friederich Ulrich von Braunſchweig, die Herzoge von Lüneburg und andere Herren, ſowohl den Durchzug ihnen zu wehren, als vor ihren Räubereien und Mordthaten ſich zu ſichern, ihre Bauern gegen ſie bewaffneten, die einen guten Theil derſelben erſchlugen. Nichts deſto minder kam er noch mit einem ſtattlichen Heere, das ſeinen Weg durch ausgeraubte und brennende Ortſchaften bezeichnete, nach Heſſen; wo aber

der Graf von Anhald, Obriſter der Ligue ihm auflauerte. Von dort drängte er ſich, nach einem bedeutenden Verluſte, in das Bisthum Mainz, eroberte nächſt andern das Städtchen Höchſt, deſſen Inwohner er grauſam ermorden, und hierauf dem Biſchof von Bamberg und Würzburg ſagen ließ, er werde ihm nächſtens Eins zu Würzburg zubringen. Der Biſchof antwortete, er möchte nur kommen, er wolle ihm tapfer einſchenken laſſen.

Nachdem er nun Höchſt eingenommen, ließ er eine Brücke über den Main ſchlagen, fiel aber dort dem Heere Tilly's und Cordoba's in die Hände, die ihn alsbald aus dem groben Geſchütze begrüßten und ihn zu einer Schlacht zwangen, wo (am 2. Juli 1622) nach einem ſehr hartnäckigen Gefecht, des Adminiſtrators Heer von den Kaiſerlichen, Bayern und Wallonen aufgerieben ward. Er ſelbſt entkam mit genauer Noth auf einem kleinen Nachen, von welchem er den Seinigen zurief: »Wer ſich ſalviren kann, der ſalvire ſich!« — Er verlor in dieſem furchtbaren Treffen, Diejenigen mitgerechnet, die im Main ertranken, 12,000 Mann. Mit dem Überreſt ſeiner Truppen zog er nun zu Mannsfeld, und beide, ob auch von Tilly verfolgt, warfen ſich abermal auf das Elſaß.

Noch einmal leuchtete ein Sonnenblick des Friedens; doch auch dieſer war von kurzer Dauer. Dieſe verunglückten Verſuche beſtimmten Friederich, der wie Schiller ſpricht, »nicht viel anders als ein flüchtiger Bettler mit dem Heere herumzog,« dem Geheiß ſei-

ues königlichen Schwähers Jacob I., nachzugeben, und ſowohl Mannsfeld, als dem Adminiſtrator den Abſchied zu ertheilen. Denn ſchon ſeit längerer Zeit waren ſowohl der König von Großbritannien als auch der Churfürſt von Sachſen und andere Reichsfürſten bemüht, den Kaiſer mit dem Pfalzgrafen zu verſöhnen. Ferdinand aber hatte vor allen Dingen, wie billig, gefordert, daß er die Waffen niederlegte, (die jene Glücksritter in ſeinem Namen zu führen vorgaben), und dann wegen des Verbrechens der beleidigten Majeſtät und der verbrecheriſchen Uſurpation den Kaiſer um Verzeihung bäte. — So wenig jedoch jene beiden kriegsluſtigen Heerführer die Waffen für den geächteten Friederich geführt hatten, ſo wenig waren ſie auch geſonnen, dieſelben um ſeinetwillen niederzulegen. Es war ihnen nur um einen andern Namen zu thun. Mannsfeld erbot ſich gegen Tilly, kaiſerliche Dienſte anzunehmen; doch Tilly, der genau wußte, wie meineidig er gegen die Infantin Iſabella gehandelt hatte, und auch ſelbſt mehr als einmal von ihm war hintergangen worden, würdigte ihn keiner Antwort.

Nach einem kurzen Aufenthalt im Elſaß zogen Beide plötzlich mit ihrem ganzen Heere durch Zabern in das Herzogthum Lothringen; und ſandten dann zu dem Herzog des Landes, den ſie nun erſt in einem Schreiben höflich um die Erlaubniß dazu erſuchten, und ihn zugleich verſicherten, ſie würden ſo ſtrenge Mannszucht halten, daß Niemand Urſache haben werde, über ſie zu klagen. Der Herzog ließ zwar

dieſe ſchlimmen Gäſte bitten, ſein Land ſo wenig als möglich zu betreten; mußte jedoch geſchehen laſſen was er nicht verhindern konnte. Sie bewieſen aber ihre feine Mannszucht ſchon am folgenden Tage dadurch, daß ſie unter andern das Städtchen Freiburg und einen andern Flecken im Bisthum Metz in Aſche legten; worauf der Herzog von Lothringen alsbald 1800 Reiter und 8000 Fußknechte gegen ſie unter Waffen ſtellte. Von hier aus verdingten ſie ſich an die Holländer, die nach dem Ende des Waffenſtillſtandes mit Spanien, eben in vollem Kriege begriffen waren, und ſie willkommen hießen. Die Generale der Ligue Cordoba und Anhald, die ihren Marſch beobachteten, ſperrten ſie zwiſchen den lothringiſchen Gränzen und Sedan in Frankreich ein. Hier gedrängt von Noth und Mangel aller Art, ſprach Mannsfeld ſeinen Truppen zu, verhieß ihnen goldene Berge in Holland, und brach mit ſolcher Tapferkeit und Dexterität durch die ſpaniſchen Truppen, daß er bei ſehr geringem Verluſt, derſelben eine große Anzahl und darunter einige treffliche Befehlshaber tödtete. Er entführte ihnen auf dieſem Durchbruch ſogar einen Wagen mit Gelde, den ſie ihm jedoch wieder abjagten. Der Adminiſtrator ward während des Gefechtes durch den linken Arm geſchoſſen.

Hierauf halfen ſie den Holländern die Feſtung Bergopzoom erobern; da ſie aber durchaus keine Mannszucht hielten, und ihr gewöhnliches Brennen, Plündern, Rauben und Länderverheeren nicht einſtellten, ſuchten auch die Holländer, nach geleiſteten

Dienſten, ihrer um jeden Preis wieder los zu werden. Es führte alſo Mannsfeld ſeine Truppen in das, noch von keinem Feinde beſuchte Oſtfrießland, daſelbſt ſich gütlich zu thun. Chriſtian aber, der in Holland die Pfalzgräfin kennen gelernt und eine feurige Leidenſchaft für dieſe Prinzeſſin gefaßt hatte, auch ihren Handſchuh immer auf ſeinem Hute trug, kehrte kriegsdurſtiger als jemals mit den Seinigen nach Niederſachſen zurück, wo er bald wieder ein neues, anſehnliches Heer beiſammen hatte.

Unterdeſſen hatte der Kaiſer, die großen Verdienſte des Erzherzogs Maximilian von Bayern zu belohnen, der nicht nur das Land ob der Enns zum Gehorſam gebracht, die böhmiſchen Rebellen beſiegt, Prag erobert und den Winterkönig vertrieben, ſondern auch die Ruheſtörer in Deutſchland geſchlagen hatte und als ein treuer Beſchützer der katholiſchen Sache noch immer unter den Waffen ſtand, die von Friederich verwirkte Churwürde an dieſen Fürſten übertragen. Dies geſchah am 25. Februar 1623 auf dem Churfürſtentage zu Regensburg, und zwar mit Übereinſtimmung aller Churfürſten, ſogar, wiewohl ſpäter, der akatholiſchen von Sachſen und von Brandenburg. Die Gründe dazu waren allzu einleuchtend, als daß ſie hätten können verkannt werden. Das Collegium der Churfürſten mußte ergänzt werden; weil anderer Gründe zu geſchweigen, auf den etwanigen gähen Todesfall des Kaiſers, das Reich in Gefahr kam, durch Factionen zerriſſen und die Beute eines mächtigen Feindes zu werden. Der Hoch-

verrath des geächteten Pfalzgrafen Friederich aber und ſeine Uſurpation war zu groß, als daß er dieſe Würde hätte wieder erhalten können.

Nichts deſto weniger war dieſe Belehnung mit der Churwürde an Maximilian nur perſönlich; und ausdrücklich war die Reſtitution derſelben, ſo wie auch der Pfalz und aller Rechte, nach Maximilians Tode, den Kindern und Agnaten des Pfalzgrafen vorbehalten; eine Schonung, die Carl V. nicht beobachtet, als er um einer weit geringern Urſache willen die ſächſiſche Churwürde von der ältern auf die jüngere Linie des Hauſes Sachſen übertragen hatte. Ja Ferdinand war von aller perſönlichen Rachſucht ſo ſehr entfernt, daß er, ob auch feſt entſchloſſen, ihn nie wieder in die Churwürde einzuſetzen, ihm doch gewiß wieder, wenigſtens einen Theil ſeiner, durch die Acht, dem Kaiſer anheimgefallenen Lande zurückgegeben hätte; wofern anders dieſer geächtete Fürſt, der ſich noch immer König von Böhmen ſchrieb, ſein Unrecht hätte bekennen, und um die Verzeihung des Kaiſers hätte anſuchen wollen. Mehrmals hatte der Kaiſer ſich hierüber ausgeſprochen, und ausdrücklich auch erklärte er ſich darüber in ſeiner Reſolution auf die Berathſchlagung der Churfürſten: »Die Ausſöhnung und Begnadigung betreffend, obwohl mehr gemeldeter hartnäckiger Ächter, der proſcribirte Pfalzgraf, mit ſeinem noch immerzu beharrenden Ungehorſam, und daß derſelbe noch auf dieſe Stunde einiges Zeichen der Reumüthigkeit oder ſchuldigen Submiſſion nicht, ſondern vielmehr das Widerſpiel

ſcheinen laſſen, geringen Anlaß hierzu gegeben: jedoch wofern Ihrer kaiſerlichen Majeſtät die anweſenden Chur- und Fürſten und der abweſenden Räthe und Geſandte deßfalls ein Mehreres an die Hand geben werde, ſind Ihre kaiſerliche Majeſtät in Anſehung der königlichen Würden in Engelland und Dänemark, wie auch der Herren Churfürſten von Sachſen churfürſtlichen Gnaden und anderer Chur- und Fürſten bei Ihrer kaiſerlichen Majeſtät eingewendeten Erinnerungen nicht ungeneigt, ſich alsdann, nach Geſtalt der Perſonen und Sachen (zwar außerhalb der Reſtitution zu der churfürſtlichen Dignität) weiter und dergeſtalt vernehmen zu laſſen, daß Ihrer kaiſerlichen Majeſtät zu dero angeborenen Milde mehr, als zu der ſonſt hochverdienten Schärfe geeignetes kaiſerliches Gemüth zu verſpüren ſeyn ſolle.«

Deſſen ungeachtet erhoben über dieſen gerechten Beſchluß die Proteſtanten ein entſetzliches Geſchrei, als habe der Despotismus des Kaiſers alle Grundgeſetze des deutſchen Reiches umgeſtoßen. Sie bedachten wohl nicht, wie weit anders es dem Pfalzgrafen hätte ergehen können, wenn er, (wie es beinahe geſchehen wäre,) nach der Eroberung Prags, dem Kaiſer in die Hände gefallen wäre; und daß Niemand dann den Kaiſer mit Recht hätte tadeln können, wenn er ihn als einen Hochverräther, Gewalträuber und Verbrecher der beleidigten Majeſtät, nach aller Strenge der Reichsgeſetze, oder doch wenigſtens mit ewigem Gefängniß beſtraft hätte. Aber nicht nur die proteſtantiſchen Fürſten, ſondern ſelbſt der ſpaniſche

Hof äußerte darüber ſeine Mißbilligung, bis der kaiſerliche Botſchafter dem König die Dinge in ihrer wahren Geſtalt zeigte *).

*) Kaiſer Ferdinand ſelbſt erließ hierüber an den einflußreichen ſpaniſchen geheimen Rath Don Balthaſar de Zuniga, der einſt als Botſchafter Philipps III. an ſeinem Hofe reſidirt hatte, ein lateiniſches Schreiben, das nebſt andern durch die Maunsfeldiſchen aufgefangen wurde. Die Proteſtanten ermangelten nicht dasſelbe in Druck zu geben und mit mancherlei Gloſſen zu begleiten. Der Hauptinhalt dieſes Schreibens, das auch Hormayr anführt, iſt folgender:

„Illustris, sincere dilecte! Meine Anſicht und meine Meinung hinſichtlich der Übertragung der Churwürde von Bayern, die ich ernſtlich verhieß und ausführte, und der Grund, warum ich es für nothwendig und nützlich hielt, dieſes, ſowohl für ganz Deutſchland, als beſonders für unſer Haus Öſterreich zur Rettung von den Ränken der Häretiker ſo hochwichtige Geſchäft nicht länger zu verſchieben, (wie denn auch Seine päpſtliche Heiligkeit nicht ablaſſen, mich deßfalls zu ermahnen,) werdet Ihr aus dem Bericht des P. Hyacinthus erſehen, den der Papſt zu mir und zu Seiner Majeſtät, dem König von Spanien meinem Blutsverwandten und Neffen, ſo wie auch zu andern katholiſchen Fürſten Deutſchlands in dieſer Abſicht ſandte.“ Hierauf ſetzt der Kaiſer die Gründe aus einander und ſpricht, wenn er den Lauf ſeiner ganzen Regierung und beſonders die Schwierigkeiten bedenke, mit welchen er dieſelbe angetreten, ſo müſſe er die Hand einer beſondern Vorſehung Gottes dabei dankbar verehren. Um ſo mehr fühle er ſich verpflichtet, auf Gott zu ver-

Die ſpaniſchen Miniſter hatten freilich ihre Gründe, warum ſie den Kaiſer erſuchten, die Übertragung der Churwürde noch auf einige Zeit zu ver-

---

trauen und keine Gelegenheit auſser Acht zu laſſen, ſeine Ehre zu befördern, und überhaupt bei ſeiner Regierung mehr dieſe göttliche Vorſehung, von welcher er ſo wunderbare Proben habe, als die menſchliche Klugheit ins Auge zu faſſen. Er ſei überzeugt, dieſe nämliche Vorſehung habe im vorigen Jahre ihm nur darum einen ſo glänzenden Sieg verliehen, damit er denſelben benützte, Gottes Ehre und Verherrlichung zu fördern, und die Rebellionen zu tilgen, die beſonders von der calviniſchen Secte unterhalten werden. Nun liege der Pfalzgraf bei den Holländern, verbannt, nicht nur aus ſeinem (des Kaiſers) Königreiche, das er hochverrätheriſch an ſich geriſſen, ſondern auch aus ſeinem eigenem Stammlande — zu Boden. Lieſse er ſich aber durch unzeitige Barmherzigkeit und ſchlaue Bitten bewegen, die ſchlafende und halbtodte Schlange in ſeinem Buſen zu erwärmen, — und ihn abermal in ſeine churfürſtliche Würde einzuſetzen, — ſo habe er nichts zu erwarten als den tödlichen Stich. Denn es ſei vergeblich zu erachten, die Gröſse der Wohlthaten werde ihn bewegen, von ſeiner Feindſeligkeit abzuſtehen. Wolle auch der Kaiſer aus chriſtlicher Liebe ſich überwinden, ſo werde doch er ſeine ſo ſchwere Bosheit nie ablegen, noch ihm die ſchuldige Treue leiſten; ſondern immer Gelegenheit ſuchen, ihm zu ſchaden und ſeine Beleidigungen zu erneuern. Denn dies ſei die Natur und Eigenſchaft dieſer calviniſchen Secte, keinen Betrug für Sünde zu halten, jeden Eid, jeden Bund zu brechen, und Keines guten Ruf zu verſchonen

ſchieden. Dieſe waren vorzüglich eine Heirath, die um dieſe Zeit König Jacob mit ſeinem Sohne, dem Prinzen von Wallis, und der Erzherzogin Maria

ſobald ſolches nur ihrer Religion zum Vortheil gereiche. Gegen einen ſolchen Feind könne weder das Haus Öſterreich noch andere katholiſche Fürſten, die der Pfalzgraf nicht minder haſſe, — anders als dadurch geſichert werden, daß der Feind außer Stand geſetzt werde, fernerhin zu ſchaden. Die ganze Geſchichte ſei voll der Beiſpiele hierüber.

Nicht minder wichtig ſei eine andere Betrachtung, daß nämlich der Pfalzgraf, wofern er wieder eingeſetzt werde, alle Ränke und Argliſt, — ſo wie jetzt, auch dann — aufbieten werde, dem Kaiſer da zu ſchaden, wo er am ſicherſten hoffe, ihm ſchaden zu können; nämlich durch Bethlen Gabor und die Türken, die er ſchon früher gegen ihn aufgehetzt habe, und noch nicht aufhöre gegen ihn zu reizen. Denn auf dieſen beruhe alle Hoffnung der Calviner. Und bis ſie ſelbſt ſich wieder erholt hätten, und zu Kräften gekommen wären, den Kaiſer zu entwaffnen und ſeine erſchöpften Länder zu verheeren, ſollte Bethlen und die Türken Alles mit Feuer und Schwert verwüſten. Schon als Gott jenen glänzenden Sieg ihm verliehen habe, ſei er vollkommen überzeugt geweſen, es könne der einmal geächtete Pfalzgraf, ohne äußerſte Gefahr für alle katholiſchen Fürſten und das Haus Öſterreich niemals wieder zur Churwürde erhoben werden; da hingegen der Herzog von Bayern als einen tapfern Vertheidiger der katholiſchen Sache ſich gezeigt habe; auch ſeine Länder gleichſam eine Vormauer Öſterreichs ſeien, und er ihm mit größter Treue beigeſtanden ſei, ſeine Länder ihm

Anna, Tochter des Königs von Spanien unterhandelte, und die verschiedene Conferenzen und Schriften veranlaßte. Überdies brachte der König von

---

wieder erobern zu helfen, und selbst noch jetzt zu seiner Hilfe bereit stehe. Auch glaube Ferdinand, es sei ohne Zweifel durch Gottes Eingebung und treuen Rath geschehen, daß zu großem Vortheil Deutschlands, er diese Churwürde an Bayern übertragen habe. Das Haus Österreich habe in Deutschland viele Feinde gehabt, die solches um seine Macht beneidet hätten. Doch keine seien hartnäckiger gewesen, als die pfälzischen Fürsten; wie die Geschichte unter Maximilian I., Ferdinand I., und Rudolph II. zur Genüge lehre.

Anderer Seits sei freilich nicht in Abrede zu stellen, daß die protestantischen Fürsten, besonders der Churfürst von Sachsen, diese Übertragung an Bayern nicht gern sehen würden, weil sie befürchteten, die Katholiken dürften dadurch zu mächtig werden. Da jedoch dieser Fürst nicht mißbilligen könne, was er in seinen Ahnen, nämlich in seinem Großoheim Moritz gut heiße, an den Carl V., wegen eines weit geringern Vergehens als das Vergehen des Pfalzgrafen, die Churwürde übertragen habe; und er auch überdies schon zur Einsicht gelangt sei, daß wenn man nicht entgegen arbeite, die Calviner ohne Zweifel den Türken den Eingang in das deutsche Reich bahnen; zudem auch die Protestanten mit nicht geringerem Haß als die Katholiken gegen die Calviner eingenommen wären, und auch keine geringere Gefahr von ihnen als von uns befürchteten, ließe sich allerdings hoffen, der Churfürst von Sachsen und die übrigen sächsischen Fürsten würden die Sache nicht so übel nehmen, daß sie deßwegen einen Krieg anfangen wollten.

England, der die Wiedereinsetzung des Pfalzgrafen in seine Churwürde und in seine Lande auf alle Art und Weise durchsetzen wollte, als ein Mittel, alle Unruhen beizulegen, — eine Heirath der jüngsten Tochter des Kaisers mit dem ältesten Sohn des Pfalzgrafen auf die Bahn, der die katholische Religion annehmen und am Hofe des Kaisers sich aufhalten, indessen aber die Länder seines Vaters administriren sollte. Dagegen wollten die Könige von Spanien und von England bei dem Kaiser und dem churfürstlichen Collegio sich verwenden, daß Bayern als achter Churfürst diese Würde für sich und für seine Erben behalten sollte; müsse aber die Anzahl der Churfürsten nothwendig ungerade seyn, — den Kaiser ersuchen, den Landgrafen Ludwig zum neunten zu erheben. Dafür machte England sich verbindlich, Mannsfeld zu entwaffnen.

Diesem Schreiben fügte Ferdinand ein eigenhändiges italienisches Postscript bei, folgenden Inhaltes: „Lieber Don Balthasar! Ich sehe, daß in dem lateinischen Schreiben ein Hauptgrund ausgelassen ward; nämlich, daß wir auf solche Weise um eine katholische Stimme mehr bei der Kaiserwahl haben, und daß wir sonach sicher sind, es werde die Kaiserwürde immer bei den Katholiken, und, vernünftiger Weise zu erachten, immer bei unserm Hause bleiben. Denn immer wird der Herzog von Bayern aus Dankbarkeit für die Erhöhung zu einer so großen Würde, gern mitwirken, die er von einem Kaiser unsres Hauses empfing. Ut in litteris.“

So ſonderbar dieſe Vorſchläge waren und ſo viele Schwierigkeiten auf den erſten Anblick denſelben ſich entgegen ſetzten, waren ſie dennoch wichtig genug, in ſo mißlichen Zeitverhältniſſen, wohl bedacht und berathen zu werden; und der Kaiſer ſelbſt, der nichts ſo ſehr als den Frieden liebte, ließ die vorläufigen Verhandlungen ſich gefallen. So wohl er ſelbſt als der König von Spanien und der Churfürſt von Bayern glaubten, die Vorſchläge der engländiſchen Geſandten wegen der Heirath des Pfalzgrafen älteſten Sohnes mit der jüngſten Erzherzogin ſei mit Wiſſen und auf die Bitte des Pfalzgrafen geſchehen; aber nicht wenig wurden ſie entrüſtet, als dieſer ſeinem Schwäher, dem König von England, der dieſen Vorſchlag ihm eröffnete, die hochfahrende und trotzige Antwort gab, die er kaum im höchſten Glücke hätte wagen dürfen, er fordre vor Allem die gänzliche und rechtmäßige Reſtitution ſeiner ihm geraubten Länder, und dann wolle er ſich beſinnen; zur Erziehung ſeines Sohnes am kaiſerlichen Hofe aber werde er ſich nie verſtehen. — Noch empörender, wo möglich, waren ſeine Zuſchriften an die Churfürſten von Mainz und von Sachſen; worin er, wegen des Königreiches Böhmen, den Kaiſer eine ſtreitende Partei und einen Feind nannte, die Schlichtung dieſer Streitigkeit Gott empfiehlt, und nebſt vielen andern Invectiven auch mit unerhörten Ausdrücken über die Wiedereinführung des leidigen Papſtthums klagt, das die bedrängten armen Leute ihres Troſtes und Heiles beraube, weil darin die abgöttiſche Meſſe ge-

halten und dem Antichrist gesteuert wird; und daß sogar die churfürstliche Dignität einem päpstischen Fürsten zu Theil werden sollte.

So wie aber dieser Vorschlag, zerschlugen sich auch alle übrigen. Die Heirath des Prinzen von Wallis, der persönlich zu Madrid angekommen war, mit der spanischen Infantin, scheiterte an der Religion und an Bukinghams insolentem Betragen; mit diesem Plan aber verschwand zugleich die Idee vom achten und neunten Electorate.

Zweifach erbittert, sowohl über die Vereitlung der Aussöhnung seines Eidams mit dem Kaiser, als der Heirath mit der Infantin, knüpfte nun König Jacob mit Frankreich an, und ließ seinen Sohn ein eheliches Bündniß mit der Tochter Heinrichs IV. schließen, dem Österreichs Macht immer ein Dorn im Auge gewesen war. Hierauf berief er das engländische Parlament zusammen, und eröffnete ihnen, die Pfalz müsse auf alle Fälle mit dem Schwerte wieder erobert werden; (denn Spinola hatte bereits dieselbe bis auf Frankenthal, Mannheim und Heidelberg eingenommen) und wäre es nothwendig, so habe er wohl den Muth, in eigener Person sich dahin zu begeben, ob er auch auf Händen und Füßen kriechen müßte. Er wolle sich mit ihnen nur berathen, ob man den Krieg wider den Herzog von Bayern, oder wider den Kaiser, oder anderswo führen sollte. Am Ende ward beschlossen, vor der Hand 10,000 Mann Fußvolks und 2000 Reiter mit verhältnißmäßiger Artillerie zu den Generalstaaten zu senden; und durch

ſie mittelbar den Krieg wider den Kaiſer und die noch immer bewaffnete, katholiſche Ligue zu führen. Die Stände bewilligten die nothwendigen Subſidien; und beide Häuſer gingen vergnügt aus einander; worauf zum Zeichen allgemeiner Freude alle Glocken geläutet, und Feuer auf den Gaſſen angezündet wurden.

Es war aber dies nicht die einzige Wolke, die an dem, ſeit einiger Zeit ziemlich ruhigen Friedenshimmel aufſtieg; auch anderwärts bildeten ſich ähnliche Gewitterwolken; und es währte nicht lange, ſo zogen ſie ſich auf die furchtbarſte Weiſe, dauernd über ganz Europa zuſammen. Denn noch immer ſtand Mannsfeld in Frießland bewaffnet, wo ſeine Truppen indeſſen auf ihren Lorbern ruhten, und ihrer Gewohnheit nach das Land ausſaugten und verwüſteten. Dieſer Parteigänger hatte ſich mit Vorwiſſen und auf Geheiß der Holländer und des Prinzen von Oranien (oder wie Pufendorf meint, auch aus eigenem Antrieb), wegen der ſpaniſchen Geſinnungen des Grafen Enno von Oſtfrießland dahin gezogen. Von dieſem forderte nun Mannsfeld 300,000 Thaler oder aber die Übergabe ſeiner feſten Schlöſſer, die er auch bald wegnahm. Vergebens klagten die Landſtände und der Graf Enno bei den Generalſtaaten über Mannsfelds Gewaltthätigkeiten. Endlich ſchlugen ſich die Könige von England und Dänemark ins Mittel; die Holländer ſchoſſen den Landſtänden das Geld zur Befriedigung der Mannsfeldſchen Truppen vor, die hierauf Oſtfrießland verlie-

ßen. Sie waren aber noch nicht abgezogen, als Mannsfeld von dem Könige von Frankreich und den Venetianern in Besoldung genommen ward, mit seinem Heere das Veltlin gegen Österreich zu beschützen.

In diesem kleinen, aber durch seine geographische Lage überaus wichtigen, zwischen der Schweitz, Tyrol und Italien gelegenen, von Engpässen, Bergschluchten umringten und den drei Bündten angehörigen Thale waren vor nicht langer Zeit grausame und blutige Auftritte zwischen den Katholiken und den Protestanten vorgefallen. Die Katholiken, die diese Grausamkeiten verübt hatten, riefen, um sich vor gerechter Rache zu schützen, den spanischen Vicekönig zu Mailand, Herzog von Feria zu Hilfe; der diese erwünschte Gelegenheit begierig ergriff, das Thal zu besetzen, und solches auch auf alle Weise befestigte und verschanzte, und den Bündtnern den Zugang verschloß. In Graubündten selbst, wo um die nämliche Zeit Mißhandlungen zwischen den Protestanten und Katholiken sich ergeben hatten, deren Urheber und vorzügliche Thäter die Protestanten waren, rückte Erzherzog Leopold als Regent des Elsasses, Tyrols und der österreichischen Vorlande ein, diese Zwietracht zu dämpfen, die ihm nicht gleichgültig seyn konnte. Die mißhandelten Katholiken schlugen sich zu ihm und bemächtigten sich der vorzüglichsten Orte, bis endlich der Erzherzog die Friedensbedingnisse dictirte.

Diese kriegerischen Auftritte weckten den Argwohn der oberitalienischen Fürsten und Republiken,

und, was noch mehr war, die Eifersucht des bisher in sich selbst zerfallenen und mit innerlichen Kriegen beschäftigten Frankreichs. Alle schrieben der gränzenlosen Herrschsucht Österreichs und Spaniens zu, was doch eine blos zufällige Wirkung religiöser, oder vielmehr antireligiöser Fehden gewesen war; glaubten, diese beiden Mächte wollten hier den Vereinigungspunct ihrer beiderseitigen Länder bilden; und es entspann sich hieraus ein Krieg, der lange Zeit fortdauerte, bis endlich im Jahr 1627 durch die Vermittlung des Papstes ein einstweiliger nothdürftiger Friede zu Stande kam. — In dieser Absicht also sandten die Venetianer dem Mannsfeld bedeutende Summen, frische Werbungen vorzunehmen; Mannsfeld aber, der wenig Lust hatte, sich Lorbern im Veltelin oder in Italien zu sammeln, hatte seine Absicht auf das deutsche Reich gerichtet, wo sein würdiger Waffenbruder, der Administrator Christian indessen ein großes Heer gesammelt hatte, mit dem er nichts weniger als gesonnen war, in die Luft zu fechten.

Es ist in der That wunderbar, wie aus einem, ursprünglich so leicht zu dämpfenden Aufruhr eine so furchtbare Rebellion, aus dieser aber ein Feuer erwuchs, das die herkulischen und trotz aller Niederlagen, Entwaffnungen und Verheißungen, ohne Unterlaß rührigen Brandknechte, Mannsfeld, Christian und Bethlen Gabor zu einer Kriegesflamme anschürten, die endlich ganz Europa ergriff, und deren Erlöschen

der gerechte und friedfertige Kaiſer Ferdinand nicht mehr erleben ſollte.

Das Heer des Adminiſtrators war auf 16000 Mann herangewachſen, ohne die Truppen, welche die Herzoge von Sachſen Altenburg und Weimar, die Grafen Styrum, von Eiſenburg, Bernhard von Thurn, und Andere ihm zuführten. Er ſtand mit den mißvergnügten Böhmen in genauer Verbindung, und blies, mit ihnen vereint, den Funken der Zwietracht, der noch immer fortglimmte, zur hellen Flamme an. Angetrieben von der Leidenſchaft für die Pfalzgräfin, hatte er nichts Geringeres im Sinne, als mit Mannsfeld und Bethlen Gabor vereint, den geächteten Friederich wieder auf den Thron zu ſetzen; und ſehr ſchwer wäre gewiß der Widerſtand gegen ſie geworden, wäre es ihnen gelungen, ſich gegenſeitig die Hände zu bieten. Doch dieſer giganteske Plan im Kopfe dieſes Abenteurers zerſchellte an Hinderniſſen, auf die er nicht gefaßt war. Das erſte war, daß der Churfürſt von Sachſen dieſem, durch Raub und Plünderung beſoldeten und länderverheerenden Geſindel den Durchzug durch ſeine Lande verſagte; — das zweite, daß Tilly, der bei Zeiten erfuhr, er wolle mit Mannsfeld zuſammenſtoßen, ſchnell aus ſeinen Winterquartieren in der Wetterau mit 20,000 Mann aufbrach, ihn in der Nähe zu begrüßen.

Prahlend zwar hatte der Adminiſtrator dieſem Feldherrn auf ſein Abmahnungsſchreiben geantwortet, er fürchte weder ihn, noch ſeine ganze Armee;

indeſſen hatte er nicht ſobald Nachricht von ſeinem Aufbruch erhalten, als er eilig die Flucht ergriff, und nach dem Unterrhein eilte, wo er auf Mannsfeld zu treffen hoffte. Tilly aber erreichte ihn bei Stadtloo (am 5. Auguſt 1623) und brachte ihm eine ſo gewaltige Niederlage bei, daß er 6000 Mann auf dem Schlachtfelde, 4000 Gefangene, ſammt aller Artillerie und Munition verlor, und ſelbſt abermal kümmerlich mit dem geringen Reſte der Seinigen durch die Flucht entkam. Auf den erbeuteten Fahnen ſprachen ſich Chriſtians Abſichten deutlich aus. Auf der einen, von rother Farbe befand ſich ein Doppeladler mit einer päpſtlichen und einer kaiſerlichen Krone, welche vier Löwen ſich bemühten, dem Adler zu entreißen. Unten ſtanden die Worte: Leo septentrionalis. Auf einer andern ſtand der franzöſiſche Spruch: Tout pour Dieu et pour Elle! wodurch der Adminiſtrator den Allmächtigen mit ſeines Herzens Göttin, der Pfalzgräfin, in Eine Parallele ſetzte; auf einer dritten aber war ſein Lieblingsſpruch angebracht: »Gottes Freund und aller Pfaffen Feind!«

Mannsfeld, welcher von der Stadt Emden eine Summe von 300,000 Thalern erpreßt hatte, wollte, als er erfuhr, das meiſte kaiſerlich-liguiſtiſche Volk ſei nach Ungarn abgezogen, ſeine Schafe in den fetten Stiftern Münſter und Osnabrück weiden laſſen, um dann nach dem Rhein zu ziehen; verlor aber in verſchiedenen kleinen Scharmützeln beinahe ſein ganzes Volk, ließ dann die übrigen ſich zerſtreuen und

begab ſich hierauf mit einigen Befehlshabern nach Holland.

Daß jedoch dieſe beiden furchtbaren Parteigänger nicht vergeblich auf ihren Freund, den Bethlen Gabor gerechnet hatten; und daß ſie, wofern derſelbe zur Zeit ankam, wo ſie ihn erwarteten, der Ausführung ihres Planes ziemlich nahe gekommen wären, bewies die Erſcheinung dieſes Fürſten, der von Jägerndorf und Mathias Thurn begleitet, abermal in Ungarn erſchien, bei Villeck einige kaiſerlichen Garniſonen niederhieb, bis nach Mähren vorrückte, und abermal drohte, den Kaiſer im Herzen von Oeſterreich ſelbſt zu bekriegen. In Eile ſandte der Kaiſer den General Montenegro und den Fürſten Maximilian von Liechtenſtein nach den mähriſchen und ungariſchen Gränzen, die mit einem eben nicht ſehr bedeutenden Heere in große Noth und Gefahr kamen; doch bald durch einen abermaligen Waffenſtillſtand gerettet wurden; der dann durch die kluge Vermittlung des weiſen Cardinals Dietrichſtein in einen Frieden ſich verwandelte; in wiefern man nämlich auf Bethlens Wort ſich verlaſſen konnte; das er immer brach, wenn durch den Bruch etwas für ihn oder die calviniſche Sache zu gewinnen war. Furcht und Ärger hatten ihn diesmal zu einem Waffenſtillſtand bewogen. Er erfuhr, die Pohlen ſeien in Siebenbürgen eingefallen; und zitterte auch vor dem Anzug einer Armee, die, wie es hieß, aus Deutſchland herannahe; überdies aber zürnte er ſeinen Verbündeten, beſonders dem Mannsfeld und dem Adminiſtra-

tor, die er erwartet hatte, und von welchen er noch nicht wußte, daß ſie waren aufgerieben worden.

Herzlich erfreute der Kaiſer ſich nun des abermal anſcheinenden Friedens, denn alle ſeine Länder waren durch lange Leiden erſchöpft; der größte Theil Ungarns war in den Händen der Türken oder der Rebellen; und in den meiſten Provinzen war die Ruhe nur durch die Gewalt hergeſtellt worden. Daher wendete er alle ſeine Gedanken dahin, den Frieden feſter zu begründen, und nicht nur ſeine eigenen Länder, ſondern auch ganz Deutſchland von den ſchweren Kriegeslaſten und Kriegesvölkern zu befreien. Auch knüpfte er um dieſe Zeit wegen der Heirath ſeines älteſten Sohnes Ferdinand, der indeſſen, trotz aller Unruhen (am 8. December 1625) in Ungarn feierlich zum König gekrönt worden, Verhandlungen mit Spanien an; und fuhr in ſeinen Landen mit allem Eifer fort, an der Wiederherſtellung der katholiſchen Religion zu arbeiten. Doch der Friedensengel war nur wie im Fluge vorübergeeilt, und ſeine Spur verſchwand ehe man deſſen ſich verſah. Um jedoch Alles zu thun, was in ſeiner Möglichkeit ſtand, dieſen ſo ſehnlich gewünſchten Frieden dauernd zu feſſeln, ließ der Kaiſer einen Reichsdeputationstag nach Ulm ausſchreiben, wo alle Angelegenheiten, und insbeſondere auch die des geächteten Pfalzgrafen Friederich, ſollten geſchlichtet werden, für den, ſo ſtarrſinnig er auch auf ſeinem Trotz beharrete, dennoch fortwährend Könige und Fürſten bei dem Kaiſer ſich verwendeten.

Unterdeſſen aber berichtete der Churfürſt von Mainz dem Kaiſer die Intriken des Königs von Frankreich, der durch ſeine Miniſter und Geſandte in Deutſchland überall öffentlich und heimlich ausſtreuen laſſe, er werde es nicht dulden, daß Spanien ihn am Rhein und an der Weſel, ſo wie auch in der Pfalz und im Veltlin einſperre. Eben ſo ſchrieb auch der Herzog von Bayern dem Kaiſer und ſeinem Miniſter am ſpaniſchen Hofe, dem Grafen Khevenhiller, Schweden und Dänemark rüſteten ſich zum Kriege; Frankreich ſei entſchloſſen, in das Elſaß zu bringen, und durch die öſterreichiſchen Vorlande in die Pfalz einzufallen; der Herzog von Angoulême ſtehe in dieſer Abſicht an der Spitze einer Armee von 20,000 Mann zu Pferd, und zu Fuße, nebſt einer bedeutenden Artillerie. Auch wiſſe er gewiß, daß die neue] Union und die mitintereſſirten Könige und Potentaten derſelben beſchloſſen hätten, den geächteten Pfalzgrafen nicht nur in die Pfalz, ſondern auch in Böhmen wieder einzuſetzen; Oeſterreich und Spanien zu Grunde zu richten; und daß ſie auch ſich bemühten, den Bethlen Gabor dahin zu vermögen, ſeine ganze Macht gegen Oeſterreich aufzubieten, und ihm dafür die Markgrafſchaft Mähren zur Belohnung verſprochen hätten.

Der Erfolg zeigte, daß dies nicht leere Drohungen waren. Die beiden, vor Kurzem abermal geſchlagenen und zerſtreuten Parteigänger Mannsfeld und der Adminiſtrator erſchienen neuerdings an der Spitze neu-

geworbener Heere. Letzterer ward zum General über die franzöſiſche Cavallerie geſetzt; Mannsfeld aber erſchien mit ſeinem Volke, das in England war geworben worden, auf mehr als 300 Schiffen mit Proviſion und Kriegsmunition zu Vlieſingen in Seeland, wo er mit Trommelſchlag und Losbrennung der Kanonen empfangen wurde. Der Adminiſtrator führte ebenfalls ſein Volk auf hundert holländiſchen Schiffen ab. Doch überall ſpielte das Kriegsglück mit dem Muthe dieſer unberufenen Helden. Mannsfelden geſchah durch die klugen Vorkehrungen der kaiſerlichen und ſpaniſchen Befehlshaber in den Niederlanden ſo wie nicht minder durch anſteckende Krankheiten, die unter ſeinem Volke einriſſen, bedeutender Abbruch; der Adminiſtrator aber verlor beinahe alle Pferde und Munition durch einen der wüthendſten Stürme, der ſich auf der See erhob; eine andere bedeutende Anzahl ſeiner Truppen ging ebenfalls durch Krankheiten zu Grunde. Kurz hierauf ſtarb König Jakob I., ehe noch entſchieden war, wozu dieſe Truppen ſollten verwendet werden.

Es rüſtete ſich aber auch der niederſächſiſche Kreis mit aller Macht und in größter Eile. Allenthalben wurden Truppen geworben; Magazine angelegt und angefüllt. Tilly, den die Nachſetzung des Adminiſtrators in dieſen Kreis gezogen hatte, fragte im Namen des Kaiſers um die Urſache dieſer ſo ungewöhnlichen Kriegsrüſtungen an; da doch Niemand wäre beleidigt wor-

den, und auch gegen Niemand ein Krieg erklärt sei; ihre eigenen außerordentlichen Vorbereitungen aber nicht blos auf eine Defension, sondern auf einen offensiven Krieg deuteten. Er erhielt zur Antwort, die Rüstungen der Stände hätten blos zur Absicht, den Kreis gegen andringende Feinde zu vertheidigen. Tilly machte ihnen die dringendsten Vorstellungen und schloß sein Schreiben an die Fürsten des niedersächsischen Kreises mit der Ermahnung, ihr geworbenes Volk abzudanken, und auch den König von Dänemark hierzu zu stimmen; erbot sich, sobald sie das gethan hätten, den Kreis alsbald mit seinem Kriegesvolke zu räumen; widrigenfalls aber rufe er Gott zum Zeugen, daß er an den Bedrängnissen, an dem Verderben und Wehklagen der armen Leute, an den großen Ungelegenheiten und Empörungen nicht Schuld habe, die der Krieg nach sich ziehe. Dagegen wolle er Land' und Leuten, die sich gegen die kaiserliche Majestät devot, den Mandaten und Erinnerungen derselben gemäß verhalten und der Unruhigen sich nicht annehmen würden, nach seiner besten Möglichkeit Schutz verschaffen und sie von allem Ungemach retten helfen. . . .

Während in dieser Sache viel hin- und hergeschrieben, abgemahnt und remonstrirt wurde, hatte der niedersächsische Kreis sich einen Oberfeldherrn erwählt. Ihre Wahl hatte zwischen dem König Gustav Adolph von Schweden und dem Könige Christian von Dänemark geschwankt; und beide Könige hatten sich um die Ehre beworben, Be-

schützer des niedersächsischen Kreises zu seyn, das heißt, das gegen sich selbst feindselig gestimmte Deutschland vollends zu verheeren und den friedfertigen Kaiser mit Krieg zu überziehen. Für Gustav Adolph sprach seine siegreiche Tapferkeit, die er im Kriege gegen Pohlen mehr denn zur Genüge bewiesen hatte; für den König von Dänemark aber, daß er selbst, als Fürst von Holstein zu dem niedersächsischen Kreise gehörte; welchen Grund das englische Kabinet vorzüglich geltend machte; das eigentlich, weil es das Geld zu diesem Kriege herschoß, hier eine entscheidende Stimme hatte, und das für diesen König entschied, weil seine Forderungen weit gemäßigter und bescheidener waren als die des Schwedenkönigs. Um aber den Kaiser einzusichern, schrieben sie auf seine eigenen väterlichen Abmahnungen wiederholt, »es sei von ihnen Niemand offendirt worden; und der Römisch Kaiserlichen Majestät ihres allergnädigsten Herrn hohe Reputation sei bei ihnen im allwege sancta, salva et inviolabilis, und würde vor wie nach respectirt werden.« Sie wollten auch unter allem dem, was zu des Kreises Nothdurft, Verwahrung und Unschuld bereits angeführt werden müssen, nicht das Allergeringste gemeint haben, so zu Deroselben Präjudiz gereichen könnte. Sie achteten es aber nicht thunlich, daß der König von Dänemark, als Kriegesoberster, die Waffen niederlegen, dem Tilly aber dagegen trauen sollte, daß er den Kreis hernach wohl räumen, der reformirten Erz- und

Stifter ſich nicht impatroniren, viel weniger in den Kreis wieder einrücken würde.«

Der König von Dänemark ſelbſt antwortete dem Grafen Tilly folgender Weiſe: »Er wäre nebſt dem ganzen ſächſiſchen Kreiſe nicht anders geſinnt als der Kaiſerlichen Majeſtät freund- oheimliche und reſpective unterthänigſte Bezeigung und guten Willen zu unterhalten; und wie er zu dem werthen Frieden wohl geneigt, auch den ganzen niederſächſiſchen Kreis dazu inclinirt wiſſe, ſo möchte er doch wünſchen, daß die Läufte es alſo mit ſich brächten, daß er ohne Krieg des Friedens genießen, und in der chriſtlichen Religion wie ſeine Vorfahren ſein Leben beſchließen möchte. Weilen aber er und der niederſächſiſche Kreis nun eine geraume Zeit her, allerhand Kriegs-Armaden nicht allein verſpürt, ſondern auch deſſen unleidliche Preſſuren empfunden, hätten ſie nicht anders gekönnt, denn vermöge der Reichs- und Kreis-Ordnung ſich zuſammenzuthun und auf ein Defenſionswerk zu ſchließen, geſtalt ſolches Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät gebührlich eröffnet worden. Sonſten wäre aus ſeinem, des Tilly, Schreiben abzunehmen, daß er von etlichen Sachen gar übel berichtet.«

Während dieſer ſchriftlichen Verſicherungen aber der tiefen Ehrfurcht und Unterthänigkeit gegen die kaiſerliche Majeſtät, ſetzten ſie ihre Truppenwerbungen gegen Dieſelbe ohne Unterlaß fort. Der König von Dänemark ſelbſt hatte bereits eine Armee von 60,000 Mann auf den Beinen. Wegen

Subsidiengeldern unterhandelten sie mit Venedig, mit Holland und England, die denn auch nicht säumten, zu diesem verderblichen Kriege sie reichlich zu unterstützen. Hierauf ward Rath gehalten, wie sie den Krieg selbst anfangen sollten. Darüber gab es nun verschiedene Meinungen. Die aus Böhmen, Mähren, Schlesien und den österreichischen Provinzen Entflohenen stimmten dahin, »man sollte stracks auf Schlesien und Böhmen zugehen; sintemal Fürsten und Stände sowohl als das gemeine Volk wegen der Religion dermaßen disgustirt seien, daß sie einhellig die Waffen ergreifen, die Kaiserlichen verjagen, und den Pfalzgrafen wieder einsetzen würden; wozu die ungarischen Stände treulich helfen, Bethlen Gabor nicht feiern und der Türk auch das Seinige thun würde.« — Mannsfeld und Diejenigen, die mit ihm aus England gekommen waren, hielten für die Richtschnur der Unternehmung die Weisung und Meinung ihres Herrn, des Königs Jacob: »des Pfalzgrafen Patrimonium vor Allem wieder zu restituiren, damit er nur wieder einen Fuß ins Reich setzen, den Schaden facilitiren, und wenn alsdann die Gelegenheit Mittel eröffnete, Böhmen selbst wieder erobern könnte; — und dann hätten sie sich vorgenommen, einen oder zween Posten am Rhein zu fassen.« — Die dritte Meinung war, »daß man sich weder mit weiten Wegen und Entreprisen, als in Böhmen und Schlesien, noch mit Einnehmung starker und fester Plätze embarassiren, womit man Zeit, Volk, Geld und Bereit-

schaft verliert, sondern stark auf des Tilly untergebene Armada losgehen sollte; denn wenn diese zertrennt und geschlagen, so könnten sie alsdann den Kopf hinstecken wo sie wollten.«

Schiller, der als eifriger Protestant diesen sogenannten Religions- eigentlich Rebellionskrieg so gut versicht als es nur immer möglich ist eine schlimme Sache gut zu verfechten, konnte es dennoch nicht über sein ehrliebendes Gemüth bringen, diese meineidige Lüge selbst zu gestehen. »Nach Wien, spricht er, berichtete man, daß die Bewaffnung nur zur Absicht habe, den Kreis zu vertheidigen, und die Ruhe in diesen Gegenden zu erhalten. Aber die Unterhandlungen mit Holland, mit England, selbst mit Frankreich, die außerordentlichen Anstrengungen des Kreises und die furchtbaren Armeen, welche man aufstellte, schien etwas mehr als bloße Vertheidigung, schienen die gänzliche Wiederherstellung des Churfürsten von der Pfalz und die Demüthigung des zu mächtig gewordenen Kaisers zum Endzweck zu haben. Nachdem der Kaiser Unterhandlungen, Drohungen, Befehle fruchtlos erschöpft hatte, fingen die Feindseligkeiten an.«

Der zu mächtig gewordene Kaiser indessen, der von dieser verrätherischen Felonie weit genauer unterrichtet war als die gleisenden Kreisfürsten vermutheten, empfahl seine gerechte Sache dem Allmächtigen, und hielt mit seinen Getreuen Rath über die Mittel, dieser furchtbaren, wider ihn gerüsteten Armee, die sich weit über 100,000 Strei-

ter belief, wenigſtens 20,000 Mann entgegen zu ſtellen. Aber auch dazu zeigte ſich keine Möglichkeit; denn die Länder waren durch ſo viele innerlichen und ausländiſchen Kriege zu ſehr verarmt, und überdieß durfte man ihnen nicht trauen; die Kammergefälle aber waren erſchöpft; allenthalben zeigte ſich in den ſonſt ſo reichen Ländern bitterer Mangel. Nirgend wollten ſich Hilfsquellen eröffnen, die unermeßlichen Koſten einer Zurüſtung zu erſchwingen, wie ein ſolcher Krieg ſie erforderte, wenn er mit Nachdruck ſollte geführt werden.

In dieſer peinlichen Verlegenheit ſchlug Einer der trefflichſten kaiſerlichen Kriegesoberſten dem Kaiſer vor, ein mächtiges Kriegesheer von 50,000 Mann zu Roß und zu Fuße ins Feld zu ſtellen. Dies war Graf Albrecht von Wallenſtein, ein damals ſchon ausgezeichneter Kriegesmann, der von Jugend auf in den Feldzügen gegen die Türken, die Venetianer, die rebelliſchen Ungarn und gegen Bethlen Gabor gedient, in der Schlacht am weißen Berge als Oberſter eines Regimentes ritterlich gefochten, und ſpäterhin als General die Ungarn in Mähren geſchlagen hatte. Er ſelbſt war in Böhmen ziemlich reich begütert und von alt-adeliger Familie *).

*) Dieſer welthiſtoriſche Mann, bekanntlich Schillers Ideal, war dem uralten Hauſe Waldſtein auch Wallenſtein genannt, entſproſſen, das ſeinem König Ottokar ſchon im J. 1278. vier und zwanzig mannhafte Ritter ſtellte. Albrecht Wallenſtein, von welchem hier die Re-

Die kaiſerlichen Miniſter aber hielten ſeinen Vorſchlag für einen abenteuerlichen Gedanken, und fragten ihn, woher man 50,000 Mann aufbringen ſollte, da es an der Möglichkeit gebräche, ſogar 20,000 zu werben? — Wallenſtein löste dies Räthſel ſehr einfach und antwortete, mit 20,000 Mann ſei es unmöglich, die Länder, wohin man kommen werde, in Contribution zu ſetzen; wohl aber vermöge er dies mit fünfzig Tauſenden. — Auf dieſe einleuchtende Antwort ward mit ihm abgeſchloſſen, vorerſt 20,000 und dann die Übrigen zu werben. Auch wurden ihm

---

de iſt, ward am 14. September 1583 zu Prag geboren. In ſeiner früheſten Kindheit diente er als Edelknabe am Hof des Erzherzogs Ferdinand von Tyrol, hierauf aber bei Carl, Markgrafen von Burgau, dem zweitgebornen Sohne des Erzherzogs; kam dann 1594 auf die hohe Schule zu Altdorf, wo er wegen der Folgen ſeines finſtern und empörenden Stolzes (dem Grundzuge ſeines Charakters) das Consilium abeundi bekam. Hierauf folgte er dem Generallieutenant, Grafen Carl von Mannsfeld, nach Ungarn zur Belagerung Grans, woſelbſt der zwölfjährige Albrecht eine Compagnie als Hauptmann befehligte, und durch ſo glänzende Waffenthaten ſich auszeichnete, daß er die älteſten Officiere beſchämte. Im folgenden Jahre machte er weite Reiſen durch England, Schottland, Frankreich und Italien, wo er ſeine Kenntniſſe ungemein bereicherte. Zu Padua hielt er ſich am längſten auf, und ſtudierte dort unter den berühmteſten Meiſtern, Politik, Sternkunde, ganz beſonders aber Aſtrologie, das damalige Lieblingsſtudium großer Herren, das er auch bis an ſein unglückliches Ende mit größter Leidenſchaft

einige Muſter- und Sammelplätze in Böhmen eingeräumt, aus welchen er zum Theil, — größtentheils jedoch aus ſeinem eigenen und ſeiner Freunde Vermögen, — die Koſten aufbrachte, dieſes Heer zu werben und auszurüſten. Er war der Erſte, der die Kunſt erſann, den Krieg ohne Raubzüge und ohne Beraubung der kriegführenden Macht ſelbſt, blos durch Brandſchatzungen und Contributionen der feindlichen Länder zu führen; und ſich und die Seinigen dabei ſogar zu bereichern. Dieſes großen Dienſtes, ſo wie nicht minder anderer früherer Verdienſte we-

---

betrieb. Er kehrte mit einem Aſtrologen nach Prag zurück, heirathete dort nach einiger Zeit eine reiche Witwe, die nach vier Jahren ihm großen Reichthum hinterließ. In dem Kriege Ferdinands II. mit Venedig warb Wallenſtein auf eigene Koſten ſieben Fahnen deutſchen Fußvolkes, ſchlug die Venetianer zweimal, warf Lebensmittel und Mannſchaft in das ſchwer geängſtete und bedrängte Gradiska, und vermählte ſich nach dem Frieden mit der Republik zum zweiten Male mit einer Tochter des Grafen Carl von Harrach; bei welcher Gelegenheit Ferdinand ihn in den Grafenſtand erhob. Auch bei der mähriſchen Rebellion leiſtete er dem Kaiſer große Dienſte; er ſammelte die treu gebliebenen Streiter und warb auf eigene Unkoſten noch ein Regiment Wallonen, mit welchem er im Jahr 1619 zu Bouquoi ſtieß, und während dieſer Feldherr den rückkehrenden Böhmen nachſetzte, Bethlen Gabors Heer verfolgte. Seine andern Waffenthaten am weißen Berge von Prag wurden bereits berührt; ſein übriges Leben folgt im Verlauf dieſer Geſchichte.

gen, und auch um ihn mit um so größerem Ansehen zu schmücken, erhob der Kaiser ihn in den Fürstenstand, und gab ihm den Titel eines Herzogs von Friedland. Hierauf warb er in kurzer Zeit sein Heer und ertheilte über hundert Patente, durch die er die Obersten und andere Officiere dabei anstellte.

Es war aber auch Tilly indessen keineswegs müßig gewesen. Nachdem dieser so edle als tapfere Feldherr den Krieg umsonst mit der Feder geführt, und den niedersächsischen Kreis wiederholt, und immer vergeblich von ihrer Feindseligkeit abgemahnt hatte, griff er endlich zum Schwerte und zog mit der kaiserlichen und liguistischen Armee nach dem Weserstrom, der Pässe bei Höxter zu seinem Vortheil sich zu bemächtigen. Wer Tilly nur aus Schillers Beschreibungen kennt, hat sehr unrichtige Begriffe von ihm. Seine Missive und Vorstellungen an die, wider den Kaiser gerüsteten Fürsten und Stände zeigen vielmehr einen sehr edlen, besonnenen, theilnehmenden und menschenfreundlichen Charakter. Als solchen schildert ihn auch sein Zeitgenosse, der gelehrte und sinnreiche, durch seine classischen Poesien berühmte Jacob Balde; und Kaiser Ferdinand, der ihn genau kannte, spricht selbst in einem Schreiben an die niedersächsischen Stände von ihm »seine besondere Discretion und sein friedliebendes Gemüth sei fast aller Welt bekannt.«

Obwohl also im Vortheil, schrieb Tilly dennoch den niedersächsischen Fürsten und Ständen noch einmal, und zwar sehr beweglich zu, sie vor dem Jam-

mer eines verheerenden Krieges und vor der bitterſten Reue zu warnen; wofern ſie in ihrer Obſtination fortführen; und als ſie auch nun ihre immer furchtbareren Rüſtungen unter allerlei nichtigen Vorwänden rechtfertigten, keiner vernünftigen und wohlgemeinten Vorſtellung nachgaben, und fortwährend in ihrem Trotz gegen den Kaiſer verharrten, rückte er ernſtlich vorwärts, ſchlug die Dänen bei Stolzenau ſo tapfer, daß der Kern ihrer Armee theils auf dem Schlachtfelde blieb, theils gefangen ward; und nahm nach einander Jorona, Labenſtein, Koppenburg, Stottenburg, Stößingen, Krienau, Kallenburg, und viele andere Orte; ſo daß ſein Name Schrecken verbreitete; der Muth ſeines Heeres durch dieſen ſo glänzenden Anfang mächtig gekräftiget ward, und der König einen Landtag hielt, neuen Succurs zu erhalten.

Indeſſen war auch Wallenſtein mit 30,000 Mann ins Feld gerückt; und hatte ſeinen Marſch gegen die Elbe hin genommen. Nun begann ſowohl dem König Chriſtian von Dänemark als den Fürſten und Ständen des Kreiſes der Muth zu ſinken; ſie verſammelten ſich und machten Friedensvorſchläge. Aber wie früher Tilly, antwortete auch Wallenſtein auf ihre Zuſchriften, ſie ſollten vor Allem ihr Kriegsvolk entlaſſen, und dasſelbe weder dem Herzog Chriſtian von Braunſchweig, noch dem Mannsfeld überlaſſen, ſondern gänzlich aus dem Reiche ſchaffen, ihre ferneren Werbungen einſtellen, nichts wider die kaiſerliche Majeſtät vornehmen, und dem Kaiſer ſo wie auch

den betreffenden Churfürsten und Ständen die Unkosten ersetzen, die diese Kriegespräparationen ihnen verursacht hätten. Wie aber gegen den Kaiser und Tilly, rechtfertigten sie auch ihre Kriegesrüstungen gegen Wallenstein; antworteten, es sei nie ihre Absicht gewesen, etwas Feindseliges gegen die Kaiserliche Majestät vorzunehmen; sie hätten es auch noch nicht im Sinne; und wofern die beiden kaiserlichen Feldherren mit ihren Kriegesarmaden aus dem Kreise zögen, wollten auch sie ihr Volk entlassen. Als nun nach vielmaligem, vergeblichem Hin- und Herschreiben auch Wallenstein sah, daß auf gütlichem Wege nichts mit ihnen auszurichten war, rückte er in die Stifter Halberstadt, Magdeburg und Halle ein und besetzte die Städte und Gebiete derselben.

Sein kluges Benehmen gewann ihm allenthalben so hohe Achtung, daß diese Gegenden erklärten, sie wollten in beständiger kaiserlicher Devotion verbleiben. Denn er hielt, besonders im Anfang seines Obergeneralats, treffliche Mannszucht; so daß die Länder, zu ihrem freudigen Erstaunen, nicht verwüstet, die Leute nicht von Haus und Hof vertrieben, sondern die Felder bestellt, die Ernten eingebracht wurden, und Soldaten und Bauern zusammen lebten; da hingegen die frühern Feldherren, die gleich in den ersten Tagen die Länder verheerten, sich selbst die Mittel zum Kriege benommen hatten. Alle kriegführenden Mächte nahmen bald diese Art und Weise Krieg zu führen von Wallenstein an, wodurch es ihm nicht nur nie an Mitteln fehlte, seine Truppen ge-

hörig verpflegen zu laſſen, ſondern er auch in den Stand geſetzt ward, je mehr Legionen er führte, um ſo größere Contributionen zu erheben; von welchen er neue Streiter werben, bewaffnen und erhalten, die Artillerie und andere Kriegsbedürfniſſe beſtreiten, und verdiente Officiere mit fürſtlicher Munificenz belohnen konnte. Es iſt nicht in Abrede zu ſtellen, daß Wallenſtein während dieſes Krieges nicht nur zu großen Ehren, ſondern auch zu großem Reichthum gelangte; das Mährchen aber, dem auch Schiller geneigt iſt, Glauben beizumeſſen, der Herzog von Friedland habe während ſeines ſiebenjährigen Commando 60,000 ſage nicht ſechs, noch auch ſechshundert oder ſechstauſend, ſondern ſechzig tauſend Millionen Thaler aus der Einen Hälfte Deutſchlands erhoben, ward vor wenig Jahren von einem verdienten Schriftſteller nach ſeinem Werthe gewürdigt *).

König Chriſtian ſah augenblicklich die ganze Gefahr, in welche der ſcharfſinnige Wallenſtein ihn dadurch brachte, daß er bei Deſſau an beiden Ufern der Elbe Poſten faßte; da er nun, zwiſchen zwei großen feindlichen Heeren, im Rücken konnte angefallen und ſogar von ſeinen eigenen Ländern abgeſchnitten werden. Sogleich muſterte er ſeine ganze Armee, ließ ſeinen Sohn, den jungen Prinzen Chriſtian

*) Khevenhiller ſpricht von 60, Hormayr von 600 Millionen, die Wahrheit mag wohl zwiſchen beiden in der Mitte ſtehen.

zwar einmal ſo tapfer ſchlug, daß ſie 1300 Mann in Einem Treffen verloren.

Schwer war dem König Chriſtian und den niederſächſiſchen Fürſten Mannsfelds Niederlage bei Deſſau gefallen; aber größer als ihr Leid war ihre Freude, daß er und Ernſt von Weimar durch ihren Rückzug die kaiſerliche Armee aus dem Kreiſe zogen; denn dadurch gewannen ſie Luft, Muth und Zeit. Auch ſäumte der König von Dänemark nicht, alſogleich um ſich zu greifen, und nahm zwei Magdeburgiſche Ämter, die Veſten Schloen im Braunſchweigiſchen und Steuerwald im Churfürſtenthum Köln, wo er ſtattliche Vorräthe fand. Indeſſen aber hatte Tilly Minden erobert und warf ſich nun vor Göttingen, das er ebenfalls durch eine ſtarke Belagerung angriff. Aber die ſtarke däniſche Beſatzung that ihm durch unaufhörliche Schüſſe aus dem groben Geſchütz und durch ihre Ausfälle nicht geringen Schaden. Auch ſuchte der König, dem Alles daran gelegen war, dieſe feſte Stadt zu erhalten, dieſen Feldherrn zu diverſiren; was ihm jedoch nicht gelang; wiewohl Tilly ſechs ganze Wochen vor Göttingen lag; bis er endlich Ernſt brauchte und ſolche (am 9. Auguſt 1626) furchtbar beſchießen, hierauf aber Brücken ſchlagen und Sturmleitern anlegen ließ. Nun fing die Beſatzung an zu capituliren; und nur mit großer Mühe konnte Tilly ſeine Soldaten von dem Sturm zurückhalten. Da jedoch der edle Feldherr fürchtete, bei dieſem Sturm Manchen ſeiner Tapfern ohne Noth zu verlieren, ging er einen Accord ein, und geſtattete

den Dänen, mit fliegenden Fahnen, klingendem Spiel, brennenden Lunten, und mit Sack und Pack nach Kriegesgebrauch abzuziehen.

Hierauf zog Tilly nach Nordheim, um auch Herr dieſer Feſtung zu werden, und alſo die wichtigſten und feſteſten Puncte des Kreiſes zu beſetzen, dieſen Krieg, wo möglich in Einem Feldzuge zu beendigen. Der König aber, der Kundſchaft davon bekam, brach alsbald mit ſeinem ganzen Heere auf, dieſer Stadt zu Hilfe zu kommen, und traf am 15. Auguſt bei Tagesanbruch mit dem Tillyſchen Heere zugleich bei Nordheim ein. Beide Armeen kamen einander ſo nahe, daß die Reiterei bereits ein Gefecht eröffnete. Nur ein kleiner Fluß trennte die Heere von einander. Da indeſſen die Tillyſchen Soldaten noch nicht in Schlachtordnung aufgeſtellt waren, auch Tilly ſelbſt nicht zugegen war, ſondern Krankheitwegen noch in Göttingen ſich aufhielt, commandirte er ſeine Armee zurück, und ließ ſie in der Gegend dieſer Stadt feſten Poſten faſſen.

Der König, der eine entſcheidende Schlacht mit Tilly, deſſen großes Feldherrntalent er fürchtete, eben ſo gern vermied, als gierig Tilly dieſelbe ſuchte, ließ den Rückzug ungeſtört geſchehen; verſah Nordheim mit Proviant und Munition, und rückte dann in das Churmainziſche Eichsfeld bis nach Duderſtadt, von wo er den Fuß nach Thüringen zu ſetzen und dann in die Länder und Stifter der Liguiſten einzufallen gedachte. Tilly aber war nicht ſobald wieder-

hergestellt, als er die Wallensteinischen Regimenter an sich zog, mit allem Kriegsvolk aufbrach und durch Eilmärsche dem König den Vorsprung abgewann. Als nun Christian sein Vorhaben vereitelt sah und wahrnahm, daß Tilly ihm bedeutend an Mannschaft überlegen war, wendete er, einer Schlacht auszuweichen, sich wieder nach dem Braunschweigischen über das Gebirge zurück und zog sich gegen Lutter und Wolfenbüttel. Tilly säumte nicht, ihn einzuholen, und schon waren sie einander so nahe, daß es drei Tage hindurch Scharmützel zwischen den Vorposten beider Heere absetzte.

Da nun der König, in die Enge getrieben, nicht weiter fortkommen konnte, ohne sich zu schlagen, stellte er sich bei dem braunschweigischen Dorfe Lutter, das Amthaus am Bernerberge genannt, in Schlachtordnung; wo dann am 27. August beide Armeen einander anfielen. Die Dänen eröffneten die Schlacht mit so großer Tapferkeit und fochten mit so unerschütterlichem Muthe, daß Anfangs der Sieg des Tillyschen Heeres sehr im Zweifel stand; da eine große Anzahl seiner Reiter und Fußknechte so wie auch nicht wenige seiner tapfersten Officiere in diesem mörderischen Treffen fielen. Durch Tillys treffliche Anordnungen ward zwar der Feind einige Male zurück gedrängt; aber dreimal führte der König sein Volk mit ausgezeichneter Tapferkeit selbst ins Treffen zurück, bis endlich Tillys Löwenheere die dänischen Phalanxe im Sturm durchbrachen, zertrennten, in die Flucht schlugen und den glänzendsten Sieg erfoch-

ten. Vier tausend Dänen lagen todt auf der Wahlstatt; die ganze Artillerie fiel in die Hände des Siegers. Dreißig Fahnen Fußvolks, die in das Amthaus Lutter sich warfen, und welchen aller Rückweg abgeschnitten war, mußten auf Gnade und Ungnade sich ergeben. Mit genauer Noth war der König selbst mit dem größten Theile seiner Cavallerie der Gefangenschaft entkommen. Er flüchtete sich nach Wolfenbüttel. Vieles, doch seinen Muth hatte er nicht verloren. Eilig musterte er dort seine noch übrigen Truppen, warb neues Volk, und sandte nach Holland und England um Hilfe und Truppen, die ihn in den Stand setzten, den Krieg weiter fortzuführen.

Groß war der Verlust dieser Schlacht für die protestantische Sache; dennoch war er nicht der einzige; denn sie verloren noch im nämlichen Jahre drei ihrer tapfersten Helden. Mannsfeld, von Wallenstein gleich einem flüchtigen Räuber verfolgt, war endlich nach Siebenbürgen gekommen, wo er willkommene Aufnahme von Bethlen Gabor hoffte. Doch dieser Fürst, der im Vertrauen auf den Beistand der verbündeten Protestanten den Frieden mit dem Kaiser abermal gebrochen und zum Kriege sich gerüstet hatte, sah ihn mit scheelen Augen an, da er statt Geldes, das er von Venedig und England erwartet hatte, eine Macht von 30,000 Mann feindlicher Truppen ihm ins Land brachte. Stolz wies er ihn wie einen überlästigen Bettler zurück und verwies ihn an Venedig. Und da Räuber immer arm bleiben, sah auch Mannsfeld, der so viele Landschaften ge-

plündert, so viele Städte gebrandschatzt, so ungeheure Summen erpreßt hatte, sich nun genöthigt, sein Geschütz und Heergeräthe zu verkaufen, das Reisegeld für sich und sein weniges Gefolge zu erschwingen. Als er durch Bosnien und Dalmatien nach Venedig zog, übereilte ihn unweit Zara der Tod. Kurz vor ihm war sein treuer Freund und Bundesgenosse, der Herzog Christian von Braunschweig und Administrator von Halberstadt gestorben. Beiden folgte bald der Herzog Ernst von Weimar, den nur der Tod von der Reichsacht befreite, mit welcher der Kaiser ihn bedroht hatte; der nun durch ein besonderes Gericht der göttlichen Vorsehung von dreien seiner Hauptfeinde erledigt war, die ihm und seinen Ländern den Untergang geschworen hatten, und dagegen selbst in ihren besten männlichen Jahren durch einen unrühmlichen Tod hinweggerafft wurden.

Um diese Zeit neigte sich auch der Bauernkrieg in Oberösterreich zu seinem Ende. Wir haben schon früher gesehen, welchen kräftigen Widerstand diese bewaffneten Bauern den bayrischen Truppen gethan; und noch hatten sie bis zur Stunde die Waffen nicht nur nicht abgelegt, sondern einen schweren häuslichen Krieg geführt, und unter ihrem Oberfeldherrn Stephan Fadinger zu sechszehn Tausenden, zwanzig Tausenden, ja, was kaum glaublich bedünkt, bei der Belagerung von Linz zu achtzig Tausenden sich bewaffnet. Es würde zu weit führen, wenn wir die Geschichte dieses denkwürdigen und verderblichen Krieges in seinem ganzen Umfang hier erzählen woll-

ten; doch können wir, da das Ende desſelben in die Regierung Ferdinands II. fällt, ſolchen auch nicht gänzlich mit Stillſchweigen übergehen.

Schon unter Kaiſer Mathias hatten die Oberöſterreichiſchen Stände, die unter dem Vorwand der Religion nach gänzlicher Unabhängigkeit ſtrebten, ihre Bauern aufgeboten und bewaffnet; die ſie größtentheils ſelbſt zur proteſtantiſchen Religion verführt, ja zum Theil beinahe mit Gewalt dazu genöthiget hatten. Sie erzeigten ſich auch gegen den regierenden Kaiſer widerſetzlich, da er die Regierung ſeiner Länder antrat; und als Ferdinand ſeinem Schwager, dem Herzog Maximilian von Bayern das Land ob der Enns für die großen Summen verpfändete, die er zur Beſtreitung der Kriegeskoſten indeſſen hergeſchoſſen hatte, gab die Klage über eine fremde Regierung den Bauern neue Gelegenheit zu vielfältigen Gewaltthätigkeiten und Empörungen. Statt das Feld friedlich zu beſtellen, zogen ſie auf Raub aus, plünderten Kirchen, Klöſter, Pfarrhöfe, Schlöſſer und Güter der katholiſchen Herrſchaften und Obrigkeiten, und richteten durch Mord und Brand ungeheuern Schaden und Verwüſtungen an.

Immer war die Religionsfreiheit der Schild, mit welchem ſie ihre rebelliſche Wuth bedeckten; in ihren Fahnen führten ſie nebſt andern den Spruch:

Weil's gilt die Seel' und auch das Blut,
So geb' uns Gott ein' Heldenmuth!

Gleichwie die Rebellen aller Provinzen mit den feindlichen Mächten in Verbindung ſtanden, alſo war auch dieſer Bauernaufruhr eine Angelegenheit, welche die Feinde des Kaiſers als ihrem Intereſſe nicht fremd betrachteten. Der Pfalzgraf Friederich, Mannsfeld, und ſelbſt der König von Dänemark ermunterten ſie zur Thätigkeit. Letzterer ſchrieb ihnen, er wolle zwar nichts thun, ſie von ihrem rechtmäßigen Landesherrn abwendig zu machen; aber gern wolle er ihnen Hilfe ſenden und in Allem die Hand bieten, ihre Religionsfreiheit zu beſchützen. Ganz beſonders aber nährten dieſen Geiſt des Aufruhrs die flüchtigen Stände, deren Güter waren confiſcirt worden; und gewiß hätten die feindlichen Heere, wenn ſie in Oeſterreich eingedrungen wären, treue Verbündete an dieſen Rebellen gefunden.

Mit wahrhaftem Feldherrntalent hatte Fadinger ihr Kriegsweſen geordnet; und ſo lange er ſelbſt lebte, war ihnen wenig abzugewinnen. Nicht nur hatte er für jeden Kreis einen eigenen Hauptmann beſtellt; ſondern alle Waffen- und Alarmplätze waren ſo ſyſtematiſch ausgetheilt, daß auf den erſten Schlag der Sturmglocke, in jedem Bezirk und Dorfe Jeder wußte, wo er ſich einzufinden hätte, und wo im Fall einer Gefahr das unbewaffnete Volk ſich hinflüchten ſollte; denn die Glockenſtreiche waren ebenfalls verſchieden vorgeſchrieben. Ueberdies hatte er Kriegsräthe, geheime Räthe, Proviantmeiſter und Feldſchreiber ernannt; und es war nicht nur jeder Einzelne trefflich bewaffnet; ſondern ſie hatten

ſich auch eine gute Anzahl Kanonen angeſchafft, und wußten Schanzen und Verhaue anzulegen und ſich ſyſtematiſch zu vertheidigen; ſo daß eine förmliche Kriegesmacht dazu gehörte, ſie zu bändigen; die man zu jener Zeit um ſo weniger gegen ſie aufbringen konnte, als der Kaiſer in Ungarn, der Churfürſt von Bayern aber in Deuſchland vollauf zu thun hatten, und aller ihrer Truppen benöthiget waren. Der Statthalter von Oberöſterreich, Graf Adam von Herbersdorf, hatte zwar Anfangs mehrere Abmahnungspatente an ſie ergehen laſſen und alles Mögliche gethan, die Ruhe wiederherzuſtellen; auch hatte er ſie laut und öffentlich verſichern laſſen, es ſollte ihren billigen Beſchwerden abgeholfen werden. Da jedoch Alles vergeblich war, und man ihn verſicherte, die Anzahl der rebelliſchen Bauern beliefe ſich höchſtens auf 2000, ließ er ihnen mit 1200 Mann regulirter Truppen bei einer Mühle auflauern, die an der Straße, in der Nähe eines Waldes lag, worin ein Theil der Bauern ſich im Hinterhalt verborgen hatte. Der Erfolg dieſer Unternehmung des Statthalters aber fiel ſehr unglücklich aus; die Bauern ſchlugen ihn, erlegten beinahe die ganze Reiterei, erbeuteten ſeine Kanonen, und er ſelbſt entfloh mit 400 Mann und wenigen Croaten, nachdem ſeine beſten Officiere in dem Treffen geblieben waren.

Hierauf wurden abermal Verhandlungen mit ihnen angeknüpft, Commiſſarien zu ihnen geſandt; und der, ohnedies immer zur Milde geneigte Kaiſer bewilligte ihnen auch ſo viel er nur bewilligen konn-

te. Doch sie selbst hielten nie Wort, wußten alle Beschlüsse und Verordnungen zu umgehen, und führten dabei, wie alle Rebellen, immer Worte der Bereitwilligkeit und des Gehorsams gegen den Landesherrn im Munde. Nach vielen vergeblichen Verhandlungen mit ihnen, beschossen sie (am 25. Juni 1626) die Stadt Enns, belagerten Linz, verbrannten die Vorstädte daselbst und sperrten die Donau mit Ketten, die noch heut zu Tage Verwunderung erregen und im k. k. Zeughaus zu Wien aufbewahrt werden. Sie schossen auch eine solche Bresche in die Mauern der Stadt Linz, und griffen den Sturm mit solchem Geschick und solcher Wuth an, daß sie die Stadt ohne allen Zweifel eingenommen hätten, wenn nicht die streitbare und wohlgeübte Besatzung ihnen mit dem kräftigsten Widerstand begegnet wäre. Denn je mehr Leute sie verloren, — und sie verloren derselben zu Tausenden, — je wüthender griffen sie an. Schon wußten die Befehlshaber sich keinen Rath mehr, und verzweifelten, die Stadt erhalten zu können, als der Statthalter Befehl gab, mit Pechkugeln und Pechkränzen unter die leicht bekleideten Bauern zu feuern, und ohne Unterlaß das grobe Geschütz auf sie loszubrennen. Dies half; und die Bauern wichen endlich mit großem Verlust; ohne jedoch den Plan aufzugeben, die Stadt dennoch endlich zu erobern und an dem Statthalter sich zu rächen. Doch ihre abermaligen Versuche mißlangen durch die Wachsamkeit des Statthalters, gleich den ersten; und sie verloren, nachdem Fadinger bei der Belagerung von Enns geblieben war,

viele ihrer tapferſten Leute in verſchiedenen Scharmützeln.

Nichts deſto weniger ſchlugen ſie noch am 12. September desſelben Jahres unter Achatius Wielinger, dem Nachfolger Fadingers, der Landmann des Ritterſtandes geweſen war, ein Regiment Bayern, das mit einigen Schwadronen Reiterei gegen ſie heran zog, mit ſolcher Wuth, daß die Cavallerie, in Unordnung gebracht, die Flucht ergriff, das Fußvolk die Gewehre von ſich warf und der Reiterei in der Flucht nachfolgte, der Oberſt Hieberer und eine ziemliche Anzahl Officiere auf dem Platze blieben, und alle Munition und 4 Stücke Kanonen den Bauern in die Hände fielen. Kurz hierauf auch überfielen die Bauern den Herzog von Holſtein, der gegen Neukirchen in das Land rückte, erlegten 1000 Mann der Seinigen und erbeuteten alle Wehren, Munition und das ganze Gepäcke des Fürſten.

Trotziger als je nach dieſem Siege, dictirten ſie nun ihre Forderungen mit empörendem Stolz; und der Kaiſer ſah, dieſe furchtbaren Rebellen zu bändigen, ſich genöthigt, ſeine entbehrlichen Truppen mit denen der Bayern und der Liguiſten zu vereinigen; wo es endlich dem, in der Folge ſo berühmten Feldherrn Pappenheim durch große Klugheit, Kriegesliſt und Tapferkeit, wiewohl nicht ohne oftmaligen, bedeutenden Verluſt, und tapfern Widerſtand der Bauern, gelang, dieſen unſeligen Aufſtand im November 1627 zu beendigen. Viele Tauſende dieſer Bauern hatten in verſchiedenen Treffen das Leben

verloren; fünfzehn ihrer Häuptlinge, worunter Achatius Wielinger, wurden zu Linz öffentlich hingerichtet; viele hundert Andere, theils nach den Gränzfeſtungen abgeführt, theils zu Arbeiten in dem Stadtgraben von Wien, und theils zu einer Geldſtrafe verurtheilt. Die Übrigen, die durch ihren Ausſchuß demüthig um Verzeihung bitten ließen, die Waffen niederlegten und in den Gehorſam des Kaiſers ſich begaben, erhielten Gnade; unter der Bedingniß jedoch, daß ſie in den Schooß der katholiſchen Kirche zurückkehrten.

Nach glücklicher Beendigung dieſes einheimiſchen Krieges ſetzte Ferdinand die Reformation in Religionsſachen in den Städten, Märkten und Dörfern in Öſterreich fort, ſchaffte die Prädikanten, die ſich indeſſen wieder eingedrungen hatten, abermal aus dem Lande, und arbeitete mit bewundrungswürdigem Eifer und unerſchütterlicher Standhaftigkeit an der Wiederherſtellung und Verbreitung der katholiſchen Religion in allen Provinzen ſeines Reiches. Viele, ſelbſt aus Denjenigen, die es am beſten meinten, fürchteten, es würde dieſer religiöſe Eifer des Kaiſers in der, ohnedies ſo ſchwierigen Zeit neue und groſſe Unruhen erwecken. Doch lief, wenige einzelne Fälle abgerechnet, Alles ruhig ab; da Ferdinand bei ſeiner Reformation mit größter Klugheit vorging, ſeinen Ernſt durch gelinde Mittel milderte, und aus allen ſeinen Vorkehrungen hervorleuchtete, daß er es gut und väterlich mit allen ſeinen Unterthanen meinte.

Im nämlichen Jahre kehrte auch Wallenstein aus Siebenbürgen zurück, wohin er die Gefahr von den Erblanden abzuwenden und gefährliche Verbindungen mit Bethlen Gabor zu verhindern, Mannsfeld verfolgt hatte. Da König Christian indessen noch immer gerüstet war, bemächtigten sich die beiden großen Feldherren Tilly und Wallenstein nach einander aller bedeutenden Festungen im nördlichen Deutschland; selbst derjenigen, die der König angelegt hatte; und vertrieben ihn von Stade, von Kiel, von Wolgast, von Krempe, von Rostock und von andern Orten. Da ward endlich der König seines Feldherrnberufes müde und übergab den Commandostab dem noch unglücklichern Markgrafen von Baden-Durchlach, den wir schon aus seiner frühern Niederlage bei Wimpfen kennen, und den der General, Graf Schlick im Holsteinischen abermal, und zwar dergestalt schlug, daß dem König im deutschen Reiche nichts mehr erübrigte als das einzige Glückstadt.

Mit stillem Ingrimm und von giftigem Neide geschwellt, hatte der stolze Wallenstein den Ruhm seines ehemaligen Feldherrn Tilly täglich wachsen sehen. Schon seit der Prager Schlacht war er sein persönlicher Feind. Da es ihm nun nicht möglich war, seiner wohlverdienten Lorbern ihn zu berauben, suchte er wenigstens auf alle Art und Weise ihn um die Früchte seiner Siege zu bringen, und wußte den friedliebenden Tilly, der um der Eintracht willen gern

nachgab, durch Hofbefehle und Kuriere in einen Winkel von Niederdeutschland zu verbannen, wo er die höchst bedenklichen Rüstungen und Bewegungen der Holländer beobachten sollte; die, wie man sichere Nachrichten hätte, nächstens Deutschland überschwemmen und die Pfalz erobern würden; die aber in der That mit keinem Gedanken an ein solches Unternehmen dachten. Dort also ließ er ihn auf unverantwortliche Weise mit seinem starken Heere müßig stehen, und verurtheilte ihn zuzusehen, wie er nun ganz Holstein eroberte und Anstalten traf, wofern der König nicht Frieden schlösse, den Krieg über das baltische Meer und bis nach Koppenhagen selbst zu spielen.

Wirklich nahm er nun den Titel eines Generalissimus zu Land und zur See an; und wußte auch, diesem etwas pretiösen Titel einen Anstrich der Wahrheit zu geben, eine Flotte, theils aus selbst erbauten, theils aus erborgten Linienschiffen sich zu erschaffen. Doch scheiterte beinahe der ganze Ruhm seiner Waffen an dem unüberwindlichen Muthe der Festung und Hanseestadt Strahlsund, die ihm zur Behauptung der Herrschaft an der Ostsee unentbehrlich schien. Zwar belagerte er die Stadt mit solcher Kunst, daß es den Dänen nicht möglich ward sie zu entsetzen; aber auch er selbst bemühte sich vergebens dieselbe in seine Gewalt zu bekommen, wiewohl er hoch und theuer geschworen hatte: »Wenn schon diese Festung mit eisernen Ketten an den Himmel gebunden wäre,

ſo müßte ſie dennoch herunter!« Dieſe unbändige Hoffart Wallenſteins zog, wie wir bald ſehen werden, den König Guſtav von Schweden nach Deutſchland. Mehr geneigt zu befehlen als zu gehorchen, verlachte dieſer ſtolze Feldherr den Befehl des Kaiſers, an den die Stadt Strahlſund ſich gewendet und dem ſie Treue verheißen hatte, und ſetzte die Belagerung trotz Ferdinands ausdrücklichem Verbote fort, bis endlich Guſtav Adolph die Gelegenheit erſah, dieſer Stadt unaufgefordert zu Hilfe zu kommen und ſie mit Munition zu verſehen.

Dieſe Einmiſchung ſeines verhaßten Nebenbuhlers, des Schwedenkönigs, der ſeinen Ruhm ſo ſehr verdunkelte, und die Furcht vor noch größern Übeln, ſo wie auch Mißmuth über ſo vielfach erlittenes Unglück, beſtimmte endlich den König Chriſtian von Dänemark (1629) einen Frieden mit dem Kaiſer zu ſchließen und in ſeinen Inſeln ſich zu verbergen. Er erhielt ſeine Beſitzungen in Deutſchland, die er bis auf Glückſtadt alle verloren hatte, ſämmtlich unter der Bedingniß zurück, in die deutſchen Angelegenheiten ſich nicht zu miſchen; außer in wiefern es ihm als Herzog von Holſtein zuſtände. Erſichtlich wird auch aus dieſem Frieden, wie wenig es dem edlen Kaiſer zu thun war, durch den Krieg zu gewinnen, zu erobern oder Rache zu üben; da er von Chriſtian durchaus keine Abtretung, auch nur eines einzigen Dorfes verlangte. Die Liebe zum Frieden allein, beſtimmte den Kaiſer Frieden zu ſchließen.

Mecklenburg war früher ſchon in die kaiſerliche Gewalt gefallen, und die Herzoge, die ſich trotz der, gegen den Kaiſer geheuchelten Treue wider ihn bewaffnet, und die übrigen Stände mehr als jeder Andere zur Bewaffnung gegen ihn aufgefordert hatten, waren in die Reichsacht erklärt und ihrer Länder entſetzt worden. Ferdinand belehnte mit dieſem Herzogthum den furchtbaren, aber königlich großmüthigen Feldherrn Albrecht Wallenſtein, den er ſchon früher mit dem Herzogthum Sagan belehnt hatte, weil er dem Herrſcher ein großes ſiegreiches Heer ins Feld geſtellt, auf Feindes Unkoſten unterhalten und unermeßliche Geldvorſchüſſe geleiſtet hatte *). Somit alſo war der Friede mit Dänemark geſchloſſen, der Bauern-Aufſtand geſtillt, die gefährlichſten Fein-

*) Es ſcheint nicht ohne Grund was mehrere Hiſtoriker behaupten, Wallenſtein, von welchem die Friedensbedingniſſe mit Dänemark vorzüglich abhingen, und der ſich jetzt ſchon als Dictator Deutſchlands betrug, habe dem König nur darum einen ſo milden Frieden dictirt, weil er ihn als einen treuen Nachbarn für ſich gewinnen wollte, da er als Herzog von Mecklenburg nun die Dinge mit ganz andern Augen anſah. Darum auch ſetzte er dem König Chriſtian die Bedingniß, der Herzoge von Mecklenburg ſich nicht weiter anzunehmen; und duldete auch die ſchwediſchen Geſandten nicht bei dieſen Friedensverhandlungen; weil er nicht ohne Grund fürchtete, Guſtav Adolph werde die Wiedereinſetzung dieſer Fürſten fordern und durchſetzen; wie es in der Folge auch wirklich geſchah.

de geſtorben, Wallenſtein wahrhaft kaiſerlich belohnt, die Ligue im größten Vortheil, die Proteſtanten überall geſchlagen und nicht mehr im Stande eine bedeutende Kriegesmacht aufzuſtellen. Näher als je ſchien der Friede, als auf Ferdinands Reſtitutions-Edict die Dinge plötzlich anders ſich geſtalteten, und die blühende Friedenspalme abermal in ein verheerendes Schwert ſich umwandelte.

Drittes Buch

Von dem Restitutions-Edict bis zum Tode des Kaisers.

(J. 1629 bis 1637.)

Der Haß so mancher Geschichtschreiber, die es den Jesuiten nicht verzeihen können, daß große katholische Fürsten und Herren in vielen schwierigen Fällen sichern Rathes bei ihnen sich erholten, verleitete sie auch, P. Lamormaini, den Beichtvater Ferdinands II., mit Erbitterung zu beschuldigen, er habe es diesem Monarchen als strenge Gewissenspflicht ans Herz gelegt, das Restitutions-Edict zu erlassen, von welchem hier die Rede beginnt, und kraft dessen die Protestanten die geistlichen Güter zurückstellen sollten, die sie seit dem Passauer Vertrag (1552) dem katholischen Religionstheil hinweggenommen und widerrechtlich an sich gerissen hatten. Wie hochwichtig die Frage wegen dieser Güter und Besitzungen war, erhellt allein schon daraus, daß solche die Erzbisthümer Magdeburg und Bremen, die Bisthümer Minden, Verden, Halberstadt, Camin, Lübeck, Ratzeburg, Lebus, Meissen, Merseburg, Naumburg, Brandenburg und Havelberg, außer diesen aber weit über fünfhundert theils mittelbare, theils unmittelbare Reichsstifter und Klöster in sich begriffen, die, (wie Schiller

Waltsch N.° 329
3.

ſelbſt bekennt,) die Proteſtanten ſich angeeignet hatten. Nun ſchloß aber der Paſſauer Vertrag alle factiſchen Änderungen des Beſitzſtandes von jener Zeit an förmlich aus; und überdies beſagte der geiſtliche Vorbehalt in jenem Religionsfrieden ausdrücklich, daß, wofern irgend ein katholiſcher Geiſtlicher zur lutheriſchen Religion überginge, derſelbe nicht nur ſeine kirchliche Würde, ſondern dadurch ſelbſt auch ſeine Pfründe verloren habe.

Klar und beſtimmt war dieſe Anordnung des Paſſauer Vertrages; zudem hatte der Kaiſer niemals aufgehört, jene Güter zu reclamiren; auch rechneten die Proteſtanten ſicher darauf, daß ein katholiſcher Kaiſer wie Ferdinand II., ſie nicht in dem Beſitz derſelben laſſen würde. Zwar beriefen ſie ſich auf ihre Einwendungen gegen den geiſtlichen Vorbehalt; doch hatte man ſelbſt damals keine Rückſicht darauf genommen; eben ſo beriefen ſie ſich auf den langen Beſitz der fraglichen Güter; (als ob ein ungerechter Beſitz dadurch, daß er, je längere Jahre er dauert, dadurch immer um ſo gerechter würde!) aber weder der Kaiſer noch die katholiſchen Chur- und Reichsfürſten hatten ſolchen jemals als rechtmäßig anerkannt; vielmehr hatten ſie ſich immer feierlich dagegen verwahrt.

So ſehr indeſſen dieſe Sache dem Kaiſer am Herzen lag, war dennoch vor der Hand die wichtigſte und dringendſte aller Angelegenheiten in ſeinen Augen ein allgemeiner und feſt begründeter Friede, der ganz Deutſchland beruhigte; und dieſen zu be-

wirken, ließ Ferdinand auf den 13. Sept. 1629 einen Collegialtag zu Mühlhausen ausschreiben, wo nebst andern Verhandlungen auch die Restitution der geistlichen Güter zur Sprache kommen sollte. Aber dringender als die Jesuiten, und eifriger als es dem Kaiser ahnete, hatte schon Richelieu das Verlangen nach dieser Restitution der geistlichen Güter befördert; und nicht wenig erstaunte Ferdinand, als die katholischen Churfürsten und die übrigen Herren der Ligue ihm ins Angesicht sagten: »Sie hätten bis nun mehr für ihn und sein Haus, als für die unterdrückten Rechte der Katholiken gelitten und gestritten!«

Planmäßig hatte Richelieu's schlaue Politik durch seine Emissäre sie angefeuert, den Protestanten die widerrechtlich zurückgehaltenen Güter einmal zu entreißen. — Denn durch diese Maßregel hoffte er, die Katholiken für immer mit den Protestanten zu entzweien, und dem Kaiser durch seine Frömmigkeit selbst den schwersten Haß der Protestanten zuzuziehen; so wie nicht minder durch eine lebendige Schilderung der entsetzlichen Verwüstungen des Krieges sein Gewissen zu erschüttern und ihn dahin zu vermögen, einen großen Theil seines Kriegsvolkes und seinen besten Feldherrn zu entlassen, welcher Urheber dieser so schweren Drangsale wäre; Bayern die Chur und mit derselben die Oberpfalz zu lassen, andere Fürsten durch Länder oder große Geschenke zu gewinnen; die Übelgesinnten und Emigranten zu unterstützen; den, durch diese Restitution höchst miß-

vergnügten Protestanten den Weg zu bahnen, mit den Generalstaaten, der Schweitz, Frankreich, Venedig und mit den großen protestantischen Mächten sich zu conföderiren; und endlich, wenn das ganze deutsche Reich entzweit und vom Kaiser abgewendet wäre, den König von Frankreich zum römischen König wählen zu lassen. Dieser Plan war so fein gesponnen, daß selbst Diejenigen, die am meisten dabei zu gewinnen hatten, ihn nicht durchschauten, sondern nur als blinde Werkzeuge dieses kaltblütig combinirenden Ministers handelten. Wie richtig der Cardinal calculirte, bewies die Folge; nur daß er dabei weder die deutsche Redlichkeit genauer kannte, noch auch bei seinen Planen die höhere Macht der Vorsehung in Anschlag brachte, welche die Welt regiert, und in deren Hand er selbst nur ein blindes Werkzeug war.

Richelieu hoffte auch hier um so leichteres Spiel, als Verhältnisse sich ergeben hatten, die den Kaiser nöthigten, seine Kriegesmacht zu theilen. Nothgedrungen mußte nämlich auf die dringenden Bitten der Infantin Isabella, Ferdinand eine Abtheilung seines Heeres unter Montecuculli nach den Niederlanden senden, wo es den Spaniern seit einiger Zeit übel erging. Dann sandte er auch, auf Wallensteins unablässige und drängende Mahnungen, dem König Sigismund von Pohlen, seinem Schwager, ein Hilfscorps von 12000 Mann gegen die Schweden zu Hilfe; und nicht ohne Grund wird vermuthet, Wallenstein, um nicht von der Höhe seines Glanzes in das

Dunkel eines, ihm verhaßten Privatlebens herabzusinken, habe durch dies Einschreiten dem König Gustav Adolph gefliſſentlich Anlaß zu einem Kriege wider den Kaiſer gegeben, weil man dieſem kriegeriſchen Könige keinen bedeutenden Feldherrn entgegen zu ſetzen hätte, und er alſo der Einzige, der Unentbehrliche bliebe; wodurch dann auch der Haß, in welchem ganz Deutſchland wegen ſeiner Erpreſſungen, ſeiner Tirannei, und der Verheerungen ſeiner Truppen, gegen ihn entbrannt war, ihm zu keinem Nachtheil gereichen könne.

Über dies Alles aber war ein Ereigniß eingetreten, das Öſterreich mit Frankreich unmittelbar in einen Krieg verflocht. Es war nämlich der Herzog von Mantua und Montferrat, Vincenz II. aus dem Hauſe Gonzaga, kinderlos geſtorben, und Herzog Carl von Nevers, ſein nächſter Agnat, wollte ſich alſogleich in den Beſitz dieſer reichen Erbſchaft ſetzen, ohne um die oberherrlichen Lehenrechte des Kaiſers und Reiches ſich zu kümmern. Es meldeten ſich indeſſen zu dieſen erledigten Herzogthümern zugleich auch die Prinzen von Guaſtalla, die dem Hauſe Gonzaga entſproſſen waren; die Herzogin von Lothringen, eine Schweſter Vincenzens; und eben ſo behauptete der Herzog von Savoyen, als ein Abkömmling der Montferratiſchen Erbtochter, ein Recht auf das Herzogthum Montferrat. — Der einzige rechtmäßige Erbe jedoch war der Herzog Carl von Nevers; und wiewohl die Spanier es ſehr ungern ſahen, daß dieſer, dem franzöſiſchen Intereſſe ganz ergebene Prinz

von zwei Seiten Mailands Nachbar werden ſollte, und überdies bei dieſer Gelegenheit der ſo bequem gelegenen Feſtung Caſale ſich gern bemächtiget hätten, ſo hätte dennoch der Kaiſer, der es beſchworen hätte, die kaiſerliche Oberhoheit aufrecht zu erhalten, ihn mit dieſen Fürſtenthümern belehnt, wenn anders der Herzog ſich bequemt hätte, um die Belehnung derſelben anzuſuchen, und dem Kaiſer den Lehenseid zu leiſten, zumal er ſelbſt ſeine rechtmäßigen Prätenſionen erkannte, und auch die Kaiſerin, die aus Mantuaniſchem Geblüte entſproſſen war, für ihren Vetter Fürſprache that. Doch pochend auf Frankreichs und Venedigs Unterſtützung, drängte Nevers ſich ſelbſt ein. Nun gab aber der Kaiſer ſeinem Commiſſarius, dem Grafen Johann von Naſſau Befehl, Mantua und Montferrat als Adminiſtrator in Sequeſtration zu nehmen, bis der Herzog Carl der Ordnung ſich fügen würde; was er ihm auch, wiewohl vergeblich, bedeuten ließ.

Indeſſen bemächtigten ſich die Spanier, ohne Vorwiſſen des Kaiſers, der Feſtung Caſale. Vieles wurde in dieſer Sache, doch ohne Frucht, hin und hergeſchrieben. Endlich griffen Spanien und Venedig zu den Waffen; der König von Frankreich ſelbſt zog mit einer Armee über die Alpen; Cardinal Richelieu aber führte als Obergeneral das Commando, und zwang den Herzog von Savoyen zu einem Vergleich; worauf die Spanier ſich genöthiget ſahen, die in Montferrat beſetzten Plätze zu räumen. Nun ſäumte aber auch der Kaiſer nicht länger, zum Schwerte zu

greifen, ſeine Gerechtſame zu vertheidigen. Ein ſtattliches Armeecorps unter den Grafen Merode und Colalto eilten mit bewundrungswürdiger Schnelligkeit über den Luzienſteig und Chur nach Italien, überſchwemmten das flache Land, bemächtigten ſich der feſten Plätze und nahmen Mantua mit Sturm ein; über welchen Sieg der Kaiſer wehmüthig trauerte, die Kaiſerin aber das Te Deum mit ihren Thränen begleitete; daß ihr geliebtes Vaterland ſo ſchwer heimgeſucht, und, wegen des eigenſinnigen Ungehorſams Carls von Nevers und der gehäſſigen Ränkeſucht Frankreichs, alles Elend eines Krieges erfahren mußte, der Deutſchland bereits ſeit eilf Jahren verheerte. In dieſem hartnäckigen italieniſchen Kriege verlor der alte Held Spinola den Verſtand, der Herzog von Savoyen aber das Leben vor Kränkung. Endlich ward am Frieden gearbeitet. Die Mit-Erben wurden mit Geldſummen abgefertigt; doch dauerten die Verhandlungen noch bis zum 22. Juni 1631 fort; wo Carl von Nevers, ſeines widerſpenſtigen Trotzes ungeachtet, ſich endlich bequemen mußte, den Kaiſer um Verzeihung zu bitten und die Belehnung über die beiden Herzogthümer Mantua und Montferrat auf den Knien zu empfangen.

Als der Kaiſer von den Ceremonien der Inveſtitur in ſeine Wohnzimmer zurückkehrte, ſprach er zur Kaiſerin: »Der Herzog von Mantua hat mir nicht trauen, und ſeine Freiheit verfechten wollen. Jetzt ſieht er, was er gewonnen hat; da er zuvor ein reiches, anſehnliches, herrliches Land, ſo er auch ruhig

hätte haben und possediren können, als ein armes, elendes, voll Jammer und Noth haben muß. Und, wie ich fürchte, so wird seine Freiheit hinführo nicht wie eines Reichs-, sondern wie eines bedrängten, unvermöglichen Fürsten seyn; weil Frankreich in Casale seine Besatzung legen, und die Venediger ihm auf Mantua, — doch mit dem Beding, daß er ihre Besatzung einnehmen soll, — Geld leihen wollen. Das heißt nicht die Freiheit verfechten, sondern aus der Freiheit in die Dienstbarkeit verfallen.« —

Unterdessen hatte, auf das Drängen der (heimlich von Richelieu geleiteten) Churfürsten von Mainz, Trier, Cöln, Bayern, und anderer katholischer Herren und Stände, so wie auch auf die Zusprache seiner eigenen Räthe, Ferdinand das Restitutionsedict wirklich erlassen, das den Protestanten gebot, die geistlichen Güter, die sie seit dem Passauer Vertrag reichsgesetzwidrig an sich gerissen hätten, zurück zu geben; »da solche Einziehung null und nichtig sei. Denn wären ihnen auch die Stifter, Klöster und geistliche Güter, die sie vor dem Passauer Religionsfrieden innegehabt, gelassen, und in dem Frieden mitbegriffen worden, so wäre ihnen doch nicht erlaubt gewesen, die noch uneingezogenen auch anzufallen; sondern es heiße inclusionem unius esse exclusionem alterius; und es spräche der Text des Religionsfriedens klar de praeterito, keineswegs aber von noch bestehenden geistlichen Stiftern und Gütern; weßhalb denn die protestantischen Reichsstände diese, ungerechter Weise besitzenden Güter bei Strafe der Acht

gen; und es ward ihnen befohlen, bei der Uebernahme der geiſtlichen Güter mit möglichſter Schonung vorzugehen. Zu Augsburg erſchien der Freiherr Ferdinand Kurz von Senftenau als kaiſerlicher Commiſſarius und trug dem Senat die Wiederherſtellung der geiſtlichen Jurisdiction des Biſchofs und die Abſchaffung der proteſtantiſchen Religionsübung auf, mit dem Beiſatze, es würden ſonſt bewaffnete Executoren kommen. Der Senat gehorchte; die proteſtantiſchen Prediger, zehn an der Zahl, wurden entlaſſen, und den Katholiken die Kirchen wieder zurückgeſtellt, welche die katholiſch gewordenen Inwohner bis dahin ihnen genommen hatten. Daſſelbe geſchah auch zu Kaufbeuren, zu Ulm, zu Regensburg, und beinahe überall in Franken und Schwaben. Die Wiederherſtellung der katholiſchen Religion ging an vielen Orten ziemlich ruhig vor ſich, und eben ſo gab es auch manche edle proteſtantiſche Fürſten und Stände, die dem Frieden zu Liebe in die Zurückgabe der geiſtlichen Güter willigten, deren rechtmäßigen Beſitz ſie ſelbſt ſtark in Zweifel zogen. — Doch liefen auch von andern Seiten ſo vielfältige Vorſtellungen, Klagen und Bitten um die Suspenſion des Edictes und um die Abhilfe von den unerträglichen Kriegsbedrückungen ein, daß der Kaiſer ſich bewegen ließ, die Vollziehung des Reſtitutionsedicts noch auf ein Jahr zu verſchieben, und außerdem einen Compoſitionstag abhalten zu laſſen, den Klagen beider Theile abzuhelfen, gegenſeitiges gutes Vertrauen zu ſtiften und

dem länderverheerenden Kriegswesen ein Ende zu machen.

Es hatten aber die Bischöfe von Bamberg, Würzburg, Eichstätt, Costnitz und Augsburg kaum erfahren, daß die protestantischen Stände Gesandte an den Kaiser abgeordnet hätten, als sie sämmtlich an ihn schrieben, und ihm dringend vorstellten, ihrer Bitte nicht zu willfahren. Denn erstens, sprachen sie, hätten Ihre Kaiserliche Majestät dies, auf alle Reichsconstitutionen und den Religionsfrieden selbst wohlfundirte Edict bereits im ganzem Reiche erlassen; zweitens auch bereits Commissarien ernannt, und die Ausführung glücklich begonnen. Würde aber mit der Execution dieses Edicts bis zu einem Compositionstage gezögert, so hätten die Katholiken von dem Gegentheil nichts als neue Streitigkeiten und großen Nachtheil zu gewarten; da doch nach allen frühern Entscheidungen die katholischen Reichsstände nicht verpflichtet wären, sich weiter in unnöthigen Disput mit ihnen einzulassen. Dazu sei es auch gewiß, daß von den protestirenden Besitzern der Erzstifter und Stifter nie etwas in Güte zu erhalten gewesen, wie alle gerichtlichen Reichsacten bezeugten; und daß sie auch immer darauf ausgegangen wären, die Katholiken zu verkürzen, und allerlei Ausflüchte suchten, sie zu bevortheilen.

Es war aber auch, abgesehen von den Gründen dieser Prälaten, gewiß, daß die protestantische Partei, wofern sie noch ein volles Jahr im Besitz dieser Mittel blieb, dem Kaiser und der Ligue aufs neue

ſehr gefährlich werden konnte; zumal da Richelieu vielfältige Machinationen in Bewegung ſetzte, und ſie durch ſeine Vermittlung mit ihren auswärtigen Freunden, mit Schweden, deſſen Abſichten und Rüſtungen bekannt waren, mit Dänemark, Frankreich, der proteſtantiſchen Schweitz, mit England und den Generalſtaaten ſich feſt vereinigen, und der Macht des Kaiſers und der geſammten Ligue Trotz bieten konnten; da hingegen der Kaiſer, falls er die Vollziehung des Edicts mit ernſter Milde und Nachdruck, und dem guten Erfolg fortſetzte, wie er dieſelbe begonnen hatte, die allgemeine Ruhe allmälig befeſtigt und ein dauerndes Einverſtändniß zu Stande gebracht hätte.

Doch der Kaiſer hatte indeſſen den Proteſtanten ſein Wort gegeben, und er hielt es ihnen getreu; denn ſeine Abſicht war aufrichtig und väterlich. Es bereiteten alſo die Churfürſten und die übrigen Reichsſtände die Gegenſtände zu den Verhandlungen auf den Compoſitionstag vor, von welchem vorhin die Rede war, und auf welchem der Kaiſer perſönlich erſcheinen wollte. Dieſer denkwürdige Verſammlungstag ward am 3. Juni 1630 zu Regensburg eröffnet. Die Churfürſten von Mainz, Trier, Cöln und Bayern erſchienen dabei in eigener Perſon; die Churfürſten von Sachſen und von Brandenburg aber ordneten, ungeachtet wiederholter Einladungen, nur ihre Geſandten dahin ab. Außer den erwähnten Churfürſten befanden ſich noch ſehr viele Fürſten und Herren beider Religionen, ſo wie auch nicht wenige Emiſſäre

Frankreichs und Schwedens dabei ein. Die Wünsche, Bestrebungen, heimliche Intriken und Rücksichten durchkreuzten sich in vielfältigem Gewirre. Darin jedoch kamen alle überein, die Kriegesmacht des Kaisers zu brechen, — der selbst in den friedfertigsten Absichten gekommen war, — und seines größten Feldherrn so wie des besten Theiles seiner Armee ihn zu berauben. Er selbst hatte auch einen und zwar sehr sehnlichen Wunsch, nämlich seinen Sohn und Nachfolger Ferdinand zum römischen König erwählen zu lassen.

Doch ein unsichtbarer feindlicher Genius schwebte über dieser Versammlung und hatte dieselbe bereits inspirirt noch ehe sie zur Berathung sich vereint hatte. Dies war der arglistige Geist Richelieus, der die Vorsätze der Churfürsten, die sie schon auf dem frühern Convent zu Heidelberg gefaßt hatten, zur Reife brachte: Wallenstein zu entsetzen; und der den Katholiken eine Verbindung mit Frankreich vorspiegelte, um sie sowohl gegen diesen gefürchteten Feldherrn als gegen die Protestanten zu schützen; — sich selbst hingegen den tapfern, ehrsüchtigen und jugendlichen Gustav Adolph von Schweden (er zählte damals erst 36 Jahre) zum Heerführer der deutschen Protestanten ersah. Diesem Könige die Hände frei zu machen, der mit Pohlen im Kriege begriffen war, wußte der schlaue Minister einen Waffenstillstand auf sechs Jahre zu vermitteln, Rußland indessen gegen Pohlen aufzuhetzen, und den Fürsten von Siebenbürgen durch vertraute Personen zu einem abermaligen Frie-

greifen, ſeine Gerechtſame zu vertheidigen. Ein ſtattliches Armeecorps unter den Grafen Merode und Colalto eilten mit bewundrungswürdiger Schnelligkeit über den Luzienſteig und Chur nach Italien, überſchwemmten das flache Land, bemächtigten ſich der feſten Plätze und nahmen Mantua mit Sturm ein; über welchen Sieg der Kaiſer wehmüthig trauerte, die Kaiſerin aber das Te Deum mit ihren Thränen begleitete; daß ihr geliebtes Vaterland ſo ſchwer heimgeſucht, und, wegen des eigenſinnigen Ungehorſams Carls von Nevers und der gehäſſigen Ränkeſucht Frankreichs, alles Elend eines Krieges erfahren mußte, der Deutſchland bereits ſeit eilf Jahren verheerte. In dieſem hartnäckigen italieniſchen Kriege verlor der alte Held Spinola den Verſtand, der Herzog von Savoyen aber das Leben vor Kränkung. Endlich ward am Frieden gearbeitet. Die Mit-Erben wurden mit Geldſummen abgefertigt; doch dauerten die Verhandlungen noch bis zum 22. Juni 1631 fort; wo Carl von Nevers, ſeines widerſpenſtigen Trotzes ungeachtet, ſich endlich bequemen mußte, den Kaiſer um Verzeihung zu bitten und die Belehnung über die beiden Herzogthümer Mantua und Montferrat auf den Knien zu empfangen.

Als der Kaiſer von den Ceremonien der Inveſtitur in ſeine Wohnzimmer zurückkehrte, ſprach er zur Kaiſerin: »Der Herzog von Mantua hat mir nicht trauen, und ſeine Freiheit verfechten wollen. Jetzt ſieht er, was er gewonnen hat; da er zuvor ein reiches, anſehnliches, herrliches Land, ſo er auch ruhig

hätte haben und possediren können, als ein armes, elendes, voll Jammer und Noth haben muß. Und, wie ich fürchte, so wird seine Freiheit hinführo nicht wie eines Reichs-, sondern wie eines bedrängten, unvermöglichen Fürsten seyn; weil Frankreich in Casale seine Besatzung legen, und die Venediger ihm auf Mantua, — doch mit dem Beding, daß er ihre Besatzung einnehmen soll, — Geld leihen wollen. Das heißt nicht die Freiheit verfechten, sondern aus der Freiheit in die Dienstbarkeit verfallen.« —

Unterdessen hatte, auf das Drängen der (heimlich von Richelieu geleiteten) Churfürsten von Mainz, Trier, Cöln, Bayern, und anderer katholischer Herren und Stände, so wie auch auf die Zusprache seiner eigenen Räthe, Ferdinand das Restitutionsedict wirklich erlassen, das den Protestanten gebot, die geistlichen Güter, die sie seit dem Passauer Vertrag reichsgesetzwidrig an sich gerissen hätten, zurück zu geben; »da solche Einziehung null und nichtig sei. Denn wären ihnen auch die Stifter, Klöster und geistliche Güter, die sie vor dem Passauer Religionsfrieden innegehabt, gelassen, und in dem Frieden mitbegriffen worden, so wäre ihnen doch nicht erlaubt gewesen, die noch uneingezogenen auch anzufallen; sondern es heiße inclusionem unius esse exclusionem alterius; und es spräche der Text des Religionsfriedens klar de praeterito, keineswegs aber von noch bestehenden geistlichen Stiftern und Gütern; weßhalb denn die protestantischen Reichsstände diese, ungerechter Weise besitzenden Güter bei Strafe der Acht

densbruche zu bewegen. Schon hatte er auch dem König von Schweden ein Bündniß mit Frankreich aufgedrungen und zahlte ihm in geheim Subsidien: deutsches Blut zu vergießen. Ueberdies unterhandelten seine Emissäre in ganz Deutschland mit den protestantischen Ständen, ihnen schwedische Hilfe anzubieten, und sie zum Widerstand gegen das Religionsedict und zu lauten Klagen über Wallensteins Gewaltthätigkeiten zu reizen.

Die erste Angelegenheit Aller, wiewohl aus verschiedenen Absichten, war, den vorzüglichsten Stein aus dem Bret zu heben, um dem Kaiser Schach bieten zu können. Allerdings hatte der Herzog von Friedland mehr als gegründete Ursache zu Klagen gegeben; das unglückliche Deutschland war unter den Hufen des Kriegsgottes zertreten worden. Was die Ritterschaft in Schwaben, das konnten beinahe alle Reichsstände ohne Ausnahme von sich sagen. »Wenn Eure Kaiserliche Majestät, sprachen sie, die Lasten und unerschwinglichen Auflagen uns nicht förderlichst abnehmen lassen, so erfolgt nunmehr für uns der Garaus. Denn ob wir auch zu Eurer Kaiserlichen Majestät Dienst nach allem Vermögen anerbietig, so sind wir doch gänzlich untauglich; dahero forthin Eurer Kaiserlichen Majestät wir anders nicht als mit unserm Leibe zu dienen wissen; weil wir und unsere armen Unterthanen bis auf den Grund erschöpft, fast nichts mehr übrig haben als daß wir endlich in Kurzem Weib und Kinder, Haus und Hof verlassen und das Elend bauen müssen; und, bei land-

kundigem Geldmangel, neben dem unſre Haab' und Güter ohne das mit unzählbaren Schulden beſteckt; da wir gleich aller unſer Haab' und Gut, ja den Leib ſelbſten verſchreiben wollten, einiges Anleihen in unſern höchſten Nöthen nicht zu erwerben noch aufzubringen wiſſen; zu welchem verderblichen Stand und Unvermögenheit nicht geringe Urſache gibt, daß viele anſehnliche Rittergüter unſerm corpori von höhern Ständen entzogen und wider Recht, altes Herkommen und alle Schuldnergebühr, den vielfältigen kaiſerlichen Befehlen entgegen, unſere Ritterkaſſen benommen worden;« u. ſ. w. — Khevenhiller erzählt ſogar mehr als einen Fall, wo die rohe Soldateska ſelbſt auf Befehl ihrer Officiere die Inwohner in buchſtäblichem Sinne des Wortes bis aufs Hemd auszogen, die Contributionen einzutreiben.

Hierzu kamen auch noch andere Klagen. Laut und öffentlich wurde in der Verſammlung geſprochen: »die Churfürſten, Ihrer Majeſtät vornehmſte Glieder, von welchen die kaiſerliche Dignität herrühre, ſeien faſt alles Anſehens und Reſpectes beraubt, und müſſen ſich den Kriegescommandanten unterwerfen, die ihnen Standes halber nicht zu vergleichen; ihrer Gewalt, Bedrohung, ihrem Ehr- und Geldgeitz weichen; viel höhniſche, ſpöttliche und verkleinerliche Reden verſchmerzen; und unzählbare Drangſale ihrer von Gott habenden Land und Leute ſtillſchweigend über ſich ergehen laſſen. Aus dem löblichen Churfürſtenthum Brandenburg ſeien in kurzer Zeit bis in die vierzig Millionen Goldes erzwungen

und erhoben worden; und wie die armen Unterthanen dabei mit Schlägen und Streichen tractirt, Frauen und Jungfrauen geschändet, auch Viele dabei gar todtgeschlagen werden, das sollte auch ein Stein nicht unerbarmt hören können.«

War auch Wallenstein nicht Urheber alles dieses Elendes, so war es doch bekannt, daß er seinen Truppen Alles erlaubte, und die Stände, welche die lautesten Klagen über ihn führten, am härtesten bedrückte. In katholischen Ländern entschuldigte er ihre Erpressungen und Gewaltthätigkeiten durch die Nothwendigkeit, das Heer gut zu unterhalten, das für die katholische Sache streite; in den protestantischen dagegen durch die leidige Kriegessitte. Nun waren aber diese Schilderungen so wahr als gräßlich und auch an sich geeignet; den biedersinnigen Kaiser zu der Forderung der Churfürsten und Reichsstände wenigstens vorzubereiten: Wallenstein abzudanken, der als der Urheber aller dieser furchtbaren Drangsale allgemein gehaßt und verflucht ward; und überdies das kaiserliche Heer bedeutend zu vermindern. Denn dies ward, was Alle und zwar vor allen Dingen forderten. Und gab Ferdinand ihnen hierin nicht nach, so konnte leicht der Verdacht sich erheben, der Kaiser sei in geheim mit Wallenstein einverstanden, und diese unerhörten Erpressungen, Räubereien und Ausschweifungen der Wallensteinischen Truppen geschähen auf des Kaisers Befehl; da er seinen Verboten bisher durch keine strengen Strafen Nachdruck gegeben hatte. Alle, sowohl Katholike n als Prote-

ſtanten, klagten über dieſes Feldherrn unerträglichen Satrapenſtolz, über ſeine unbeſchränkte Macht und ſeine Geldverpreſſungen.

Dazu kam aber auch noch ein anderer, nicht minder wichtiger Umſtand, der nicht wenig dahin wirkte, ihn vom Commando zu entfernen. Bevor nämlich Wallenſtein auftrat, war der Churfürſt Maximilian die Seele der katholiſchen Ligue geweſen, und hatte dem Kaiſer die weſentlichſten Dienſte gethan; ſeit aber dieſer Feldherr im Reiche dominirte, ſtand Maximilianus Schatten und Aller Augen ruhten auf dem Herzog von Friedland, der von Stufe zu Stufe höher geſtiegen, nun den Titel eines Herzogs von Mecklenburg führte, der Churfürſtenwürde am nächſten ſtand, und auch kein Geheimniß daraus machte, daß er es bis zur Königskrone bringen wolle. Dies reizte Maximilians Eiferſucht aufs höchſte, und er war entrüſtet, daß er nun entbehrlich und überflüſſig ſchiene.

Wallenſtein erfuhr genau was auf der Verſammlung vorging; er wußte, wie ſchwer es dem Kaiſer fiel, ſeines einzigen Feldherrn ſich beraubt zu ſehen, und in der mißlichen Wahl zu ſchwanken, entweder ihn zu entfernen, oder von dem Churfürſten von Bayern und von dem größten Theil der Ligue verlaſſen zu werden; und kam wider Vermuthen ſelbſt nach Regensburg. Dort zeigte er dem Kaiſer die Dinge in ihrer wahren Geſtalt, und entlarvte Maximilians wahre Abſichten; aber wie ein neuerer Schriftſteller ſpricht, ein Pomp, welcher dem allgemeinen

auch Frankreich gern die Hand bieten wird. Was Schwedens Rüſtungen betrifft, iſt dieſer Krieg kein Gegenſtand von Bedeutung; das Land iſt weit entfernt, arm, und durch den achtjährigen Krieg mit Pohlen ohnedies ſchon erſchöpft. Sollte aber, trotz aller Vermuthungen, dieſer Krieg dennoch eine ernſtliche Geſtalt gewinnen, oder irgend ein neuer Krieg ausbrechen, ſo ſind ja Eure Majeſtät reich und mächtig genug, dieſen Feldherrn abermal für Ihre Dienſte zu gewinnen, der es ohnehin einſieht, daß Sie nur der Nothwendigkeit nachgegeben haben; und ſich leicht wieder beſänftigen laſſen wird, ſobald nur der erſte Sturm vorüber iſt.« Dies ſprach der Vater mit ſo treuherziger Redlichkeit und ſo überzeugender Gunde, daß der Kaiſer ſich nicht erwehren konnte, ihm beizuſtimmen, und daß er die Entfernung Wallenſteins nun ernſtlich beſchloß.

Nun war es aber keine leichte Aufgabe, den Herzog von Friedland dahin zu ſtimmen, daß er ſelbſt den Commandoſtab freiwillig niederlegte. Denn alſo war es der Wille des Kaiſers, der mit Recht fürchtete, dieſen hochmüthigen Feldherrn zu beleidigen; da er ihm als Feind höchſt gefährlich werden konnte. In dieſer Abſicht alſo ſandte er des Herzogs vertrauteſte Freunde, den Hofkanzler von Werdenberg und den Hofkriegsrath von Queſtenberg zu ihm nach Memmingen, mit dem Auftrag, ihn allmälig, mit allem Glimpf und unter Verſicherung fort dauernder kaiſerlicher Gnade zu dieſer Nachricht vorzubereiten. Sonach begaben ſich dieſe Herren zu ihm und fingen an

ihren Antrag einzuleiten. Der Herzog aber, der bereits durch ſeinen Vetter, den Grafen Maximilian von Wallenſtein genau unterrichtet war, unterbrach ſie mit kaltem Stolze, zeigte ihnen eine Schrift, worin die Nativitäten des Kaiſers und des Churfürſten von Bayern aufgezeichnet ſtanden, und ſprach: »Ihr Herren, aus dem Geſtirn könnet ihr ſelbſt ſehen, daß ich euern Auftrag gewußt habe, und daß des Churfürſten von Bayern Spiritus den des Kaiſers dominirt, daher ich auch dem Kaiſer keine Schuld geben kann; nur thut es mir wehe, daß Ihre Majeſtät ſich meiner ſo wenig angenommen hat; aber ich will Gehorſam leiſten!« Hierauf übergab er ihnen ein Schreiben, in welchem er ſein bisheriges Betragen vertheidigte und den Kaiſer erſuchte, ſeiner Gnade ihn nicht zu berauben, und ihn bei ſeinen erlangten Würden zu beſchützen. Die Abgeordneten entließ er mit wahrhaft königlichen Geſchenken.

Sowohl der Kaiſer als die Churfürſten erſtaunten über die Leichtigkeit, mit welcher dies mißliche Geſchäft abgelaufen war. Ein Grund mag wohl in der vermeintlich glücklichen Conſtellation liegen. Wallenſtein nämlich und ſein Aſtrolog Seni, der die geheimen Einwirkungen der Geſtirne in Gegenwart und Zukunft mit ihm berechnete, wollten herausgebracht haben, ſein Ziel ſei bei weitem noch nicht vollendet, und es harre ſeiner eine noch weit glänzendere Laufbahn. Ein anderer und zwar wichtigerer Grund aber war, daß er mit dem Kaiſer es nicht verderben wollte; weil ſein erworbener Reichthum

in den österreichischen Staaten, und also in der Gewalt des Kaisers lag; und daß es ihm auch ein Leichtes war, vorzusehen, ein Feind wie der kriegslustige, weise und tapfere Schwedenkönig werde den Kaiser bald in die Nothwendigkeit versetzen, ihm gute Worte zur abermaligen Übernahme des Generalates zu geben. Er zog sich also in ein glänzendes Privatleben zurück, das, wie Hormayr spricht, die empfindlichste Verspottung seiner vermeinten Erniedrigung war. »Hundert Häuser, erzählt dieser Schriftsteller, mußten weggerissen werden, um vor den sechs Thoren seines Pallastes geräumige Plätze zu bilden. Seine Vorzimmer füllten eigene Garden. Eine eben so zahlreiche als prächtige und übermüthige Dienerschaft, sechzig Pagen und zwanzig Kammerherren von Adel erwarteten unterwürfig des gebietenden Winkes seiner finstern Augenbraunen. Manche hatten den kaiserlichen Kammerherrenschlüssel zurück gegeben, um in dieselben Dienste bei Wallenstein zu treten. Zwölf Patrouillen hielten bei Tag und bei Nacht jeden Lärm entfernt; die Gassen wurden mit Ketten gesperrt, um das Gerassel der Carossen abzuhalten. Seine weitläufigen Besitzungen besuchte er von Zeit zu Zeit mit einem Gefolge von zwei hundert Wagen!«

Der Kaiser glaubte sich nun der Erfüllung seines Lieblingswunsches nahe. Er hatte die größten Opfer gebracht, und hoffte, die versammelten Churfürsten würden nun zur Wahl seines Sohnes Ferdinand zum römischen Könige schreiten. Aber die Ab-

tretung der Pfälziſchen Lande an Bayern, wodurch der Churfürſt Maximilian von Bayern beſänftiget war, hatte die fremden Potentaten gereizt. Andererſeits hatte die Abdankung eines ſo ſtarken Corps der beſten Waffengattung, das ſo leicht nicht zu erſetzen war, zu nichts gedient, als ſeine Armee zu einer höchſt kritiſchen Zeit zu ſchwächen; die Entlaſſung ſeines trefflichſten Feldherrn aber, hatte ſo großen Unmuth und ſo allgemeines Murren in der Armee erregt, daß der beſte Theil ſeiner Officiere mit ihren Leuten ſogleich aus dem kaiſerlichen Dienſte traten. Endlich hatte Ferdinands Nachgiebigkeit hinſichtlich einiger Puncte des Religionsedicts die Katholiken ſchwer gekränkt, ohne die Proteſtanten zu befriedigen; und es ſchien, als hätten die verſammelten Fürſten und Stände ihn immer nur von einer Gewährung zur andern gelockt, um dann mit ſchnödem Trotz ſeinen einzigen billigen Wunſch ihm zu verſagen. Sie antworteten kalt und trocken, die römiſche Königswahl könne an dieſem Churfürſtentag nicht vorgenommen werden, weil ſolcher nicht deßwegen zuſammen berufen worden. Die Sache fordere Zeit und Überlegung; die Wahl müſſe der goldenen Bulle gemäß zu Frankfurt vorgenommen werden; geſchehe ſolche jetzt, ſo würde unfehlbar das Gerücht ſich verbreiten, ſie ſei unter den kaiſerlichen Waffen durch Gewalt und Furcht erzwungen worden. Unmuthig ſagte der Kaiſer zum Fürſten von Eggenberg: »Dieſer Capuziner hat uns durch ſeinen Roſenkranz entwaffnet, und nicht weniger als ſechs Churhüte in

ſeine enge Caputze geſchoben!« — Um aber doch den Kaiſer nicht ganz leer ausgehen zu laſſen, erzeigten, wie Khevenhiller berichtet, die Churfürſten ihm die Höflichkeit, ſeine kaiſerliche Gemahlin Eleonore mit der Kaiſerkrone zu krönen.

Die Entlaſſung des Herzogs von Friedland erregte Erſtaunen in ganz Europa; es erſchienen ſogar verſchiedene Schriften darüber im Druck. Niemand aber erfreute darüber ſich herzlicher als der König von Schweden, der dieſen Feldherrn nach ſeinem ganzen Gehalt zu würdigen wußte, und ihm durch den alten Unruheſtifter, Grafen Mathias von Thurn, condoliren ließ, »daß ſeine ſo treuen Dienſte, anſehnliche Victorien, ſeine Aufſetzung Guths und Bluts für ihrer kaiſerlichen Majeſtät Kron und Scepter ſo ſchlecht belohnet, und ihm dafür mit lauter Undank vergolten werde; welches einem ſolchen tapfern Helden zu ertragen unmöglich falle. Wo er ihm nur Alles Liebes und Guthes werde erweiſen können, würde er in allen vorfallenden Occaſionen willig ſeyn.« Dies Schreiben verräth die Abſicht des Königs zu Genüge, dieſen Feldherrn für ſich zu gewinnen. Auch bei einer andern Gelegenheit ließ er ihm ſagen, »ſofern es von ihm abhinge, wolle er gern eine Königskrone auf dieſes Haupt ſetzen, das derſelben ſehr würdig ſei.«

Nach Wallenſteins Abſetzung erhob ſich nun die Frage, an wen der Oberbefehl über das kaiſerliche und liguiſtiſche Heer zu übertragen ſei. Einige erachteten, beide Armeen ſollten unter Einem Befehlsha-

ber ſtehen, und ſchlugen den Churfürſten von Bayern als einen erfahrenen, ſiegreichen, und mit dem Kaiſer verwandten Herrn, als den geeigneteſten dazu vor. Andere hingegen beſorgten, es würde in ſolchem Falle der Kaiſer ganz von der Willkühr Bayerns abhängen; und trugen darauf an, das Obercommando dem Krouprinzen Ferdinand zu übergeben, der bereits zum König von Ungarn und Böhmen gekrönt war. Aber auch dies ward als gefährlich betrachtet. Nach langen Verhandlungen ward es endlich als ein Mittelweg betrachtet, die höchſte Feldherrnſtelle dem Grafen Tilly anzuvertrauen; wiewohl auch ſo die Hauptdirection des Krieges, ſo lange Tilly lebte, in den Händen des Churfürſten von Bayern blieb. Überhaupt wurde durch Wallenſteins Abdankung nichts gewonnen. Andere, deren Verdienſte tief unter den ſeinigen ſtanden, erwarteten wenigſtens eben ſo große Belohnungen als dem Herzog von Friedland zu Theil geworden waren.

Während deſſen war Guſtav Adolph gelandet und nach Pommern vorgedrungen. Schon im Maimonat (1630) hatte er, nach Einwilligung ſeiner Stände, ſeiner vierzehnjährigen Tochter den Eid der Treue ſchwören laſſen; wegen der Regierung des Königreiches Schweden die nothwendigen Vorkehrungen getroffen; und war im Juni mit ſeinen Generalen, dem Rheingrafen Otto Ludwig, Banner, Torſtenſon, Baudiſſin, Kniphauſen, Horn, Wrangel und andern, worunter auch der alte Graf Mathias Thurn, der eigentliche Urheber dieſes

furchtbaren, dreißigjährigen Rebellionskrieges, den man umſonſt mit dem Namen eines Religionskrieges zu ſchmücken bemüht war, — an der Pommer'ſchen Küſte gelandet. Seine eigentliche Streitmacht beſtand in 15000 Mann kernhafter Truppen. Es ſammelte ſich aber auch bald, was noch von den zerſtreuten Überreſten der Mannsfeld'ſchen und Chriſtian'ſchen Truppen hin und wieder umher irrte, und ſogar nicht wenige Soldaten des abgeſetzten Herzogs von Friedland unter ſchwediſche Fahnen; ſo daß Guſtav Adolph in kurzer Zeit ein furchtbares Heer und, durch die Allianz mit dem alten und ſchwachen Bogislaus, Herzog von Pommern, *) auch eine deutſche Hauptfeſtung, die trefflich gelegene Stadt Stettin beſaß.

Gleich nach ſeiner Landung hatte der König zwei

*) Bogislaus XIV. war der Letzte ſeines Hauſes und kinderlos. Erbfolger in ſeinem Lande war der Churfürſt von Brandenburg, dem Pommern auch bereits gehuldigt hatte. Der Schwedenkönig ſchloß aber mit dieſem zagenden Herzog ſeine Allianz dahin, daß ſolche nicht wider den Kaiſer und das Reich gelten ſollte; — wogegen der König ſich vorbehielt, nach des Fürſten Tode, Pommern ſo lange in Sequeſtration zu behalten, bis der Succeſſionspunct gänzlich berichtigt und ratificirt wäre, und der Nachfolger der Krone Schweden die Kriegskoſten bezahlt hätte; welcher ſonderbare Vertrag eigentlich nichts anders hieß, als das Herzogthum Pommern für ſich in Beſitz nehmen. Und dies war die erſte Heldenthat dieſes großmüthigen Beſchützers ſeiner proteſtantiſchen Brüder!

Manifeste erlassen, in deren einem er erklärte, »er komme, seine Glaubensgenossen, die Protestanten, in der alleinseligmachenden Religion zu beschützen, den unrechtmäßig beraubten Herzogen von Mecklenburg, seinen Vettern, Brüdern und Gevattern wieder zu ihren Rechten zu helfen; das bedrängte Deutschland von der verhaßten, verdammlichen und ungerechten Gewalt und Servitud zu befreien.« In dem andern gab er als Ursache des Krieges Dinge an, von welchen schon seine eigenen Stände und Kriegsräthe ihm gesagt hatten, daß solche zu einer Kriegserklärung unzulänglich wären; nämlich: »1) Die Stadt Strahlsund habe ihn gegen die unerträglichen Bedrückungen der kaiserlichen Truppen zu Hilfe gerufen; 2) man habe im J. 1626 seine Briefe an den Fürsten von Siebenbürgen aufgefangen und mit Verdrehungen öffentlich bekannt gemacht; 3) den Frieden zwischen Schweden und Pohlen verhindert, und den Pohlen Hilfstruppen geschickt; 4) der Kaiser habe schwedischen Kaufleuten ihre Waaren abnehmen lassen und sich einer Herrschaft über die Ostsee angemaßt; 5) auch habe er seine Freunde und Nachbarn ihrer Länder beraubt; und 6) seine Gesandten schimpflich von den Friedensverhandlungen zu Lübeck abgewiesen. Die wahre und eigentliche Absicht des ehrsüchtigen Königs bei diesem Kriege werden wir im Verlauf desselben deutlich kennen lernen.

Bei des Königs Ankunft mit einem so zahlreichen Heere zog der kaiserliche General **Torquato Conti**, der mit noch etwa 8000 Mann in den dortigen Ge-

genden ſtand, ſich nach dem Brandenburgiſchen zurück, woſelbſt er noch die wenigen Truppen des Grafen von Schaumburg an ſich zog. Unterdeſſen aber nahm Guſtav Adolph nach einander Stargard, Anklam, Ukermünde und Wolgaſt; vertrieb die Kaiſerlichen aus Greifenhagen und Garz, und ſchritt dann weiter gegen das Herzogthum Mecklenburg vor, das er bis auf wenige Städte ſeinen vorigen Beſitzern, die in ſeinem Gefolge zogen, neuerdings unterwarf; worauf er ſie mit großem Pomp unter Glockengeläute und Kanonendonner wieder in ihre Hauptſtadt einführte. Dieſe Herzoge hatten ihm Truppen geworben und ſolche dem Commando des Herzogs Carl von Sachſen-Lauenburg untergeben; den aber der heranziehende Pappenheim nöthigte, mit ſeiner ganzen Mannſchaft ſich gefangen zu geben.

Dieſe reißenden Fortſchritte des fremden Königs auf deutſchem Boden verbreitete Schrecken unter den katholiſchen Fürſten und Ständen, welche der Schneemajeſtät geſpottet hatten, die, wie ſie meinten, im Norden die Kälte noch zuſammenhielte, die jedoch immer mehr ſchmelzen würde, je näher ſie dem Süden käme. Aber auch den proteſtantiſchen Fürſten war Guſtav Adolph ſiegreicher geweſen als ihnen lieb war; ſie traten zu einem Bündniſſe in Leipzig zuſammen. Tilly erhielt Befehl, nach Niederſachſen aufzubrechen; doch die Armee der Ligue war größtentheils zerſtreut, aufgelöst; das Einverſtändniß der Liguiſten weſentlich geſtört. Mit Noth und Mühe brachte der neue Generaliſſimus in ſechs Monaten 20,000

Mann im Jülichschen, in Ostfriesland, Bremen, Schwaben und Franken zusammen, und erschien endlich im Anfang des Jahres 1631 zu Frankfurt an der Oder. Aber seine Truppen waren in so schlechtem Zustande, daß auch der beste General nichts mit ihnen hätte ausrichten können. Den wenigen, die er noch im Brandenburgischen antraf, fehlte es an Proviant, an Geschütz, Pulver, Zugvieh, und natürlich auch an Muth; und dennoch wollte Tilly auf den König von Schweden selbst losziehen, der indessen immer weiter um sich griff; Colberg, nach Strahlsund die festeste Stadt, durch Hunger bezwang, und hierauf Demin belagerte und so heftig beschoß, daß der kaiserliche General, Herzog von Savelli endlich, zu Tilly's großem Verdruß, die Festung mit Accord übergab.

Als dieser General von Demin abzog, besprach sich der König sehr freundlich mit ihm, lobte ihn, daß er Roms Herrlichkeiten verlassen habe und nach Deutschland in den Krieg gezogen sei; endlich bot er ihm zum Abschied die Hand und sagte, es werde ihn allzeit erfreuen, ihn an der Spitze der Kaiserlichen sich gegen über zu sehen. Als der Herzog abgezogen war, sprach der König zu seinen Kriegesobersten: »er möchte seinen Kopf mit dem des Savelli nicht vertauschen, der, wenn er sein Diener wäre, ohne weiters springen müsse; doch dürfte ihm kaum etwas Leides widerfahren; denn der Kaiser sei allzu gut; und diese Leute verließen sich auf seine Milde.« Nichts desto weniger ward Savelli bei seiner Ankunft in Wien

Schwert und Prügeln dreinschlagen, einige Soldaten niederhauen, andere aufknüpfen mußten, dem Würgen und den schändlichsten Ausschweifungen ein Ziel zu setzen. Zum Schluß dieser Barbarei wurden noch sechzehn Häuser in Asche gelegt, und hierauf sechs Regimenter bei den Bürgern einquartirt. Die Sanftmuth, mit welcher protestantische Schriftsteller über diese Heldenthat des frommen Vandalenkönigs hinausgehen, ist in der That bewunderungswürdig. — Von hier aus schrieb Gustav an die Magdeburger, ermuthigte sie zur Standhaftigkeit und vertröstete sie auf baldigen Entsatz.

Tilly war auf die erste Nachricht, Gustav Adolph sei nach Frankfurt aufgebrochen, in Eilmärschen zur Rettung dieser Stadt fortgezogen, deren Schicksal er leicht voraussehen konnte, wofern der Feind mit seiner ganzen Armee auf sie losbrach. Aber schon unter Weges erfuhr er, welches Blutbad der König dort angerichtet, und daß er nun seinen Marsch gegen Landsberg gewendet habe, das noch von den Kaiserlichen besetzt war. Alles glaubte, er werde nun eilen, Magdeburg zu beschützen; Gustav Adolph jedoch blieb seinem Grundsatze getreu, früher den Rücken frei zu haben, unterhandelte noch einmal mit dem Churfürsten von Brandenburg, der die Acht des Kaisers fürchtete, den König aber wegen Pommern von Herzen haßte, und sich weder zu einem Bündnisse mit ihm verstehen, noch auch seinem Begehren sich fügen wollte, die Festungen Cüstrin und Span-

dau ihm einzuräumen. Dieſe Weigerungen entflammten den Zorn des Schwedenkönigs; er nahm ſeinen Marſch nach der Spree und rückte endlich mit einem Theil ſeiner Armee nahe vor Berlin, dasſelbe zu belagern; bis endlich der Churfürſt ihm entgegen kam und, nach langen Unterhandlungen, endlich ſich bewegen ließ, die Feſtung Spandau ihm ſo lange einzuräumen, bis Magdeburg entſetzt und der König wegen des Rückzuges geſichert wäre.

Dieſe Beiſpiele ſchreckten die übrigen proteſtantiſchen Fürſten. Der Churfürſt Johann Georg von Sachſen ſah an Pommern und den wichtigſten Plätzen in Preußen, deren Guſtav ſich bemächtiget hatte, und die er noch immer beſetzt hielt, was er ſelbſt von dieſem Beſchützer der proteſtantiſchen Sache zu erwarten hatte; und wollte ſich durchaus nicht zu einem Bündniſſe mit ihm, noch auch zu einem Darlehen von einigen hundert tauſend Thalern herbeilaſſen, die Guſtav Adolph von ihm verlangte, im Falle er keine Allianz mit ihm ſchließen wollte. Seine eigentliche Abſicht war, die Macht des Kaiſers und des Königs von Schweden im Gleichgewichte zu halten, und unter den Proteſtanten ein drittes Bündniß zu errichten, an deſſen Spitze er ſich ſelbſt ſtellen wollte; und ſchon hatten auch, wie bereits früher erinnert wurde, die proteſtantiſchen Fürſten und Stände zu Leipzig ſich verſammelt, und ein Schreiben an den Kaiſer geſandt, worin ſie ihm den jammervollen Zuſtand des gleich-

ſam in den letzten Zügen liegenden deutſchen Reiches mit groſſer Wemuth vorſtellten, und nicht nur auf die gänzliche Abſtellung des Religionsedicts und aller dieſsfälligen Commiſſionen und Executionen, ſondern auch auf die ſchnelle Aufhebung der »unerhörten, grauſamen Kriegspreſſuren, capitulations- und reichsconſtitutions-widrigen Contributionen, Werbungen, Durchzüge, Einquartierungen, Plünderungen, Verwüſtungen, Exceſſe und Inſolentien« antrugen, und ſeinen kaiſerlichen Schutz in dem feſten Vertrauen anflehten, »er werde, wofern ſie von der Soldateska wieder vergewaltiget werden ſollten, es ihnen nicht verdenken, wenn ſie ſich und ihre Lande und Leute durch die, von Gott und der Natur, auch den Reichsgeſetzen in alle Wege zugelaſſene Defenſion beſtens verwahren.«

Ein ähnliches Schreiben ſandten ſie auch an die katholiſchen Churfürſten mit der dringenden Bitte, ihrer ſich anzunehmen und den Frieden zurück bringen zu helfen. Hierauf beſchloſſen ſie, nach Maſsgabe der Kreisordnungen ſich in eine gewiſſe Verfaſſung zu ſetzen und mit ihrer Ritterſchaft und dem Ausſchuſs des Landvolkes in guter Bereitſchaft zu halten, »jedoch in den Schranken der Defenſion und der Reichs- und Kreisordnungen zu verbleiben; es mit einander treulich zu meinen, und auf den Fall, daſs einer oder der andere Kreis wider die Wahlcapitulation, die Reichsgeſetze oder die geſchriebenen Rechte ohne Urſache vergewalti-

get werde, demſelben auf ſein vorhergegangenes Erſuchen Hilfe zu leiſten.«

Es kam aber dem Kaiſer und der Ligue höchſt ungelegen, gerade jetzt mit ſolchen Beſchwerden behelligt zu werden, wo die Schweden immer weiter vordrangen. In den ſtärkſten Ausdrücken verwies der Kaiſer dieſer Verſammlung ihre ſchnöden Aeußerungen über den Krieg, den er nothgedrungen führen mußte, und wobei die Durchzüge und andere, von einem Kriege unzertrennlichen Laſten ſeine eigenen Länder nicht minder ſchwer trafen; ſie aber eine Defenſionsordnung gegen ſeine Truppen aufrichteten, gleich als wäre er der erklärte Feind des Reiches. — Er erließ alſo mehrere Monitorialſchreiben und ſendete einen eigenen Commiſſarius nach Dresden ab, dem Churfürſten wegen dieſes ſo ganz unerwarteten Betragens der proteſtantiſchen Stände ernſte Vorſtellungen zu thun. Doch vergeblich. Eben ſo wenig fruchteten alle kaiſerlichen Avocatorien an die übrigen proteſtantiſchen Fürſten und Stände, ihre Werbungen einzuſtellen. Die katholiſchen Churfürſten und Stände verſammelten ſich nun mit den übrigen Liguiſten, und hielten einen Convent zu Dünkelſpühl; wo ſie beſchloſſen, zu dem Beiſtand des Kaiſers in noch ſtärkere Verfaſſung ſich zu ſetzen. Sie antworteten den Proteſtanten ſehr mißbilligend, mahnten ſie von allen Kriegesanſtalten und Feindſeligkeiten ab, und thaten ihnen den Vorſchlag, den Termin des Compoſitionstages, der bereits für Frankfurt am Mayn beſtimmt war, bis

zum 7. August zu verlängern. Aber auch sie richteten nichts aus; die Protestanten fuhren fort sich zu rüsten. Ganz Deutschland ward ein neuer Werbe- und Musterplatz; zagend sah man neuen, schrecklichen Verwüstungen und blutigen Auftritten zwischen Deutschen und Deutschen entgegen.

Der Kaiser, welcher sah, daß der Schwedenkönig auf deutschem Boden sich mächtig stärkte, mit Frankreich in öffentlichem Bündnisse stand, und daß auch immer mehrere protestantische Stände sich an ihn anschmeichelten und ein Trutz- und Schutzbündniß mit ihm schlossen, cassirte durch einen reichsoberhauptlichen Machtspruch den, der katholischen Ligue feindlich gegenüberstehenden Leipziger Bund, und löste denselben durch die Waffen auf. Graf Fürstenberg, der eben mit einem Armeecorps von dem Mantuanischen Kriege aus Italien zurückkehrte, vollzog das diesfällige kaiserliche Mandat mit erstaunlicher Schnelligkeit. Nachdem er Kempten und Memmingen bezwungen, mit kaiserlichen Truppen besetzt, und von jeder dieser Städte 50,000 Gulden für Abwendung der Plünderung erhoben hatte, brach er mit 24,000 Mann ins Würtembergische ein. Der Administrator des Herzogthums raffte Soldaten zusammen so viele er konnte; doch der größte Theil derselben bestand aus ungeübtem Landvolk. Er erwartete Hilfe aus Franken, und ersuchte auch den Markgrafen von Baden-Durlach und die übrigen protestantischen Reichsstände eilig um Truppen. Aber ehe er Antwort von ihnen empfing,

ſtand die ganze kaiſerliche Armee bei Tübingen ihm gegenüber. Mit 16000 Mann meiſt ungeübten Landvolkes den 24000 alten und geübten kaiſerlichen Kriegern eine Schlacht zu bieten, lief gegen alle Klugheit; er ſchloß alſo mit Fürſtenberg einen Vergleich, worin er dem Leipziger Bunde entſagte, für das kaiſerliche Heer Quartiere und Unterhalt bewilligte, Treue und Gehorſam verhieß, und ſeine Truppen verabſchiedete.

Würtembergs Beiſpiele folgten Ulm und andere Städte; die fränkiſchen Kreisſtädte warteten Fürſtenbergs Ankunft nicht einmal ab; ſie ſandten ihm Abgeordnete entgegen, erboten ſich den kaiſerlichen Monitorialien zu gehorchen, dem Bunde zu entſagen, und die geforderte Kreishilfe von 72 Römermonaten zu entrichten. Und ſo war der Leipziger Bund in ganz Schwaben und Franken in weniger als zwei Monaten vernichtet.

Während dieſer Zeit war Tilly vor Magdeburg gezogen und hatte dieſe feſte, reiche und auf ihre Freiheit eiferſüchtig pochende Stadt belagert, welche vor zwei Jahren Wallenſtein ſich vergeblich bemüht hatte, ſelbſt durch eine halbjährige Sperrung dahin zu vermögen, entweder kaiſerliche Truppen in die Winterquartiere aufzunehmen oder eine bedeutende Summe dafür zu bezahlen. Mit großem Übermuth hatten die Magdeburger Tillys und ſeiner Truppen geſpottet, als er von ihrer Stadt abgezogen war, Frankfurt an der Oder zu Hilfe zu eilen; aber doppeltes Entſetzen kam nun über ſie, als ſie ſahen,

wie dieſer Feldherr ernſtliche Anſtalten zur Belagerung traf. Nachdem er der Vorwerke nach einander ſich bemächtiget hatte, ſandte er einen Trompeter mit drei Schreiben an den Magiſtrat, an den Adminiſtrator und an den ſchwediſchen Commandanten von Falkenberg ab, ſtellte ihnen wohlmeinend alles Elend vor, welchem ſie durch eine Belagerung ſich ausſetzten, und ermahnte ſie zur Übergabe, weil es im Fall eines Sturmes, auch mit dem beſten Willen nicht in ſeiner Macht ſtehe, ſie vor dem Grimm ſeiner erbitterten Soldaten zu ſchützen.

Doch ſie ließen ihm ſagen, Eher würden ſie ſterben als ſich ergeben; erſuchten ihn jedoch, er möchte ihnen geſtatten, Geſandte an die beiden Churfürſten von Sachſen und Brandenburg zu ſchicken; was jedoch unter dieſen Umſtänden Tilly nicht zugeben konnte. Es fehlte auch den Magdeburgern in der That nicht an Willen zum Widerſtand, wohl aber fehlte es ihnen an Streitkräften; und darum auch mußten ſie, weil ſie dieſelben nicht behaupten konnten, die beiden Vorſtädte Sudenburg und Neuſtadt abbrennen. Nichts deſto weniger ſchoſſen ſie von den Wällen heftig in das kaiſerliche Lager, und richteten dadurch nicht geringen Schaden an. Sie thaten ſogar einige Ausfälle, verloren jedoch dabei ihr beſtes Volk.

Den Mangel an Truppen auf gewiſſe Weiſe zu erſetzen, wurden die Bürger bewaffnet. Doch da zeigte ſich ein kleinlicher Eigennutz, eine Uneinigkeit und Gleichgültigkeit, die mit dieſer allgemeinen Noth und Bedrängniß ſonderbar contraſtirte. Nichts woll-

ten die Bürger thun noch geben ohne bare Bezahlung. Statt ſelbſt zu erſcheinen und Alles zu wagen, ſchickten die Reichern ihr Geſinde und ihre Diener auf den Wall; Keiner wollte mehr thun als der Andere *), und die wachehabenden Bürger wußten den Bierkrug beſſer als die Waffen zu gebrauchen. Falkenberg ſah dieſen gänzlichen Mangel an Gemeinſinn und Patriotismus mit Höchſter Beſtürzung; und hatte vollauf zu thun, die Gemüther durch Zureden und eigenes Beiſpiel zu ermuthigen.

Tilly eilte, denn ſchon war Guſtav Adolph von Berlin zum Entſatz der Stadt aufgebrochen. Noch einmal ließ dieſer Feldherr die Belagerten zur Übergabe auffordern und ernſtlich ermahnen, »durch ihre continuirliche Halsſtarrigkeit und Obſtinacität es nicht zu den äußerſten Extremitäten kommen zu laſſen;« erhielt aber die vorige Antwort. — Falkenberg ließ ſich keine Mühe verdrießen und arbeitete Tag und Nacht. Eben ſo unermüdlich arbeitete Pappenheim in den Schanzgräben. Als nun Alles zum Sturm fertig war, ſandte Tilly zum letzten Male einen Trompeter mit drei Schreiben in die Stadt, von welchen jenes an den Markgrafen Chriſtian alſo lautete.

*) Rheovenhiller erzählt, ſie hätten ſogar in dieſer allgemeinen Noth das Bier aus Gewinnſucht verfälſcht; worauf Viele krank geworden; und der löbliche Magiſtrat habe das Schießpulver, das der Stadt angehörte, bis auf die letzte Stunde vorbehalten.

»Ob er zwar nicht ungeneigt geweſen, die bewußten Päſſe begehrter Maßen zu überſenden, alldieweilen aber Ihro fürſtlichen Gnaden ſelbſt ſähen und ſpüreten, daß es mit berührter Stadt nunmehro ſchon zu ſolchen Extremitäten gerathen, daß die Sache keine Verzögerung, viel weniger dergleichen Verſchickungen erleiden könnte, ſondern bei ſo beſchaffenen Dingen das beſte Mittel wäre, ſich der kaiſerlichen Majeſtät, hindangeſetzt aller andern Conſiderationen und Einbildungen zu ſubmittiren, als hätte er bemelkte Magdeburger nochmals ihrer Schuldigkeit treuherzig erinnern wollen, maßen ſie Ihro fürſtlichen Gnaden ſolches zweifelsohne vorbringen würden.«

»Demnach dann Ihro fürſtl. Gn. vernünftig zu ermeſſen hätten, zu was großer Gefährlichkeit dieſes Werk unfehlbar ausſchlagen würde, wofern ſich die Submiſſion länger verzögern ſollte, als hätte er nicht unterlaſſen können, Derſelben ſolches aus aufrichtigem Gemüthe und rechtſchaffener Intention nochmals zu Herzen zu führen, und Dieſelben zu erſuchen, Sie, als ein geborener vornehmer Reichsfürſt, wollten Dero fürſtlichen Stamm und Namen, welche hierunter nicht wenig periclitirten, neben angezeigter Gefahr wohl betrachten, und von ſich ſelbſt eine kurze und ſolche Reſolution faſſen, auch mehr gedachte Magdeburger zu ihrem eigenen Beſten dergeſtalt beweglich ermahnen, daß man in effectu verſpüren könne, daß ſie zu friedlichen Actionen, allermeiſt aber das bevorſtehende Unglück durch ſchuldigen Gehorſam abzuwenden geneigt wären.«

Statt dieſen dreimal wiederholten, herzlichen Vorſtellungen Tillys Gehör zu geben, behielten nun die Magdeburger den Trompeter zurück, den ſie erſt am dritten Tage abfertigen wollten, den Sturm wenigſtens bis dahin aufzuhalten und dem Schwedenkönig Zeit zu vermitteln, bis dahin zum Entſatz der Stadt herbei zu kommen. Aber gerade dies beſtimmte den Generaliſſimus, die Eroberung zu beſchleunigen. Daß ihm das nahe Schickſal Magdeburgs zu Herzen ging, iſt außer Zweifel. Er ſchwankte ſogar einige Zeit, und hoffte noch immer die Magdeburger würden bei dem Anblick der Vorkehrungen zum Sturm ſich zu einer Capitulation herbei laſſen. Endlich ſchwiegen die Batterien. Die in der Stadt ſahen ſogar, daß er einige Kanonen von der abgebrannten Vorſtadt Sudenburg abführen ließ, geriethen dadurch auf den Gedanken, die Kaiſerlichen ſchickten ſich zum Abzuge an, blickten ſchon rings in die Ferne, ob ſie nicht den Anzug der ſchwediſchen Waffen blitzen ſähen, und weil auch die ganze Nacht hindurch keine einzige Bombe geflogen kam, erachteten ſie, es ſei nichts mehr zu befürchten, und begaben ſich gegen Anbruch des Tages unbeſorgt nach Hauſe, der lange entbehrten Ruhe zu pflegen.

Doch am Vorabende dieſer ſchrecklichen Ruhe hatte Tilly noch einmal ſeinen Kriegsrath zuſammen berufen, wo der feurige Pappenheim durch ſeine überzeugende Beredſamkeit alle Feldobersten hinriß, den Sturm noch in der Nacht ſelbſt zu beginnen, der jedoch durch den Generaliſſimus um fünf Uhr früh (10. Mai 1630) angeſetzt ward. Zwei Kanonenſchüſſe ſollten

das Zeichen zum Angriff geben. Die Sturmkolonnen ſtanden bereit und harreten mit Ungeſtüm des Signals. Kaum hatte dasſelbe gedonnert, ſo erſtiegen ſie von vier Seiten zugleich die Mauern der unglücklichen Stadt. Falkenberg ſtrengte ſeine letzte Kraft an, er fiel; mit ihm viele Tapfern; Magdeburg war verloren; denn ſtatt eines feſten Planes zum Angriff, herrſchten Angſt, Verwirrung und beſinnungsloſe Verzweiflung. Alle Thore wurden aufgeriſſen und mit fürchterlichem Kriegeslärm ſtürzten die wilden Heere der Wallonen und Croaten ergrimmt und gierig nach Beute herein.

Und nun, ſpricht Schiller, »fing eine Würgeſcene an, für welche die Geſchichte keine Sprache, und die Dichtkunſt keinen Pinſel hat. Nicht die ſchuldfreie Kindheit, nicht das hilfloſe Alter, nicht Jugend, nicht Geſchlecht, nicht Stand, nicht Schönheit können die Wuth des Siegers entwaffnen. Frauen werden in den Armen ihrer Männer, Töchter zu den Füßen ihrer Väter mißhandelt; und das wehrloſe Geſchlecht hat blos das Vorrecht einer gedoppelten Wuth zum Opfer zu werden.« u. ſ. w. Tief ergreifend iſt allerdings ſeine feurige Schilderung dieſer gräßlichen Blutſcenen, und muß jedes Gemüth mit Grauſen erfüllen; zumal aber muß der bekannte Beiſatz jedes Herz zu Haß und Abſcheu gegen den Generaliſſimus Tilly anregen.« Einige liguiſtiſche Officiere, von dieſem grauſenvollen Anblick empört, unterſtanden ſich, den Grafen Tilly zu erinnern, daß er dem Blutbad möchte Einhalt thun laſſen. Kommt in

einer Stunde wieder, war seine Antwort; ich werde dann sehen was ich thun werde; der Soldat muß für Gefahr und Arbeit etwas haben!« — Nur scheint dieser gefeierte Schriftsteller in seiner gerechten Ereiferung einiger Umstände bei dieser Eroberung zu vergessen. Daß Plünderung und empörende Ausschweifungen bei der Erstürmung feindlicher Städte gewöhnlich sind, ist eine bekannte Sache; doch nicht eben so sind es Würgen und Morden; hierzu muß der Krieger durch gerechte Rache gereizt werden. Nun erzählt aber die Geschichte von dieser Eroberung: »Die Wuth der Kroaten Isolani's und der Wallonen Pappenheims kannte keine Gränzen, als aus allen Fenstern Steintrümmer, Kugeln, Dachziegel, Feuerbrände und siedendes Wasser fielen; als Gasse für Gasse durch einzelne Stürme mit neuem Blutvergießen mußte gewonnen werden.« — Darf uns daher diese furchtbare Raserei roher Kriegesleute sonderlich wundern? Denn was die Deutschen betrifft, läßt Schiller allerdings ihrer Menschlichkeit Gerechtigkeit widerfahren.

Dann erzählt dieser nämliche Schiller: »Um die Verwirrung zu vermehren und den Widerstand der Bürger zu brechen, hatte man gleich Anfangs an verschiedenen Orten Feuer angelegt. Jetzt erhob sich ein Sturmwind;« u. d. Ü. Diese nämliche Begebenheit erzählt eine andere aufrichtige protestantische Feder also: »Pappenheim hatte das Feuer von der einen, die Bürger von der andern Seite angelegt; jener um den Widerstand der Bürger zu hemmen; diese, um den

zum 7. August zu verlängern. Aber auch sie richteten nichts aus; die Protestanten fuhren fort sich zu rüsten. Ganz Deutschland ward ein neuer Werbe- und Musterplatz; zagend sah man neuen, schrecklichen Verwüstungen und blutigen Auftritten zwischen Deutschen und Deutschen entgegen.

Der Kaiser, welcher sah, daß der Schwedenkönig auf deutschem Boden sich mächtig stärkte, mit Frankreich in öffentlichem Bündnisse stand, und daß auch immer mehrere protestantische Stände sich an ihn anschmeichelten und ein Trutz- und Schutzbündniß mit ihm schlossen, cassirte durch einen reichsoberhauptlichen Machtspruch den, der katholischen Ligue feindlich gegenüberstehenden Leipziger Bund, und löste denselben durch die Waffen auf. Graf Fürstenberg, der eben mit einem Armeecorps von dem Mantuanischen Kriege aus Italien zurückkehrte, vollzog das diesfällige kaiserliche Mandat mit erstaunlicher Schnelligkeit. Nachdem er Kempten und Memmingen bezwungen, mit kaiserlichen Truppen besetzt, und von jeder dieser Städte 50,000 Gulden für Abwendung der Plünderung erhoben hatte, brach er mit 24,000 Mann ins Würtembergische ein. Der Administrator des Herzogthums raffte Soldaten zusammen so viele er konnte; doch der größte Theil derselben bestand aus ungeübtem Landvolk. Er erwartete Hilfe aus Franken, und ersuchte auch den Markgrafen von Baden-Durlach und die übrigen protestantischen Reichsstände eilig um Truppen. Aber ehe er Antwort von ihnen empfing,

ſtand die ganze kaiſerliche Armee bei Tübingen ihm gegenüber. Mit 16000 Mann meiſt ungeübten Landvolkes den 24000 alten und geübten kaiſerlichen Kriegern eine Schlacht zu bieten, lief gegen alle Klugheit; er ſchloß alſo mit Fürſtenberg einen Vergleich, worin er dem Leipziger Bunde entſagte, für das kaiſerliche Heer Quartiere und Unterhalt bewilligte, Treue und Gehorſam verhieß, und ſeine Truppen verabſchiedete.

Würtembergs Beiſpiele folgten Ulm und andere Städte; die fränkiſchen Kreisſtädte warteten Fürſtenbergs Ankunft nicht einmal ab; ſie ſandten ihm Abgeordnete entgegen, erboten ſich den kaiſerlichen Monitorialien zu gehorchen, dem Bunde zu entſagen, und die geforderte Kreishilfe von 72 Römermonaten zu entrichten. Und ſo war der Leipziger Bund in ganz Schwaben und Franken in weniger als zwei Monaten vernichtet.

Während dieſer Zeit war Tilly vor Magdeburg gezogen und hatte dieſe feſte, reiche und auf ihre Freiheit eiferſüchtig pochende Stadt belagert, welche vor zwei Jahren Wallenſtein ſich vergeblich bemüht hatte, ſelbſt durch eine halbjährige Sperrung dahin zu vermögen, entweder kaiſerliche Truppen in die Winterquartiere aufzunehmen oder eine bedeutende Summe dafür zu bezahlen. Mit großem Übermuth hatten die Magdeburger Tillys und ſeiner Truppen geſpottet, als er von ihrer Stadt abgezogen war, Frankfurt an der Oder zu Hilfe zu eilen; aber doppeltes Entſetzen kam nun über ſie, als ſie ſahen,

wie dieser Feldherr ernstliche Anstalten zur Belagerung traf. Nachdem er der Vorwerke nach einander sich bemächtiget hatte, sandte er einen Trompeter mit drei Schreiben an den Magistrat, an den Administrator und an den schwedischen Commandanten von Falkenberg ab, stellte ihnen wohlmeinend alles Elend vor, welchem sie durch eine Belagerung sich aussetzten, und ermahnte sie zur Übergabe, weil es im Fall eines Sturmes, auch mit dem besten Willen nicht in seiner Macht stehe, sie vor dem Grimm seiner erbitterten Soldaten zu schützen.

Doch sie ließen ihm sagen, Eher würden sie sterben als sich ergeben; ersuchten ihn jedoch, er möchte ihnen gestatten, Gesandte an die beiden Churfürsten von Sachsen und Brandenburg zu schicken; was jedoch unter diesen Umständen Tilly nicht zugeben konnte. Es fehlte auch den Magdeburgern in der That nicht an Willen zum Widerstand, wohl aber fehlte es ihnen an Streitkräften; und darum auch mußten sie, weil sie dieselben nicht behaupten konnten, die beiden Vorstädte Sudenburg und Neustadt abbrennen. Nichts desto weniger schossen sie von den Wällen heftig in das kaiserliche Lager, und richteten dadurch nicht geringen Schaden an. Sie thaten sogar einige Ausfälle, verloren jedoch dabei ihr bestes Volk.

Den Mangel an Truppen auf gewisse Weise zu ersetzen, wurden die Bürger bewaffnet. Doch da zeigte sich ein kleinlicher Eigennutz, eine Uneinigkeit und Gleichgültigkeit, die mit dieser allgemeinen Noth und Bedrängniß sonderbar contrastirte. Nichts woll-

ten die Bürger thun noch geben ohne bare Bezahlung. Statt ſelbſt zu erſcheinen und Alles zu wagen, ſchickten die Reichern ihr Geſinde und ihre Diener auf den Wall; Keiner wollte mehr thun als der Andere *), und die wachehabenden Bürger wußten den Bierkrug beſſer als die Waffen zu gebrauchen. Falkenberg ſah dieſen gänzlichen Mangel an Gemeinſinn und Patriotismus mit höchſter Beſtürzung; und hatte vollauf zu thun, die Gemüther durch Zureden und eigenes Beiſpiel zu ermuthigen.

Tilly eilte, denn ſchon war Guſtav Adolph von Berlin zum Entſatz der Stadt aufgebrochen. Noch einmal ließ dieſer Feldherr die Belagerten zur Übergabe auffordern und ernſtlich ermahnen, »durch ihre continuirliche Halsſtarrigkeit und Obſtinacität es nicht zu den äußerſten Extremitäten kommen zu laſſen;« erhielt aber die vorige Antwort. — Falkenberg ließ ſich keine Mühe verdrießen und arbeitete Tag und Nacht. Eben ſo unermüdlich arbeitete Pappenheim in den Schanzgräben. Als nun Alles zum Sturm fertig war, ſandte Tilly zum letzten Male einen Trompeter mit drei Schreiben in die Stadt, von welchen jenes an den Markgrafen Chriſtian alſo lautete.

*) Rheovenhiller erzählt, ſie hätten ſogar in dieſer allgemeinen Noth das Bier aus Gewinnſucht verfälſcht; worauf Viele krank geworden; und der löbliche Magiſtrat habe das Schießpulver, das der Stadt angehörte, bis auf die letzte Stunde vorbehalten.

»Ob er zwar nicht angeneigt geldesen, die bewußten Päſſe begehrter Maßen zu überſenden, allbieweilen aber Ihro fürſtlichen Gnaden ſelbſt ſähen und ſpüreten, daß es mit berührter Stadt nunmehro ſchon zu ſolchen Extremitäten gerathen, daß die Sache keine Verzögerung, viel weniger dergleichen Verſchickungen erleiden könnte, ſondern bei ſo beſchaffenen Dingen das beſte Mittel wäre, ſich der kaiſerlichen Majeſtät, hindangeſetzt aller andern Conſiderationen und Einbildungen zu ſubmittiren, als hätte er bemeldte Magdeburger nochmals ihrer Schuldigkeit treuherzig erinnern wollen, maßen ſie Ihro fürſtlichen Gnaden ſolches zweifelsohne vorbringen würden.«

»Demnach dann Ihro fürſtl. Gn. vernünftig zu ermeſſen hätten, zu was großer Gefährlichkeit dieſes Werk unfehlbar ausſchlagen würde, wofern ſich die Submiſſion länger verzögern ſollte, als hätte er nicht unterlaſſen können, Derſelben ſolches aus aufrichtigem Gemüthe und rechtſchaffener Intention nochmals zu Herzen zu führen, und Dieſelben zu erſuchen, Sie, als ein geborener vornehmer Reichsfürſt, wollten Dero fürſtlichen Stamm und Namen, welche hierunter nicht wenig periclitirten, neben angezeigter Gefahr wohl betrachten, und von ſich ſelbſt eine kurze und ſolche Reſolution faſſen, auch mehr gedachte Magdeburger zu ihrem eigenen Beſten dergeſtalt beweglich ermahnen, daß man in effectu verſpüren könne, daß ſie zu friedlichen Actionen, allermeiſt aber das bevorſtehende Unglück durch ſchuldigen Gehorſam abzuwenden geneigt wären.«

Statt diesen dreimal wiederholten, herzlichen Vorstellungen Tillys Gehör zu geben, behielten nun die Magdeburger den Trompeter zurück, den sie erst am dritten Tage abfertigen wollten, den Sturm wenigstens bis dahin aufzuhalten und dem Schwedenkönig Zeit zu vermitteln, bis dahin zum Entsatz der Stadt herbei zu kommen. Aber gerade dies bestimmte den Generalissimus, die Eroberung zu beschleunigen. Daß ihm das nahe Schicksal Magdeburgs zu Herzen ging, ist außer Zweifel. Er schwankte sogar einige Zeit, und hoffte noch immer die Magdeburger würden bei dem Anblick der Vorkehrungen zum Sturm sich zu einer Capitulation herbei lassen. Endlich schwiegen die Batterien. Die in der Stadt sahen sogar, daß er einige Kanonen von der abgebrannten Vorstadt Sudenburg abführen ließ, geriethen dadurch auf den Gedanken, die Kaiserlichen schickten sich zum Abzuge an, blickten schon rings in die Ferne, ob sie nicht den Anzug der schwedischen Waffen blitzen sähen, und weil auch die ganze Nacht hindurch keine einzige Bombe geflogen kam, erachteten sie, es sei nichts mehr zu befürchten, und begaben sich gegen Anbruch des Tages unbesorgt nach Hause, der lange entbehrten Ruhe zu pflegen.

Doch am Vorabende dieser schrecklichen Ruhe hatte Tilly noch einmal seinen Kriegsrath zusammen berufen, wo der feurige Pappenheim durch seine überzeugende Beredsamkeit alle Feldobersten hinriß, den Sturm noch in der Nacht selbst zu beginnen, der jedoch durch den Generalissimus um fünf Uhr früh (10. Mai 1630) angesetzt ward. Zwei Kanonenschüsse sollten

das Zeichen zum Angriff geben. Die Sturmkolonnen ſtanden bereit und harreten mit Ungeſtüm des Signals. Kaum hatte dasſelbe gedonnert, ſo erſtiegen ſie von vier Seiten zugleich die Mauern der unglücklichen Stadt. Falkenberg ſtrengte ſeine letzte Kraft an, er fiel; mit ihm viele Tapfern; Magdeburg war verloren; denn ſtatt eines feſten Planes zum Angriff, herrſchten Angſt, Verwirrung und beſinnungsloſe Verzweiflung. Alle Thore wurden aufgeriſſen und mit fürchterlichem Kriegeslärm ſtürzten die wilden Heere der Wallonen und Croaten ergrimmt und gierig nach Beute herein.

Und nun, ſpricht Schiller, »fing eine Würgeſcene an, für welche die Geſchichte keine Sprache, und die Dichtkunſt keinen Pinſel hat. Nicht die ſchuldfreie Kindheit, nicht das hilfloſe Alter, nicht Jugend, nicht Geſchlecht, nicht Stand, nicht Schönheit können die Wuth des Siegers entwaffnen. Frauen werden in den Armen ihrer Männer, Töchter zu den Füßen ihrer Väter mißhandelt; und das wehrloſe Geſchlecht hat blos das Vorrecht einer gedoppelten Wuth zum Opfer zu werden.« u. ſ. w. Tief ergreifend iſt allerdings ſeine feurige Schilderung dieſer gräßlichen Blutſcenen, und muß jedes Gemüth mit Grauſen erfüllen; zumal aber muß der bekannte Beiſatz jedes Herz zu Haß und Abſcheu gegen den Generaliſſimus Tilly anregen.« Einige liguiſtiſche Officiere, von dieſem grauſenvollen Anblick empört, unterſtanden ſich, den Grafen Tilly zu erinnern, daß er dem Blutbad möchte Einhalt thun laſſen. Kommt in

einer Stunde wieder, war seine Antwort; ich werde dann sehen was ich thun werde; der Soldat muß für Gefahr und Arbeit etwas haben!« — Nur scheint dieser gefeierte Schriftsteller in seiner gerechten Ereiferung einiger Umstände bei dieser Eroberung zu vergessen. Daß Plünderung und empörende Ausschweifungen bei der Erstürmung feindlicher Städte gewöhnlich sind, ist eine bekannte Sache; doch nicht eben so sind es Würgen und Morden; hierzu muß der Krieger durch gerechte Rache gereizt werden. Nun erzählt aber die Geschichte von dieser Eroberung: »Die Wuth der Kroaten Isolani's und der Wallonen Pappenheims kannte keine Gränzen, als aus allen Fenstern Steintrümmer, Kugeln, Dachziegel, Feuerbrände und siedendes Wasser fielen; als Gasse für Gasse durch einzelne Stürme mit neuem Blutvergießen mußte gewonnen werden.« — Darf uns daher diese furchtbare Raserei roher Kriegesleute sonderlich wundern? Denn was die Deutschen betrifft, läßt Schiller allerdings ihrer Menschlichkeit Gerechtigkeit widerfahren.

Dann erzählt dieser nämliche Schiller: »Um die Verwirrung zu vermehren und den Widerstand der Bürger zu brechen, hatte man gleich Anfangs an verschiedenen Orten Feuer angelegt. Jetzt erhob sich ein Sturmwind;« u. d. Ü. Diese nämliche Begebenheit erzählt eine andere aufrichtige protestantische Feder also: »Pappenheim hatte das Feuer von der einen, die Bürger von der andern Seite angelegt; jener um den Widerstand der Bürger zu hemmen; diese, um den

Feinde die Beute zu entreißen *);« woraus hervorgeht, daß die Bürger ihre Barſchaft und beſte Habe in einige Häuſer geflüchtet und dieſe Häuſer in Brand geſteckt hatten; damit der Soldat keine Beute fände; was natürlich den, durch einen ſo ſchrecklichen Empfang ohnedies aufs höchſte entrüſteten Krieger noch mehr erbittern mußte. — Auch vergaß Schiller, dem doch Khevenhillers Annalen nicht fremd waren, daraus anzuführen, daß eben dieſer fühlloſe Tilly bei dem Anblick des verödeten Magdeburg, weinend über den Untergang einer ſo ſchönen, alten und mächtigen Stadt klagte, die, trotz ſeiner ſo biederſinnigen wiederholten und ergreifenden Warnungen, durch ihre Obſtinacität und den Fanatismus ihrer Prediger zu Grunde gegangen war. Denkwürdig auch iſt's, daß dieſer nämliche hartherzige Tilly über tauſend Menſchen, welche drei Tage und zwei Nächte ohne Eſſen und Trinken, unter beſtändiger Todesangſt im Dom zugebracht hatten, nicht nur begnadigte, ſondern auch tröſtete und, weil der entſetzliche Brand beinahe die ganze Stadt in Aſche gelegt hatte, und keine Speiſen zu finden waren, Commißbrote unter ſie vertheilen ließ, das Einzige was für den Augenblick ihm zu Gebote ſtand. Sehr bündig auch ſpricht Hormayr: »Warum immer Magdeburg und nur Magdeburg, als wäre dies der einzige Platz, der der Erſtürmung, der eines warnenden Beiſpiels fürchterliche Folgen

*) Heinrich in Gutrl und Grey. 93. B.

erfuhr? Warum nie von Barcellona, Xativa, von Oczakow, und Praga, von der Vendee, von Arezzo, Calabrien, Lübeck, Saragoſſa? — Warum rechnet man nur einer Partei an, was doch beide gethan haben, und was aufs billigſte genommen, ſich höchſtens aufhebt? Warum vergißt man in den Büchern, was das Volk noch nicht vergeſſen hat, das Schwedenlied und das Schwedenfeſt?«

Dies klägliche Loos Magdeburgs erregte lautes Murren unter den Proteſtanten über das Zaudern des Schwedenkönigs; und die Schutzſchrift die dieſer König erließ, ſein Betragen zu rechtfertigen, nützte den Magdeburgern wenig; und war auch eben nicht geeignet, dieſen Flecken aus dem Glanze ſeines Ruhmes zu tilgen. »Die Stadt, ſprach er, habe, auch gegen genugſame Verſicherung und auf die beweglichſte Erinnerung und das fleißigſte Erſuchen, zur Werbung einer ziemlichen Armee keine erklecklichen Gelder vorſtrecken, ja ſeiner königlichen Würde nicht einmal die geringſten Dienſte leiſten, noch Ihren Soldaten Quartiere geben wollen, bis nicht der Feind ihnen auf dem Hals geweſen wäre. Dann habe es auch der König nicht wagen können, von der Oder ſich zu entfernen; weil der General Schaumburg mit einem ſtarken Armeecorps ihm im Rücken geſtanden, Tilly aber an Truppen ihm weit überlegen geweſen wäre; überdies auch der Churfürſt von Brandenburg mit Einräumung der Feſtungen Cüſtrin und Spandau gezaudert, und der Churfürſt von Sachſen ihn weder mit Truppen, noch mit Lebensmitteln und Kriegsbe-

dürfnissen habe unterstützen wollen; sondern beide vielmehr sich also gegen ihn betragen hätten, daß er ihnen nicht habe trauen können.«

Wirklich war der Churfürst von Brandenburg, und zwar, wie wir schon früher sahen, nicht ohne Ursache, über den König erbittert. Sicher auch hätte er ihm diese beiden Festungen nicht zur Verfügung überlassen, wofern nicht Gustav Adolph ernstlich Miene gemacht hätte, Berlin zu beschießen. Sachsens Gesinnungen aber waren zweideutig. Die schnöden und hochfahrenden Antworten, die der Churfürst Johann Georg dem Generalissimus, Grafen Tilly, seit einiger Zeit ertheilte, ließen diesen seine wahren Absichten vermuthen. Schwer nämlich hatte diesen Fürsten ins besondere das kaiserliche Restitutionsedict getroffen, wegen welches er den Leipziger Convent veranstaltete, dessen Beschlüsse Ferdinand durch einen kaiserlichen Machtspruch cassirt hatte. Noch tiefer hatte es ihn gekränkt, daß, nachdem das Capitel des ehemaligen Erzstiftes Magdeburg seinen Sohn, den Prinzen Johann August, zum Administrator (eigentlich Landesherrn) begehrt hatte, Kaiser Ferdinand, der dies, früher katholische Erzbisthum wiederherstellen wollte, in dieser Absicht seinen eigenen Sohn, den Erzherzog Leopold, vom Papste zum Erzbischofe daselbst hatte ernennen lassen. Der Churfürst liebte den Schwedenkönig nicht; aber diese Vorgänge entfernten ihn auch vom Kaiser, gegen welchen er bisher eine so große Anhänglichkeit bewiesen hatte, daß sogar manche Katholiken darüber sich wunderten.

Dieſe Spannung zu einem völligen Bruche zu ſteigern, gab der unruhige ſächſiſche Feldmarſchall Arnheim ſich alle Mühe. Er hatte früher unter Wallenſtein gedient, und ſtand noch immer in innigſtem Einvernehmen mit dieſem, über ſeine, wiewohl glänzende Zurückgezogenheit unzufriedenen und nach Rache und Thätigkeit lechzenden Fürſten.

Es betrieb alſo der Churfürſt Johann Georg ſeine Rüſtungen beſtändig fort, ohne darüber ſich näher zu erklären. Tilly, dem dies nicht gleichgültig ſeyn konnte, fertigte Abgeordnete an ihn ab, ihn um den Zweck dieſer Rüſtungen zu befragen; und ließ ihn zugleich erſuchen, ſeinen Truppen Einlaß in Sachſen zu geben, und die geworbenen Landtruppen zu entwaffnen, oder aber ſolche mit den kaiſerlichen zu vereinigen. Zugleich rückte er, dieſen Antrag zu unterſtützen, auf die ſächſiſchen Gränzen vor. Zu ſpät kam dieſem Feldherrn ein Schreiben von dem Churfürſten von Bayern zu, worin derſelbe ihm bedeutete, gegen den Churfürſten von Sachſen mit möglichſtem Glimpf vorzugehen, und keine Gelegenheit zu verſäumen, die Sache durch Unterhandlungen beizulegen. — Johann Georg antwortete den Abgeordneten, »er hoffe wohl nicht, ſtatt der verheißenen und wohl verdienten Belohnung für ſo viele, dem Kaiſer und Reiche geleiſteten Dienſte vergewaltigt und mit dem Ruin ſeiner Lande bezahlt zu werden.« Auch ſprach er während des glänzenden Gaſtmahles, das er den Abgeordneten gab, zu ihnen: »Ich merke wohl, man will das ſächſiſche, bisher aufgeſparte Confect zuletzt aufſetzen;

aber, ihr Herren, es ſind Nüſſe darunter; gebet Acht, daß ihr die Zähne euch nicht daran ausbeißet!«

Gewiß iſt's, daß der, von Natur ängſtliche Churfürſt, als er einmal von der Unmöglichkeit überzeugt war, eine dritte Partei zu bilden, unentſchloſſen wankte, ob er an den Kaiſer oder an den König von Schweden ſich anſchließen ſollte; und daß Tilly's Begehren ſeiner Wahl den Ausſchlag für den Schwedenkönig gab. Nun aber ließ der Generaliſſimus auch das, bisher verſchonte Sachſen alle Strenge des Krieges empfinden, zog noch das Fürſtenbergiſche Armeecorps an ſich, das ſo eben aus Schwaben zurückkehrte, und rückte mit einem Heere von 40,000 Mann bis nach Halle vor; worauf er die Städte Weiſſenfels, Freiburg, Merſeburg, Naumburg, Zeitz, und andere Plätze beſetzte, die entweder geplündert wurden, oder aber durch bedeutende Summen ſich loskaufen mußten. Am 2. September brach er nach Leipzig auf, und wiederholte von dort aus ſeinen Antrag an den Churfürſten; der ihm jedoch in ſeinem Antwortſchreiben die bitterſten Vorwürfe über ſeine grauſamen Feindſeligkeiten machte. Tilly ließ ſich nun in ſeinen Operationen nicht länger aufhalten und forderte von den Leipzigern Proviant und die Einnehmung einer kaiſerlichen Beſatzung. Da aber die Stadt erklärte, ſie könne ohne Befehl des Churfürſten nichts bewilligen, fing er an, einige Bomben in die Stadt zu werfen. Doch Bürger und Soldaten vereinigten ſich, ſetzten ſich tapfer zur Wehr, erwiederten ſeine Kanonade wacker von den

Wällen, und ſteckten, noch ehe ſie förmlich belagert waren, ſelbſt die Vorſtädte in Brand. Nun zeigte Tilly größern Ernſt, ſetzte mit Granaten und Feuerkugeln ihnen immer heftiger zu, und forderte ſie durch das warnende Beiſpiel Magdeburgs zur Capitulation auf, die ſie auch endlich unterzeichneten, und in Folge welcher ſie dem Generaliſſimus die Stadt öffneten und eine Brandſchatzung von 200,000 Thalern bezahlten.

Während deſſen war Guſtav Adolph bei Wittenberg über die Elbe gegangen, wo der Churfürſt von Sachſen, der früher ſeine Anträge abgewieſen hatte, ihm nun den Triumph gewährte, ihn ängſtlich um Hilfe anzuflehen. Stolz und kalt, aber mit heimlicher Freude empfing der König den Feldmarſchall Arnheim, der im Namen des Churfürſten gekommen war, und ſprach achſelzückend, er bedaure den Churfürſten; dies Unglück wäre ihm nicht widerfahren, wenn er ſeinen Worten geglaubt hätte; er habe nun andere Dispoſitionen mit ſeinen Truppen getroffen. Indeſſen wolle er ihm dennoch zu Hilfe kommen, wofern er ihm Wittenberg zum Rückzug einräumen, ſeinen älteſten Sohn als Geißel ins Lager ſchicken, dem ſchwediſchen Heere einen dreimonatlichen Sold ausbezahlen, und ſeine untreuen Rathgeber ausliefern oder ſelbſt beſtrafen wolle. Der zagende Churfürſt verhieß Alles und noch mehr als dies; er ſelbſt erbot ſich, nebſt ſeinem Churprinzen und ſeiner ganzen Familie in das ſchwediſche Lager ſich zu begeben,

war verloren, noch ehe ſie begann; da Tilly dieſelbe nicht frei anordnen konnte; ſondern darauf beſchränkt war, nach den ſtrategiſchen Bewegungen des Feindes ſich zu richten.

Die Schlacht begann mit einem furchtbaren zweiſtündigen Kanonenfeuer. Der Wind, der von Abend kam, trieb den Schweden dicke Wolken Staubes und Pulverrauches ins Angeſicht. Dies bewog den König, gegen Norden zu ſchwenken. Da verließ Tilly die Hügel, auf welchen ſein Geſchütz aufgepflanzt war, und ſtürmte mit aller Macht auf das Centrum der Schweden ein. Da aber die todſpeiende Gewalt ihres Geſchützes allzu ſchreckliche Verheerungen anrichtete, warf er ſich mit ſolchem Ungeſtüm auf die Sachſen, daß er ſie bald zum Weichen brachte und endlich gänzlich in die Flucht ſchlug. Der Churfürſt ſelbſt floh, und kam erſt zu Eulenburg wieder zur Beſinnung. Schon ſollten Kuriere mit der Siegesbotſchaft nach Wien und nach München fliegen. Indeſſen war noch das Treffen nichts weniger als entſchieden; denn nicht ſo glücklich als Tilly focht Pappenheim auf dem rechten Flügel, den der König ſelbſt befehligte. Sieben Mal ſtürmte er mit ſeiner ganzen Reiterei auf die Schweden ein; und ſiebenmal ward er zurückgeſchlagen, bis er endlich zum Weichen gebracht wurde. Indeſſen rieb Tilly die Sachſen vollends auf und brach nun mit ſeinen Kerntruppen in den linken Flügel der Schweden ein. Kaum erſah dies der König, ſo ſandte er augenblicklich drei Regimenter zur Verſtärkung dahin ab; und Guſtav

Horn, der hier commandirte, that der kaiſerlichen Reiterei kräftigen Widerſtand. Der König, der, nachdem Pappenheim ihm das Feld geräumt, keinen Feind mehr vor ſich hatte, benützte dieſen Augenblick die Hügel zu gewinnen, auf welchen das grobe Geſchütz der Kaiſerlichen ſtand, eroberte dasſelbe in kurzer Zeit, und beſchoß ſie nun ſelbſt damit in Flanke und Rücken. Nun erſt trennte ſich das nie überwundene Tillyſche Heer. Nur vier Regimenter verſuchter Veteranen, die nie einem Feinde gewichen waren, hieben ſich feſtgeſchloſſen mitten durch die Sieger hindurch. Tilly, ihr Vater, in ihrer Mitte, und gleich ihnen dem Tode trotzend, ſah mit Thränen in den Augen, wie ſeine alten Siegesgefährten zur Rechten und zur Linken fielen, und weigerte ſich ſtandhaft, ob auch von drei Kugeln verwundet, einem ſchwediſchen Rittmeiſter ſich gefangen zu geben, der im Begriff war, ihm das Haupt zu ſpalten, als eben noch zur rechten Zeit ein Piſtolenſchuß des Herzogs Rudolph von Sachſenlauenburg ihn zu Boden ſtreckte. Die Schlacht war entſchieden; ſie hatte bis in die Nacht gedauert. Neuntauſend Leichen bedeckten das Schlachfeld, worunter einige Generale und viele tapfere Officiere. Tilly allein zählte 7000 Todte und 3000 Vermißte; der Schweden waren nicht über 700 gefallen.

Dieſer Sieg gab dem Stand der Dinge einen gewaltigen Umſchwung. Der Kaiſer und die katholiſche Ligue wurden durch den Verluſt der Schlacht erſchüttert. Die Proteſtanten zwar frohlockten; aber

ſelbſt die Freude der Verbündeten des Königs war nicht ungetrübt. Die erſten mußten gerechte Sorge für ihre Erblande tragen; den zweiten erſchien der König größer als es in ihren Wünſchen und Berechnungen gelegen hatte; er behandelte ſie als Vaſallen; und Deutſchland mußte nun einem Fremden die Gelder, Kräfte und Hilfe ſpenden, die es ſeinem Kaiſer verweigert hatte. Die Heiterkeit hatte den alten Tilly auf immer verlaſſen. Aus ſieben und dreißig Schlachten war dies die erſte, die er verloren hatte; und er konnte ſich nicht tröſten, daß er von dem feurigen Pappenheim ſich hatte überreden laſſen. Aber oft hatte der Graf ſeine Waffenthaten bei dem Churfürſten verkleinert; und wich er der Schlacht aus, ſo mußte er beſorgen, einer unverantwortlichen Nachläſſigkeit beſchuldigt zu werden.

Indeſſen hatte Tilly ſeine zerſtreuten Truppen bei Halberſtadt bald wieder geſammelt, und durch die Verſtärkungen, welche Altringer, Graf Fugger und der Herzog von Lothringen ihm zuführten, auch bald wieder eine Armee beiſammen, die an Anzahl derjenigen nichts nachgab, welche er vor der Leipziger Schlacht befehliget hatte; nur daß ſie nicht ſo kriegsgeübt noch auch von gleichem Muthe beſeelt war. — Guſtav Adolph aber, der auf proteſtantiſchem Boden überall als Sieger begrüßt, mit Jubel empfangen, und mit beinahe abgöttiſcher Verehrung bewundert wurde, war, nachdem er Merſeburg und Halle, — der Churfürſt von Sachſen aber Leipzig wieder erobert hatte, mit dieſem Fürſten Eins gewor-

den, den Kaiſer und die Ligue in ihren eigenen Ländern anzugreifen; denn gegen Tilly in Niederſachſen loszuziehen, hielten beide für baren Zeitverluſt; und dann wollten ſie auch den dortigen Proteſtanten die Drangſale eines neuen Krieges erſparen. Gewiß hätte Guſtav Adolph, wenn er geraden Weges über die Lauſitz, durch Schleſien und Böhmen nach Wien gezogen wäre, den Kaiſer in die ſchwerſte Verlegenheit gebracht; da Ferdinand den eindringenden Schweden keine Armee entgegenſtellen konnte, und befürchten mußte, daß ſeine proteſtantiſchen Unterthanen, die noch immer in großer Anzahl waren, dem Könige mit Freuden zufielen. Doch der König überließ die leichte Aufgabe, in das von Truppen unbeſetzte Schleſien und Böhmen zu ziehen, dem Churfürſten von Sachſen, deſſen Tapferkeit er bei ſeiner Flucht in der Leipziger Schlacht kennen gelernt hatte; er ſelbſt wollte durch Thüringen und Franken in Bayern eindringen.

Ohne ſonderlichen Widerſtand öffneten die meiſten Städte in Franken dem König die Thore; einige empfingen ihn ſogar mit Enthuſiasmus. Würzburg zwar that einigen Widerſtand; mußte jedoch capituliren; das Schloß hingegen wurde nach viertägiger Belagerung mit Sturm genommen, und die Beſatzung von 1500 Mann, nebſt einigen Mönchen auf Befehl des Vandalenkönigs ohne Pardon niedergehauen! — Er mußte eilen; denn Tilly war bereits mit ſeinem überlegenen Heere im Anzug; kam jedoch zu ſpät, Würzburg zu entſetzen. Unmuthig hier-

über, gab dieſer Feldherr den ganzen Mayuſtrom preis, wendete ſich ſeitwärts Frankens nach Rothenburg und Windesheim, und rückte dann nach Anſpach und Gunzenhauſen; mußte jedoch von Nürnberg abziehen.

Viele wunderten ſich, daß er mit ſeinem überlegenen Heere den Feind nicht aufſuchte und zu einem entſcheidenden Treffen nöthigte; aber der Hauptgrund lag zum Theil darin, daß er auf den Muth ſeiner Truppen nicht ſonderlich ſich verlaſſen konnte, die größtentheils neu geworben, und in der rauhen Jahreszeit ſchlecht gekleidet, durch lange beſchwerliche Märſche und durch Hunger, Elend und Krankheiten meiſt entkräftet waren; da ſie beinahe an keinem Orte Lebensmittel fanden, welche man dem König von Schweden und deſſen Truppen im Ueberfluß brachte. Ein anderer noch weſentlicherer Grund aber war Tilly's Mißmuth; denn ſehnlich hatte er gewünſcht, ſeine Ehre zu retten; hatte oft und dringend gebeten, eine Schlacht liefern zu dürfen, und mit ſeinem Leben für den guten Erfolg ſich verbürgt; immer aber von dem Churfürſten die Antwort erhalten, »nichts weiter zu avanturiren, weilen ſonſt keine Reſerve mehr vorhanden wäre.« Khevenhiller erzählt ſogar, er habe hierüber ſich mit Thränen in den Augen beklagt und ſich geäußert, das Unglück bringe ihn ins Grab, daß er ſich nicht revangiren dürfe; zumal da er unthätig zuſehen müſſe, wie der König des ganzen Frankenlandes ſich bemächtige.

Auf ſolche Weiſe wird es allerdings begreiflich,

wie Guſtav Adolph Alles am Mayn und am Rhein ſo leicht ſich unterwarf, und gleichſam einen Triumphzug durch das ganze deutſche Reich hielt. Sein ſchnelles Vordringen ſcheuchte auch den Compoſitionstag aus einander, der am 5. September zu Frankfurt war eröffnet worden; wiewohl die abreiſenden Commiſſarien ſich erklärten, daß ſie ihre Unterhandlungen dadurch nicht als abgebrochen betrachten, ſondern dieſelben auf einer anderweitigen Verſammlung fortſetzen wollten.

Gleichwohl war auf Befehl des Churfürſten von Bayern Tilly abermal nach Franken aufgebrochen, die Stadt Bamberg wieder zu erobern und von den Schweden zu befreien; was er auch ohne ſonderliche Mühe that, und die Schweden bei Schweinfurt verfolgte. Guſtav Adolph, der eben damals im Sinne hatte, Heidelberg und Philippsburg zu erobern, verließ alsbald er dies erfuhr, dieſen Plan für den Augenblick, dem Grafen Tilly mit ſeiner ganzen Macht entgegen zu gehen. Da indeſſen Tilly es nicht als rathſam erachtete, den König zu erwarten, der, ſeit Alles ſeinen Fahnen zulief, bedeutend ſich geſtärkt hatte, zog er in Eilmärſchen aus Franken über die Donau und ſpielte dadurch den Krieg an Bayerns Gränzen.

Unterdeſſen waren auch die Sachſen in Böhmen eingedrungen, und Arnheim hatte ſich der Städte und Ortſchaften Schluckenau, Teſchen, Auſſig, Töplitz, Leutmeritz und anderer Plätze ohne Widerſtand bemächtigt, und war ſelbſt vor Prag gerückt, wo die

Einwohner, weil sie keine genugsame Besatzung zur Gegenwehr hatten, ihm ohne Schwertstreich die Thore öffneten. Mit leichter Mühe hätten die Sachsen weiter vordringen können, wenn nicht die fortwährenden Eroberungen Gustav Adolphs die Eifersucht des Churfürsten erregt und ihn allmälig wieder auf österreichische Seite geneigt hätten. In diesen Gesinnungen bestärkte ihn selbst sein General Arnheim, den der König persönlich beleidiget hatte, und der mit Wallenstein fortwährend in innigster Verbindung stand.

Noch vor der Leipziger Schlacht, hatte dieser ehr- und rachsüchtige Feldherr, der seine Absetzung noch immer nicht verschmerzen konnte, dem Schwedenkönig, welcher, wie wir gesehen, ihm schmeichelnd entgegen gekommen war, durch den alten Grafen Mathias Thurn den Antrag gethan, wofern er ihm ein Corps von 15000 Mann, nebst einer bedeutenden Artillerie überlassen wolle, werde er mit eben so vielen Truppen dazustoßen, Böhmen und Mähren erobern, den Kaiser selbst in Wien belagern, und ihm auch durch die bekannte feurige Thätigkeit Bethlen Gabors Ungarn selbst entreißen. Nur sollte Gustav Adolph ihm den Titel eines Herzogs von Mecklenburg auf Lebenszeit lassen, und seine Güter in Böhmen und Mähren, so wie alles was er noch erobern werde, zu einem souverainen Fürstenthum erheben. — Der besonnene Gustav Adolph hörte diese Botschaft aufmerksam; zweifelte jedoch theils an der Aufrichtigkeit dieser Anträge, theils an der Ausführbarkeit derselben; ließ aber, diesen außerordentlichen

Mann ſich nicht zum Feinde zu machen, im Allgemeinen ſeine Unterſtützung ihm zuſichern, und ihm auch verheißen, daß er ſeiner Seits es an nichts wolle fehlen laſſen, ihn zum Könige zu machen. Wallenſtein hierüber entzückt, brütete nun Tag und Nacht über ungeheuern Planen, und ſann, wie er an dem Kaiſer und ſeinem ganzen Hauſe, ſo wie an allen ſeinen Feinden die empfindlichſte Rache nehmen könnte.

Als er jedoch nach der Leipziger Schlacht abermal in den König drang, die verlangte Mannſchaft ihm zu ſenden, ließ dieſer, der eben auf ſeinem Zuge nach Franken begriffen war, ihm antworten, er habe im Reiche noch einen ſtarken Feind vor ſich, und könne daher von ſeinen Truppen nicht mehr als höchſtens drei Regimenter entbehren; endlich verwies er dieſer Sache wegen ihn an den Churfürſten von Sachſen. Aeußerſt beleidigt über dieſe Weigerung, begann nun Wallenſtein, den König nicht weniger als den Kaiſer zu haſſen. Indeſſen lud er dennoch, ſeinen Plan nicht gänzlich aufzugeben, die Sachſen in das unbeſetzte und unvertheidigte Prag ein, das Ein ernſtliches Wort der Ermunterung aus ſeinem Munde bewaffnet und den Feinden unzugänglich gemacht hätte; und unterredete ſich einige Meilen von dieſer Hauptſtadt, auf dem Schloſſe Kaunitz (10. Nov. 1631) mit Arnheim, um dieſen General in ſein Intereſſe zu ziehen. Arnheim aber ſtimmte den Planen ſeines Freundes und Gönners nicht bei; und beredete ihn, unter der Hand abermal um das Obercommando der kaiſerlichen Heere ſich zu bewerben, und

mit dem Schwedenkönig zu brechen, da man auf ihn sich nicht verlassen könne.

Übrigens standen die Dinge so, daß dem schwer bedrängten Kaiser nirgend Hilfe erscheinen wollte. Der Schwedenkönig war von Frankreich gleichsam contractmäßig gedungen, Oesterreich zu verderben; Spanien hatte vollauf zu thun, in den Niederlanden sich zu erhalten, wo es einen Platz nach dem andern verlor; Frankreich arbeitete mit aller Hinterlist daran, die geistlichen Churfürsten, die ganze Ligue und ins besondere Maximilian von Bayern unter dem Vorwand der Neutralität von dem Kaiser zu trennen. Schon hatte es auch den Churfürsten von Trier gänzlich für sich gewonnen, und selbst Maximilian hatte sich schon in Correspondenz mit dem französischen Hofe eingelassen; nun waren vollends die Sachsen in Böhmen eingefallen, und gewann Gustav Adolph dem Tilly noch eine Schlacht ab, so war der Schwedenkönig im Herzen von Oesterreich.

In dieser höchst bedenklichen Lage entschloß sich, auf die Vorstellungen seiner Räthe, Ferdinand zu dem schweren Schritte, dem abgesetzten Herzog von Friedland den Oberbefehl einer Armee wieder antragen zu lassen, die er erst aus nichts erschaffen, größtentheils durch eigene Mittel ausrüsten und durch seinen Namen in Ansehen setzen sollte; da er allein Kriegserfahrenheit, Reichthum und Zutrauen genug bei Officieren und Gemeinen besäße, ein so ungeheures Werk auszuführen. Es ward also (im Dec. 1631) Wallensteins vorzüglichster Freund, der Fürst

von Eggenberg zu ihm nach Znaim gesandt, vorerst seine Gesinnungen zu erforschen. Wallenstein, der diese Sendung längst gierig erwartet hatte, benahm sich mit schneidender Kälte; sprach von den großen Diensten, die er dem Kaiser geleistet, und von dem schweren Undank, mit welchem ihm wäre vergolten worden. Auch fügte er bei, »er sehe nicht ein, warum er gut machen sollte was Andere verdorben hätten; er habe sich längst aller Ambition entschlagen und sich zur Ruhe begeben; hoffe auch derselben von dem Feinde zu genießen.« — Eggenberg bot seine ganze Beredsamkeit auf, den Kaiser zu entschuldigen, den man beinahe zu dieser Entlassung gezwungen hätte. Immer aber habe er ihn hochgeachtet; und auch damals schon gesagt, was nachmals eingetroffen sei, er habe den köstlichsten Edelstein aus seiner Krone verloren. Die Fehler und Unglücksfälle seiner Nachfolger gereichten ihm, (Wallenstein) zu um so größerer Ehre, da er nun zeigen könne, daß er der Einzige wäre, der solche wieder verbessern könne. — Nach langem Zureden und vielfältigen, verstellten Weigerungen Wallensteins, erklärte dieser endlich, ihm, seinem Freunde Eggenberg zu Liebe, wolle er sich herbei lassen, dem Kaiser noch einmal zu dienen und ihm ein Heer zu erschaffen; aber mit dem Obercommando sollte man ihn Ein- für allemal verschonen.

Und sieh da, in einer Frist von drei Monaten stand ein Heer von beinahe 50,000 Mann auf den Beinen! — Der ungläubige Schwedenkönig hörte es

und rief ſtarr vor Erſtaunen aus: Das kann nur Oeſterreich und Wallenſtein! — Freilich wurden die öſterreichiſchen Unterthanen dabei hart mitgenommen; allein das Heer ſtand in voller Rüſtung da, und war, wohl angeführt, im Stande dem Feinde kräftig die Spitze zu bieten. — Alle ſahen es allzu deutlich ein, daß dieſe Schöpfung ohne ihren Schöpfer ein lebloſes Automat, ein großer Rumpf ohne Haupt ſei; um ſo mehr drang man daher mit Vorſtellungen und Bitten in ihn, das Obercommando über dasſelbe anzunehmen.

Lange weigerte ſich Wallenſtein dem Scheine nach; endlich gab er unter folgenden ungeheuren und beinahe unglaublichen Bedingniſſen nach. »Er verlange, ſprach er, ein völlig unabhängiges Commando über die deutſchen Heere des Hauſes Oeſterreich und Spanien; denn gleich einem Könige wolle er dem Schwedenkönig gegenüber ſtehen. Der Kaiſer ſelbſt ſollte nichts mit dieſer Armee zu ſchaffen haben, und auch niemals dabei erſcheinen. In Confiscations- und Begnadigungsſachen ſollte er, Herzog von Friedland, völlig frei zu disponiren haben. Bei künftigen Friedensverhandlungen ſollte ſein Intereſſe, beſonders wegen des Herzogthums Mecklenburg wahrgenommen, in den Frieden mit eingeſchloſſen, und ihm überdies zur Belohnung ein kaiſerliches Erbland gegeben werden. Endlich ſollte man ihm zur Fortſetzung des Krieges alle Koſten und Mittel verſchaffen, und für den Fall eines Rückzuges die kaiſerlichen Erbſtaaten allenthalben offen laſſen«. — So ungeheuer die-

se Forderungen waren, so gefährlich die Bewilligung derselben, ja so demüthigend sie für den Kaiser selbst waren, mußte man sich dennoch dazu bequemen; da Wallenstein durchaus nicht davon abging, und er nach dem einstimmigen Urtheil der kaiserlichen Räthe der Einzige war, der der zerrütteten Sache des Kaisers wieder aufhelfen konnte.

Sobald Wallenstein das Obercommando übernommen hatte, machte er sich ungesäumt auf nach Böhmen zu ziehen. Zwar bat der Churfürst von Bayern dringend, und der Kaiser mit ihm, Wallenstein möchte Maximilian gegen den Schwedenkönig zu Hilfe kommen. Doch zu schwer hatte der Churfürst Wallenstein durch die Forderung seiner Absetzung beleidigt. Er antwortete dem Kaiser, vor allen Dingen thue es noth, die Sachsen aus Böhmen zu vertreiben; und zog dann auch ohne Zeitverlust nach Prag, warf einige Bomben in die Stadt und ließ die schwache Besatzung, die er leicht hätte vernichten können, mit ihrem Gepäcke abziehen; was Viele ihm übel nahmen; weil solches größtentheils aus geraubten böhmischen Kostbarkeiten und Gelde bestand. Aber Wallenstein hatte seine Gründe, warum er es mit den Sachsen nicht verderben wollte; und unterhielt noch immer verdächtige Unterhandlungen mit Arnheim, den er ebenfalls bei Leutmeritz leicht hätte aufheben können. Hierüber von dem Kaiser befragt, gab er zur Antwort, seine Absicht sei, Sachsen von dem verderblichen Bunde mit Schweden abzubringen.

Während dieſer Zeit war Guſtav Adolph vor Donauwerth gerückt, das er ungeachtet des tapfern Benehmens ſeines Commandanten, des Herzogs von Sachſenlauenburg, eroberte. Somit alſo hatte er feſten Fuß auf dem jenſeitigen Donauufer gewonnen. Nur noch der Lech trennte ihn von den Landen ſeines mächtigen und unverſöhnlichen Feindes, des Churfürſten von Bayern.

In dieſer augenſcheinlichen Gefahr begab ſich Maximilian ſelbſt zu Tilly ins Feld, ließ alle Brücken abwerfen, alle Plätze bis Augsburg beſetzen und lagerte ſich zwiſchen den Lech und die Aicha bei dem Städtchen Rain, in einem wohl verſchanzten, von drei Waſſern umgebenen Lager. Ihm gegenüber ſtellte ſich der König mit ſeinem überlegenen Heere auf; beſchoß das Lager kreuzweiſe aus ſeinen Redouten, und legte während der Nacht an einer Krümme des reißenden Waldſtroms eine ſogenannte Bocksbrücke an. Dieſe Arbeiten dem Anblick der Bayern zu entziehen, unterhielt er einen dicken Rauch von Pech und andern rauchenden Materialien. Als die Brücke gelegt war, ſandte er 300 Finnländer hinüber, die er für das Wageſtück reichlich beſchenkte. Dieſe warfen alsbald, ſogar im Angeſichte des Feindes und trotz ſeiner heftigen Kanonade, eine Schanze auf. Auch fand die ſchwediſche Reiterei eine Fuhrt durch das Waſſer. Es entſpann ſich ein mörderiſches Gefecht, wobei General Altringer durch einen Streifſchuß ſchwer am Kopf beſchädigt, Tilly aber, der ungeachtet der Abmahnung des Churfürſten, zur Beobachtung des

Feindes sich zu weit gewagt hatte, von einer Falkonetkugel, durch den dicken Theil des Schenkels tödlich verwundet wurde. Da nun diese beiden obersten Befehlshaber außer Stand gesetzt waren, gehörig zu commandiren, und das Heer anfing, darüber kleinmüthig zu werden, brach Maximilian noch in derselben Nacht mit dem Lager auf und zog sich in bester Ordnung nach Ingolstadt zurück. Als am folgenden Tage der König das Lager in Augenschein nahm, sprach er hochverwundert: »Wäre ich der Bayer gewesen, wahrhaftig, und hätte mir auch eine Stückkugel Haare und Bart weggenommen, nimmermehr hätte ich einen Posten wie diesen da verlassen!«

Wenige Tage nach seiner Ankunft zu Ingolstadt starb Tilly unter den heftigsten Schmerzen im 73. Jahre seines Alters. Noch auf seinem Todbette klagte der gottesfürchtige Held, »daß nach der Leipziger Schlacht die Hände ihm wären gebunden gewesen, mit dem Volke, das er wieder zusammengebracht, und das aus Italien zu ihm gestoßen, den Feind anzugreifen; da er doch Mittel, Gelegenheit und Macht gehabt hätte, mittelst göttlicher Hilfe seinen erlittenen Schaden wieder durch eine ansehnliche Victoria einzubringen.« — Allein gleichwie er strenge Subordination, (ohne welche keine Ordnung bestehen kann,) von seinen Untergebenen forderte, also leistete er sie auch selbst aufs pünctlichste; und nimmer überschritt er das Verbot seines Vorgesetzten, des Kaisers oder des Churfürsten, welchen großen Vortheil er auch dadurch gewinnen konnte. Kurz vor seinem Tode ließ er

den Churfürsten von Bayern ermahnen, Ingolstadt und Regensburg zu verwahren, und dann außer Sorgen zu seyn, sein Land zu recuperiren. Er starb mit dem Blick auf das Cruzifix, unter dem Ausruf: »Auf dich, Herr, habe ich gehofft, und werde ewiglich nicht zu Schanden werden!« — Die ganze Armee betrauerte seinen Tod wie den eines geliebten Vaters. Seine Zeitgenossen ertheilten ihm einstimmig das Lob eines sehr tugendhaften Mannes, von unbescholtenen Sitten, großmüthigem Herzen und zarter und aufrichtiger Frömmigkeit. Öfters sagte er vor der Leipziger Schlacht gleichsam scherzweise, »nie habe er Wein getrunken, nie ein Weib berührt, und nie eine Schlacht verloren.« Sein Geist schien Ingolstadt zu beschützen, wo zum erstenmal die Kraft des Schwedenkönigs gebrochen ward.

Dieser hatte alsbald nach dem Rückzuge des Churfürsten, mit seiner ganzen Armee über den Lech gesetzt, seinen Marsch nach Augsburg genommen, und dieses wichtigen Platzes sich bemächtiget, den der bayrische Commandant, auf Verlangen des Magistrats und der protestantischen Bürgerschaft, gegen seinen Willen hatte übergeben müssen. Unbeschreiblich war der Jubel der Protestanten bei dem feierlichen Einzuge des Königs. Zu ihrer namenlosen Freude hob er daselbst nicht nur das Restitutionsedict auf; sondern setzte auch den katholischen Stadtrath und alle katholischen Stadtbeamteten ab, ernannte Protestanten an ihrer Stelle, und nahm auch den

Katholiken die Kirchen wieder ab, welche die Lutheraner ihnen schon früher entrissen, das Restitutionsedict ihnen aber zurückgestellt hatte. Darum auch feierten sie die Ankunft ihres hochgepriesenen Befreiers durch herrliche Feste, brachten ihm reiche Geschenke, und priesen sich glücklich, in dem Namen der Stadt: Augusta durch ein Anagramm den Namen Gustava zu finden.

Auffallend war es indessen dennoch diesen, durch die Gegenwart ihres so großmüthigen Retters ungemein hochbeglückten Augsburgern, daß derselbe von der ganzen Bürgerschaft der freien Reichsstadt sich feierlich schwören ließ: »ihm und der Krone Schweden treu zu bleiben, deren Nutzen und Bestes zu befördern, Schaden und Nachtheil aber zu verhüten, und überhaupt Alles zu thun, was Unterthanen ihrem natürlichen Herrn und ihrer rechtmäßigen Obrigkeit zu thun schuldig sind.« Diese Thatsache, die im Augenblicke durch ganz Deutschland sich verbreitete, zeigte nun den Beschützer und Erhalter der deutschen Freiheit und evangelischen Religion in seinem wahren Lichte, und bestätigte die Gerüchte von der Verleihung verschiedener geistlichen Fürstenthümer an seine Generale und vorzüglichsten Anhänger. Alle seine Reden und Plane verriethen seinen festen Vorsatz, die Krone Deutschlands, Böhmens, Ungarns und Polens mit der schwedischen auf seinem Haupte zu vereinigen; und seine Gesandten hatten sogar schon geheime

die Lebensmittel abschnitten; wodurch Einer den Andern aufzureiben oder zum Abzug zu nöthigen hoffte. Bis in den dritten Monat blieben sie einander also gegenüber; und es ist schwer zu begreifen, wie zwei so große Armeen so lange Zeit in dieser Gegend sich erhalten konnten; zumal da, wie ein Augenzeuge berichtet, außer der streitenden Mannschaft (nach damaliger Sitte) noch 15000 Weiber, beinahe eben so viele Troßbuben, Fuhrknechte und über 30,000 größtentheils Packpferde in Wallensteins Lager sich befanden.

Der König, der, wegen seiner, um die Hälfte schwächeren — Armee allerdings mehr Ursache als Wallenstein hatte, sich wohl zu verschanzen, zog während dieser Zeit einige Regimenter Sachsen, und außerdem seine meisten andern Truppen an sich, die hin und wieder im deutschen Reiche vertheilt waren, und die Banner, Wilhelm und Bernard von Weimar, der Landgraf von Hessen und der Pfalzgraf von Birkenfeld nach einander herbeiführten; wodurch er eine Macht von beinahe 70,000 Mann bekam. Kaum aber hatte er dieselbe beisammen, so stellte er sie, ohne lange zu feiern, in Schlachtordnung auf, und bot Wallenstein ein Treffen an, das ein Gegenstück zur Schlacht bei Leipzig werden sollte. Aber Wallenstein blieb hinter seinen Verschanzungen unbeweglich.

Von der Hungersnoth gedrängt, die bei seinem starken Heere täglich mehr überhand nahm, und unmuthig, daß Wallenstein das Treffen abgewiesen hatte, beschloß er nun einen allgemeinen Sturm auf

ſelbſt abgeſehen war, und daß die kaiſerlich-bayeriſche Armee ihm nun weit überlegen war, ſuchte er an einem ſichern Orte ſich zu verſchanzen, wo er weder zu einem Treffen noch zum Rückzuge könne gezwungen werden. Hierzu dünkte ihn Nürnberg vor allen andern geeignet; und weil er ohnehin wußte, daß Wallenſtein ſeine Schäflein gern in jenen fetten Triften geweidet hätte, eilte er, ihm den Vorſprung abzugewinnen und die Stadt zu beſchützen; was er auch nothwendig thun mußte, wenn er nicht alle mit ihm verbundenen Städte in Kleinmuth ſtürzen und von ſich abwenden wollte. Wallenſtein folgte ihm nach wenig Tagen dahin, ſchlug ſein Lager bei Zierndorf an der Rednitz unfern dem Lager des Königs auf, und beide Lager verſchanzten ſich einander gegenüber.

Es läßt ſich kaum begreifen, warum Wallenſtein den König nicht zu einem Treffen herausforderte, da ſeine Streitmacht aus 40,000, die des Königs dagegen kaum aus 20,000 Mann beſtand. Überhaupt möchte man aus dem Umſtand, daß er den beſten Gelegenheiten auswich, wo er als Feldherr ſich auszeichnen konnte, und gewöhnlich nur bei einzelnen Gelegenheiten ſich zeigte, wo eben keine große Gefahr im Spiele war, den Schluß folgern, er habe nur eine Armee auf die Beine zu bringen, aber ſie nicht zu gebrauchen gewußt; und ſei ein trefflicher Corpscommandant, aber kein großer Feldherr geweſen; wenn er nicht zuweilen eine Ausnahme von der Regel gemacht hätte. — Alles was nun beide Oberbefehlshaber thaten, beſtand darin, daß ſie einander

Kurz hierauf führte Guſtav Adolph ſein ganzes großes Heer, das in dortigen Gegenden ſich nicht mehr erhalten konnte, nach Nordſchwaben ab; vier Tage ſpäter Wallenſtein das ſeinige nach Sachſen. Maximilian und die übrigen Befehlshaber ſuchten ihn auf alle Weiſe dahin zu vermögen, die Schweden zu verfolgen; doch er war nicht dazu zu bewegen; vielmehr wich er ihnen in Franken noch einmal aus und zog ſich ins Koburgiſche, indeß Arnheim die Sachſen nach Schleſien führte. Wahrſcheinlich lag es in Wallenſteins Abſicht, die Winterquartiere in den Meißniſchen Landen zu beziehen, und Sachſen ſeinem Lieblingsplan gemäß, — zu einem Separatfrieden zu nöthigen; ob indeſſen Bayern zu Grunde ginge oder nicht, daran war ihm wenig gelegen; denn ſeine furchtbare Rachſucht kannte keine Verſöhnung. Schon hatte er auch den Entſchluß gefaßt, nach Dresden vorzurücken, als die plötzliche Erſcheinung des Königs bei Erfurt ihn nöthigte, ſtatt der Offenſive, die Defenſive zu ergreifen; da das ſchwediſche Heer ihm bedeutend überlegen war. Unverzüglich muſterte er nun ſeine Truppen und ſandte Eilboten über Eilboten an Pappenheim, augenblicklich mit ſeinem Armeecorps aufzubrechen und zu ihm zu ſtoßen. Dieſer thätige General, den Guſtav Adolph vorzugsweiſe den Soldaten zu nennen pflegte, hatte indeſſen in Niederſachſen und Weſtphalen ſich trefflich gehalten, die Heſſen bei Volksmarſen aus dem Felde geſchlagen, die Schweden unter dem General Baudis gezwungen, die Belagerung von Kolberg aufzuheben; ja ſeine Tapferkeit hatte ihn ſogar nach Maſtricht

getrieben, das die Holländer belagert hatten, und er vielleicht entsetzt hätte, wenn nicht die eifersüchtigen Spanier diese glänzende Waffenthat ihm mißgönnt hätten.

Durch seine Ankunft wurde Wallensteins Heer auf 25,000 Mann verstärkt. Nun rückte er damit vor Leipzig, zwang sowohl diese Stadt als Pleissenburg zur Übergabe, forderte 50,000 Thaler Brandschatzung, und nahm alle Waaren in Beschlag, die daselbst niedergelegt waren und den Kaufleuten von Nürnberg, Augsburg und andern Städten angehörten, die es mit den Schweden hielten. Hierauf nahm er bei Weissenfels eine sehr vortheilhafte Stellung und besetzte die Engpässe, um daselbst den König zu erwarten, und bei diesem gefährlichen Durchzug ihn mit aller Macht anzugreifen. Aber Gustav Adolph wollte das Treffen nicht früher wagen, bis nicht der Herzog von Lüneburg zu ihm gestoßen wäre, und wendete sich indessen gegen Naumburg, wo er, dem Anscheine nach, seine ermüdeten Truppen in die Winterquartiere legte. Wehmüthig und mit banger Ahnung nahm er zu Erfurt Abschied von seiner Gemahlin, die auf einen Besuch zu ihm gekommen war.

Die Vorkehrungen des Schwedenkönigs brachte Wallenstein, — den sein Astrolog Seni versichert hatte, es regiere im November ein, dem Könige feindseliger Planet, — auf den Gedanken, der König wolle für diesen Winter nichts mehr unternehmen, — und sandte, da seine eigenen Truppen der Ruhe gar sehr be-

durften, nun Pappenheim der bedrängten Stadt Köln zu Hilfe, die gerade in dieſem Augenblicke unter dem Grafen Berg von den Holländern belagert wurde. — Es hatte aber der König kaum erfahren, daß das Pappenheimiſche Armeecorps von dem Herzog von Friedland ſich getrennt habe, als er, ohne den Herzog von Lüneburg zu erwarten, augenblicklich aufbrach, ihn anzugreifen. Schon war Pappenheim in Halle und hatte die Moritzburg erobert, als plötzlich einige wiederholte Allarmſchüſſe vom Schloſſe zu Weißenfels Wallenſtein den Anmarſch der Schweden verkündigte. Nur 12,000 Mann hatte er dem König entgegen zu ſtellen, der mit mehr als 20,000 ihm entgegen kam. Dennoch traf er ſchnelle Anſtalten zu einem Treffen, und ſandte eine Staffete um die andere an Pappenheim, ihn eiligſt zurück zu berufen. Unterdeſſen ſtellte er ſein Fußvolk hinter breite Gräben auf, die in Eile aufgeworfen wurden, und vertheilte das grobe Geſchütz zu ihrem Schutze zwiſchen ſie; die Flügel deckte die Reiterei. Beide Armeen ſtanden die Nacht hindurch in Schlachtordnung unter dem Gewehre. Wallenſtein hatte ſich in die große Ebene von Lützen gezogen, und ſuchte bis zu Pappenheims Ankunft das Treffen zu vermeiden; die ſchwediſche Armee aber rückte bei der Nacht heran und ſtellte ſich der kaiſerlichen Schlachtordnung gegenüber.

Ein dichter Nebel begünſtigte Wallenſteins Abſicht, das Treffen zu verzögern, und hielt den Angriff bis gegen die Mittagsſtunde hin. Der König ließ, ſeiner ſehr lobwürdigen Gewohnheit gemäß,

den Morgensegen sprechen, und gab dann das Zeichen zum Angriff mit den Worten: »Nun wollen wir daran: das walt der liebe Gott!« — Die Schlacht begann. Unter dem Wirbeln der Trommeln und klingendem Spiel eilen die schwedischen Brigaden im Sturmschritt gegen die Gräben, die das Centrum des ersten Treffens bilden. Ganze Reihen fallen unter dem Donner des mörderischen Musketenfeuers und der ehernen Feuerschlünde. Andere steigen ihnen nach, bemächtigen sich der Kanonen, die hinter den Gräben aufgepflanzt sind, und müssen solche nach heißem, blutigem Kampfe abermal verlassen. Nicht so schnell will die Cavallerie über die breiten Gräben setzen. Unwillig wiederholt der König den Befehl, und setzt selbst zuerst in kühnem Sprung hinüber; ihm folgt das smolenskische Regiment; diesem die übrige Reiterei. Schon sind Wallensteins Truppen im Begriff zu weichen, da fliegt der Herzog wie ein Gott aus dem feurigen Pulvergewölk; sein allgewaltiger Blick lohnt mit Beifall den Tapfern, hält die Fliehenden, ermuthigt die Verzagten, straft die Feigen, belebt Alle mit neuem Muthe; und feuriger als je beginnt das Treffen. Ein feindlicher Kugelregen, der ihn selbst umsaust, reißt manchen Tapfern von seiner Seite. Abermal werfen seine Fußknechte die schwedischen über die Gräben zurück, indeß seine trefflich bediente Artillerie Gustavs linken Flügel in Unordnung bringt.

Kaum hat der König dies ersehen, so sprengt er mit dem Herzog Franz Albrecht von Sachsenlauen-

burg *) und den Stenbockſchen Kuiraſſieren im Galopp gegen den Ort der Gefahr, gemeſſene Befehle zu ertheilen; aber ſeine edle Hitze und ſein kurzes Geſicht treibt ihn zu weit; ein Musketenſchuß zerſchmettert ihm den Arm. Da erhebt ſich ein verworrenes Geſchrei: der König blutet! der König iſt todt! — Guſtav Adolph nimmt ſeine letzte Kraft zuſammen und ruft: »Es iſt nichts, Kinder! nur mir nach!« Doch nicht lange, und der Ohnmacht nahe, bittet er den Herzog von Lauenburg, ihn ohne Aufſehen aus dem Treffen zu führen. Der Herzog eilt; aber da ſprengt eine Schwadron Piccolominiſcher Kuiraſſiere auf ſie los; und zwei Piſtolenſchüſſe, der eine durch den Leib, der andere durch den Kopf krönen das Leben des tapfern Königs durch einen Heldentod. Er ſinkt vom Pferde und ruft ſterbend: »Ich habe genug, Bruder, rettet euch!« Sein lederнes Kollet und ſeine goldene Kette, beide von ſeinem Blute gefärbt, wurden dem Kaiſer Ferdinand zugeſandt, dem bei dem Anblick derſelben, Thränen in die Augen traten, und der ſeinen Tod aufrichtig betrauerte **).

Aber der Tod des Königs ſetzt dem Gefecht keineswegs Gränzen; vielmehr gerathen über dieſen unerſetzlichen Verluſt die Schweden in Wuth, und

*) Dieſer Fürſt war ſo wie der bayeriſche General Cratz zu den Schweden übergegangen.

**) Siehe letztes Buch §. 21.

dringen mit so grimmiger Entschlossenheit in die Kaiserlichen ein, als ob alle an Einem Tage mit ihrem heldenmüthigen und geliebten Könige sterben wollten. Ihr rechter Flügel, angeführt von dem Obersten Stahlhansch, schlägt den linken der Wallensteinischen in die Flucht; dasselbe thut der linke Flügel unter dem Herzog Ferdinand von Weimar, der nach dem Tode des Königs das Commando übernommen hat. Zu gleicher Zeit rückt das Hintertreffen des Generals Kniphausen im Sturmschritte heran; und gleichsam im Bunde mit ihm, ergreift ein Zufall die kaiserlichen Pulverwagen. Nun fliegen Granaten und Bomben von rückwärts her; die Mannschaft erachtet im ersten Schrecken, sie sei im Rücken von den Sachsen angefallen und schon ist sie im Begriff, allgemein die Flucht zu ergreifen. Aber in demselben Augenblick erscheint Pappenheim mit acht Regimentern Kuirassieren und Dragonern. Seine Ankunft erhebt den sinkenden Muth der Kaiserlichen. Mit beflügelter Schnelligkeit dringt er auf die Schweden ein; zwei der berühmtesten Regimenter fallen unter den scharfen Klingen seiner Reiter; die andern fliehen und ziehen sich zurück. Wo ist der König! ruft der tapfere Held. Auf dem rechten Flügel! ertönt eine Stimme; — denn noch war es nicht allgemein bekannt, daß er gefallen war. — Brennend vor Begierde, an diesem heißen Tage mit dem König selbst sich zu messen, fliegt er dahin und stürzt in seinem Fluge, von zwei Musketenkugeln in die Brust getroffen, vom Pferde. Mit Gewalt muß man

ihn aus dem Schlachtgewühl entfernen. Indeſſen erſchallt der Ruf zu ihm, Guſtav Adolph liege todt auf dem Schlachtfelde. Da erheitert ſich ſein brechender Blick. »Saget dem Herzog von Friedland, ruft er aus, daß ich nun mit Freuden ſterbe, da dieſer unverſöhnliche Feind der katholiſchen Kirche noch vor mir gefallen iſt!«

Pappenheims Fall bringt neue Beſtürzung in die kaiſerlichen Truppen; aber bei weitem die meiſten halten Stand. Noch dauert das Gefecht mit aller Lebendigkeit fort; beide Heere fechten mit Löwenmuth; keines weicht, keines will dem andern den Sieg, keines das Schlachtfeld überlaſſen. Nur Nacht und Nebel ſetzen dem grimmigen Kampfe ein Ziel; und jedes zieht unüberwunden aus dem Gefecht. Neun tauſend Tapfere ſind gefallen; ohne Vergleich größer iſt die Anzahl der Verwundeten. Nun ſchmettern die Trompeten zum Abzug; und ſtill trennen die Heere ſich von einander.

Am folgenden Morgen kehrte Bernard von Weimar auf das Schlachtfeld zurück und holte die Kanonen ab, die beide Heere auf dem Schlachtfelde zurück gelaſſen hatten. Wallenſtein war abgezogen. Die Feinde erklärten dies für eine Flucht; aber Wallenſtein hatte durch den Tod des Schwedenkönigs ſeinen Sieg gewaltig erwieſen, und fand nun Wichtigeres zu thun als einige Kanonen abzuholen, von welchen die Pferde ſich verlaufen hatten. Seine Krieger hätten mit ſo heroiſchem Muthe und ſo entſchloſſener Tapferkeit gefochten, daß kaum ein Einziger unter ihnen unver-

wundet war; und es verdient Bewunderung, daß er mit 8000 Verwundeten unverfolgt und unangefochten mitten durch feindliche Länder ziehen konnte.

Gustav Adolphs Tod wirkte mächtig, aber verschieden auf die Gemüther. Mit Recht sagt Schiller: »Sein schneller Abschied von der Welt sicherte dem deutschen Reiche die Freiheit, und ihm selbst seinen schönsten Ruhm; wenn er ihm nicht gar die Kränkung ersparte, seine eigenen Bundesgenossen gegen ihn bewaffnet zu sehen.« — Offenbar kämpfte er nicht für sie, sondern für sich; und hätte er länger gelebt, so hätte die Welt nur einen gemeinen ehr- und ländergeitzigen Eroberer an ihm gesehen. Zu frühe und zu deutlich hatte er seine Absichten in Pommern, im Brandenburgischen und zu Augsburg verrathen. Schon stand Sachsen abermal im Begriff, sich von ihm zu trennen; und als die Nachricht von seinem Übergang über den Lech zu Paris eintraf, sprach Ludwig XIII. zu dem Venetianischen Gesandten: »Nun ist es Zeit, dem schnellen Fortgang dieses Gothen Einhalt zu thun!« — Bald werden wir sehen, wie Oxenstierna, der ganz in seinem Geiste handelte und das Werk seines Herrn fortsetzte, den Meister in Deutschland spielt; und wie dieser Schwede mit unumschränkter Gewalt und unerhörtem Übermuth über deutsche Länder verfügt. Fest auch hatte er beschlossen, den geächteten Pfalzgrafen und Winterkönig Friederich, dem Kaiser zum Trotz, abermal in die Pfalz einzusetzen, als dieser unglückselige Fürst sei-

ihn aus dem Schlachtgewühl entfernen. Indeſſen erſchallt der Ruf zu ihm, Guſtav Adolph liege todt auf dem Schlachtfelde. Da erheitert ſich ſein brechender Blick. »Saget dem Herzog von Friedland, ruft er aus, daß ich nun mit Freuden ſterbe, da dieſer unverſöhnliche Feind der katholiſchen Kirche noch vor mir gefallen iſt!«

Pappenheims Fall bringt neue Beſtürzung in die kaiſerlichen Truppen; aber bei weitem die meiſten halten Stand. Noch dauert das Gefecht mit aller Lebendigkeit fort; beide Heere fechten mit Löwenmuth; keines weicht, keines will dem andern den Sieg, keines das Schlachtfeld überlaſſen. Nur Nacht und Nebel ſetzen dem grimmigen Kampfe ein Ziel; und jedes zieht unüberwunden aus dem Gefecht. Neun tauſend Tapfere ſind gefallen; ohne Vergleich größer iſt die Anzahl der Verwundeten. Nun ſchmettern die Trompeten zum Abzug; und ſtill trennen die Heere ſich von einander.

Am folgenden Morgen kehrte Bernard von Weimar auf das Schlachtfeld zurück und holte die Kanonen ab, die beide Heere auf dem Schlachtfelde zurück gelaſſen hatten. Wallenſtein war abgezogen. Die Feinde erklärten dies für eine Flucht; aber Wallenſtein hatte durch den Tod des Schwedenkönigs ſeinen Sieg gewaltig erwieſen, und fand nun Wichtigeres zu thun als einige Kanonen abzuholen, von welchen die Pferde ſich verlaufen hatten. Seine Krieger hätten mit ſo heroiſchem Muthe und ſo entſchloſſener Tapferkeit gefochten, daß kaum ein Einziger unter ihnen unver-

wundet war; und es verdient Bewunderung, daß er mit 8000 Verwundeten unverfolgt und unangefochten mitten durch feindliche Länder ziehen konnte.

Gustav Adolphs Tod wirkte mächtig, aber verschieden auf die Gemüther. Mit Recht sagt Schiller: »Sein schneller Abschied von der Welt sicherte dem deutschen Reiche die Freiheit, und ihm selbst seinen schönsten Ruhm; wenn er ihm nicht gar die Kränkung ersparte, seine eigenen Bundesgenossen gegen ihn bewaffnet zu sehen.« — Offenbar kämpfte er nicht für sie, sondern für sich; und hätte er länger gelebt, so hätte die Welt nur einen gemeinen ehr- und ländergeitzigen Eroberer an ihm gesehen. Zu frühe und zu deutlich hatte er seine Absichten in Pommern, im Brandenburgischen und zu Augsburg verrathen. Schon stand Sachsen abermal im Begriff, sich von ihm zu trennen; und als die Nachricht von seinem Übergang über den Lech zu Paris eintraf, sprach Ludwig XIII. zu dem Venetianischen Gesandten: »Nun ist es Zeit, dem schnellen Fortgang dieses Gothen Einhalt zu thun!« — Bald werden wir sehen, wie Oxenstierna, der ganz in seinem Geiste handelte und das Werk seines Herrn fortsetzte, den Meister in Deutschland spielt; und wie dieser Schwede mit unumschränkter Gewalt und unerhörtem Übermuth über deutsche Länder verfügt. Fest auch hatte er beschlossen, den geächteten Pfalzgrafen und Winterkönig Friederich, dem Kaiser zum Trotz, abermal in die Pfalz einzusetzen, als dieser unglückselige Fürst sei-

ten. Darüber ward der schwedische Minister höchst unwillig und erklärte, er werde künftig nur mündlich mit ihnen conferiren, weil sonst Jahr und Tag verginge, bis etwas Fruchtbares zu Stande käme. Eben so unzufrieden war er mit ihren Anträgen und sagte rund heraus, daß er zwar die Generaldirection dankbar übernehmen wolle, doch keinen Gegenschreiber oder Controllor sich an die Seite setzen lasse. Hierüber wurden die Gesandten etwas betroffen; Oxenstierna aber antwortete nach seiner gewöhnlichen hochfahrenden und gebieterischen Weise, sie sollten sich nur frei erklären, daß sie hierauf sich nicht einlassen wollten; könnten sie auf andere Weise sich helfen, so wünsche er ihnen Glück dazu, wolle sie auch weiter nicht aufhalten, und das Beste seiner Krone allein wahrnehmen. Aber die Fürsten und Stände ersuchten den Schweden »freunddienstlich und ganz unterthänig Alles nach seiner hohen Einsicht zu leiten.« In der That benahmen sich diese deutschen Fürsten, Grafen und Herren, die noch vor einiger Zeit ihrem Kaiser gegenüber mit so großem Stolz auf ihre Freiheit gepocht hatten, nun so ganz unterthänig gegen den schwedischen Minister, daß sie mit entblößtem Haupte ihm die Speisen und das Waschwasser reichten, ihre eigenen Zimmer ihm einräumten; und — gefiel es ihm, Mittagsruhe zu halten, — zu Fuße gingen und die Gassen mit Ketten absperren ließen, um seine süße Ruhe ja nicht zu stören.

Es schaltete und waltete aber auch dieser nordische Vice-Monarch mit einer Gewalt, die kaum je-

mals ein römischer Kaiser sich erlaubt hatte, und verschenkte die deutschen Länder an wen es ihm wohlgefiel. Schon Gustav Adolph hatte manche der eroberten kleineren Länder an seine Generale und Officiere theils verschenkt, theils verheißen; und kaum war auch nun ein protestantischer Reichsstand oder ein halbwegs ausgezeichneter Officier, der nicht einige Abteien, Ämter oder Herrschaften verlangte. Oxenstierna übertraf seinen Meister und verschenkte fremdes Eigenthum mit wundersamer Großmuth. So erhielt der Landgraf Wilhelm von Hessen die Stifter Paderborn, Münster, Fulda und Korvei; der Herzog Eberhard von Würtemberg die Grafschaften Sigmaringen, Baar und Hohenberg; der Herzog Wilhelm von Weimar das Eichsfeld, u. s. w. Dem Herzog Bernard von Weimar, der das oberste Commando über die Armee mit dem Titel eines Generalissimus begehrte und erhielt, fertigte er zu Heidelberg eine Schenkungsurkunde über die beiden Bisthümer Würzburg und Bamberg im Namen der Königin von Schweden aus, und ließ ihn feierlich in den Besitz dieser Länder einsetzen, die den Titel eines Herzogthums bekamen. Nachdem er nun auf solche Weise Viele sich verpflichtet hatte, fingen die Kriegsoperationen an, die im Elsaß, in der Pfalz, in Schwaben, in Bayern, in Westphalen, in Schlesien und in den katholischen Fürstbisthümern reißend nach einander fortgingen.

Wallensteins Benehmen setzte Freunde und Feinde in gleiches Erstaunen. Der Kaiserhof, Spa-

nien und das ganze katholische Deutschland harreten in gespannter Aufmerksamkeit, was er nun, nach dem Tode seines großen Gegners, des Schwedenkönigs, im deutschen Reiche thun würde, wo Alles ihn zu wichtigen Waffenthaten einlud; und er that — nichts; sondern lag mit seiner Hauptmacht in Böhmen still, ließ die Feinde nach Herzenslust hausen und Oxenstierna mit den deutschen Fürsten ihre Intriken ruhig zu Stande bringen. Endlich brach er im Mai mit seinem Heere auf. Jedermann glaubte, er würde nach Sachsen oder nach Oberdeutschland rücken; er aber ging nach Schlesien; wagte aber auch da, zum Erstaunen Aller nichts, wich trotz seiner großen Überlegenheit den Treffen aus, die zu Strehlen und zu Münsterberg ihm angeboten wurden, und trat mit Arnheim in Unterhandlungen. Er erklärte sich, es stände in seiner Macht, einen dauerhaften Frieden zu schließen; dem Kaiser, sprach er, sei nicht zu trauen; man müsse ihn mit Gewalt zum Frieden zwingen; und dazu wisse er unfehlbare Mittel und Wege. Alle Privilegien müßten wiederhergestellt und aufs neue bestätiget werden. Die Jesuiten sollten aus dem ganzen römischen Reiche als Friedensstörer vertrieben, Sachsen und Brandenburg durch geistliche Stifter entschädigt, das pfälzische Haus wieder eingesetzt werden. Schweden (was Oxenstierna am meisten entrüstete), sollte kein deutsches Land, sondern nur die Erstattung der Kriegskosten erhalten, und bis dahin im Besitz der eroberten Festungen bleiben; das Kriegsvolk aber sollte

durch den Krieg mit den Türken beschäftiget werden. Er selbst forderte für seine großen Dienste das Königreich Böhmen; Mähren aber wolle er zum Ersatz für Mecklenburg annehmen. Diesen Frieden mit Nachdruck zu fördern, sollten die beiden Armeen der Schweden und Sachsen unter ihm nach Wien ziehen, den Kaiser dazu zu zwingen.

Diese Anträge ließ er durch den alten Grafen Thurn an Oxenstierna, durch Arnheim aber an den Churfürsten von Sachsen gelangen. — Oxenstierna schüttelte den Kopf, traute dem ganzen Handel nicht, und konnte nicht klug werden, ob Wallenstein das Haus Österreich zu verrathen, oder ob er die Schweden und Sachsen sicher zu machen suche; oder aber ob er wahnsinnig geworden sei. Indessen wies er ihn dennoch nicht geradezu ab, befahl aber dem Grafen Thurn, mit den Tractaten sich nicht zu übereilen, sondern erst zu sehen, was eigentlich im Hintergrunde verborgen sei. Der Churfürst von Sachsen hingegen theilte dem Feldmarschall Arnheim einen andern Friedensplan mit, darüber mit Wallenstein zu conferiren.

Während dieser Verhandlungen, aus welchen Niemand klug wurde, und bei welchen Wallensteins Stolz den schwedischen Reichskanzler endlich aufbrachte, der durch die Niederträchtigkeit der (damaligen) deutschen Fürsten allzu sehr verwöhnt ward, verstärkte sich Wallensteins Heer immer mehr, indeß das schwedisch-sächsische im nämlichen Verhältnisse abnahm; — und es ließen sich die Dinge so übel an,

daß ſie mehr zu einem Bruch als zu einem Frieden ſich zu neigen ſchienen. Wallenſtein, hierüber ergrimmt, brach mit ſeiner Armee gegen die Lauſitz und gegen Meiſſen auf, und es ſchien als wollte er eines Elbepaſſes ſich bemächtigen. Schon kehrte Arnheim in Eilmärſchen nach Sachſen zurück, als Wallenſtein plötzlich nach Schleſien ſich wendete, das bei Steinau zurückgelaſſene, aus 6000 Mann beſtehende ſchwediſche Corps zu überfallen, (28. October 1653) welches er ſammt ſeinem Anführer, dem alten Grafen Mathias Thurn gefangen nahm; wobei er 60 Fahnen, 20 Kanonen eroberte, und hierauf Schleſien mit allen ſeinen Feſtungen dem Kaiſer abermal unterwarf. Sogleich ſandte er nun Eilboten an den Kaiſer, dieſen Sieg zu berichten, und ſeine Freunde erhoben ſeine Treue und Tapferkeit abermal bis zum Himmel. Offenbar aber wollte er dadurch die Schweden nur warnen, ſeinen Zorn nicht zu reizen.

Zu Wien hatte man erwartet, er würde den gefangenen Thurn, den fluchwürdigen Urheber dieſes dreißigjährigen verderblichen Krieges dahin ſenden, wo er durch Henkershände den verdienten Lohn empfangen ſollte; er aber entließ ihn reich beſchenkt und mit geheimen Aufträgen an Oxenſtierna; und antwortete auf die bittern Vorwürfe des Hofes: »Der Kaiſer ſollte mir vielmehr danken. Was wollte man denn mit dem unſinnigen Menſchen anfangen? Der [illegible] iſt ein heller Narr, und wird uns als General [illegible] Spitze der ſchwediſchen Truppen durch ſeine

Ungeschicklichkeit weit mehr nützen als im Kerker.« Freilich hatte er seine guten Gründe, warum er ihn nicht nach Wien sandte, da er von seinen geheimen Anschlägen genau unterrichtet war; wiewohl Wallenstein aus begreiflichen Ursachen nie etwas schriftlich gegeben, sondern seine Unterhandlungen immer durch seine Vertrauten: Arnheim, Illo, Wilhelm Kinsky, und Terzky gepflogen hatte.

Nach dem Siege bei Steinau, — eigentlich dem einzigen während seines zweiten Generalates, — ging er nun weiter, die Ungeduld des so oft hintergangenen Kaiserhofes einiger Maßen zu mildern, und nahm (im Octob. 1633) Liegnitz, Großglogau, und sogar Frankfurt an der Oder ein. Einen Theil seiner Armee sandte er an die Warte, um in Pommern einzubrechen; eroberte Görlitz und Bautzen, und trug den beiden Churfürsten von Sachsen und Brandenburg abermal einen besondern Frieden an. Da aber sein Betragen immer voll der Widersprüche war, und man unter allen seinen Anträgen verborgene Schlingen fürchtete, kam er auch nie zu dem Ziele, das er sich vorsetzte.

Unterdessen hatte Spanien ein starkes Armeecorps im Mailändischen aufgebracht, das unter dem Herzog von Feria nach Deutschland ziehen, mit Altringer sich vereinigen, sowohl Konstanz als Breysach retten, vorzüglich aber das Elsaß wider die Schweden und Franzosen vertheidigen sollte. Denn Oxenstierna hatte unter andern auch die Festung Philippsburg großmüthig an die Franzosen

verſchenkt. Wallenſtein darüber ergrimmt, daß ein ſpaniſcher Feldherr neben ihm in Deutſchland commandiren, und vielleicht gar dem verhaßten Churfürſten von Bayern Hilfe leiſten ſollte, ſandte alsbald den Oberſten Deodati nach Mailand, ihren Anmarſch zu hintertreiben; weil ſolcher den Frieden vereiteln könne, den er bereits in Händen habe. Doch der Cardinal-Infant, an den er deßfalls ſich wendete, nahm auf ſeine Vorſtellungen keine Rückſicht; Feria kam nach Deutſchland und vereinte ſich auf des Kaiſers Befehl mit den Truppen des Generals Altringer, die noch durch ein bayeriſches Corps verſtärkt wurden.

Durch Altringers Abzug war nun Bayern an Truppen entblößt; die Schweden ſäumten nicht, dieſen Umſtand ſogleich zu benützen, fielen in das Land ein, und, Oeſterreich ſelbſt bedrohend, rückte der Herzog Bernard von Weimar ohne Widerſtand vor und belagerte Regensburg. Sehr dringend bat der Churfürſt den Herzog von Friedland ihm nur 5000 Mann zu Hilfe zu ſenden. Selbſt der Kaiſer ſchrieb, und fertigte ſieben Kuriere nach einander mit dem Auftrag an ihn ab, dem Churfürſten Maximilian zu Hilfe zu kommen. Wallenſtein antwortete, er könne keinen Mann entbehren. Dennoch fügte er ſich zuletzt, verſprach 12000 Mann, und ſandte dem Churfürſten ſogar die Liſte dieſer Truppen zu. Doch plötzlich gab er Gegenbefehl, und der Zug unterblieb; wodurch denn nicht nur Regensburg, ſondern auch Straubingen, Cham und andere Orte den

Schweden in die Hände stielen. — Auf wiederholte Befehle des Kaisers brach zwar Wallenstein auf, und rückte an die Bayerische Gränze, Cham zu brennen; gab aber, gegen das Gutachten aller Kriegsverständigen, das Vorhaben wieder auf, und kehrte nach Pilsen zurück, weil Arnheim im Anzug gegen Schlesien sei.

Noch einmal sandte der Kaiser ihm ernstliche und gemessene Befehle zu, ohne fernerres Zögern den Herzog Bernard von Weimar anzugreifen. Aber Wallenstein war taub für die Befehle seines Kaisers geworden, und ließ vielmehr ihm zum Trotz seine Truppen in Böhmen die Winterquartiere beziehen; ja als der Kaiser dem in Oberösterreich commandirenden General, Freiherrn von Suys den Auftrag ertheilte, mit seinen Truppen nach Bayern zu rücken, und durch Niemand sich beirren zu lassen, sandte Wallenstein diesem General, der bereits bis Passau vorgedrungen war, Gegenbefehle zu, mit dem Bedeuten, er werde ihm den Kopf zu den Füßen legen lassen, wofern er des Kaisers Befehlen mehr als den seinigen gehorche.

Besonders schmerzte es den Kaiser, daß der vermessene Obergeneral die Winterquartiere abermal in den österreichischen Landen genommen hatte; da solche bereits im vorigen Winter so viel gelitten, und nach Wallensteins mehrmaligen Versicherungen sich um so stärker angegriffen hatten, daß sie dieser Last für die Zukunft sollten überhoben werden. Er selbst hatte den Hofkriegsrath von Questenberg zu sich ver-

lange, um ſich mit ihm über die Verpflegung der Truppen zu beſprechen. Der Kaiſer ſandte denſelben zu ihm und benützte dieſe Gelegenheit, ihm dringende Vorſtellungen thun zu laſſen. Wallenſtein aber berief ſich auf die unumſchränkte Vollmacht, mit welcher er das Commando angenommen hätte; und war auch nicht zu bewegen, dieſem Hofkriegsrathe nur die geringſten Mittheilungen über ſeine Unterhandlungen mit Schweden und Sachſen zu thun.

Endlich ermüdete des Kaiſers Langmuth, überdrüſſig länger von den Launen ſeines Feldherrn abzuhängen, ſandte er ihm auf einmal den Befehl zu, nicht nur ungeachtet der angegebenen Motive ſeines Rückzuges, ſogleich nach der Donau aufzubrechen, ſondern auch dem ſpaniſchen Cardinal-Infant, der aus Mailand mit einem Armeecorps heranzog, das nach den Niederlanden beſtimmt war, und Mangel an Cavallerie hatte, 6000 Reiter zur Begleitung entgegen zu ſenden. Wallenſtein ſtutzte über dieſen Befehl; ſuchte darin eine Liſt des Hofes, ihn ohne Aufſehen des beſten Theiles ſeines Heeres zu berauben und das Commando ihm zum zweitenmal abzunehmen. Dies aber brachte ſeine geheimen Plane ihrer Entwickelung näher. Sogleich berief er alle ſeine Kriegesoberſten nach Pilſen und entdeckte ſein Vorhaben vor allen Andern dem General, Grafen Piccolomini, auf den er ein beſonderes Vertrauen ſetzte, weil er unter gleicher Conſtellation mit ihm geboren war. Piccolomini verbarg ſeinen Schrecken hierüber und ſtellte ihm nur die ungeheure Schwie-

rigkeit eines solchen Unternehmens vor; aber Wallenstein antwortete, bei solchen Anschlägen komme es blos auf Kühnheit und Geschwindigkeit an. Zum Lohn seines Hochverraths verhieß er diesem General die Grafschaft Glatz sammt allen Slawatischen Gütern, dem General Gallas aber Glogau, Sagan und die Besitzungen des Fürsten Eggenberg; dem Grafen Colloredo und seinem Schwager Terzky Mähren; Alles jedoch unter seiner königlichen Oberhoheit. Wirklich war er von seinem ungeheuern Project so sehr eingenommen, oder vielmehr von seinen astrologischen Träumen so sehr erhitzt, daß er bereits alle kaiserlichen und spanischen Erbländer vertheilte und verschenkte *).

*) Man hat in neuern Zeiten viel dahin gearbeitet, diesen außerordentlichen Mann von der Schuld der Verrätherei frei zu sprechen. Man behauptete, Wallenstein sei durch den kaiserlichen Hofkriegsrath, dessen Befehle er wenig achtete, — durch die Jesuiten, die er aus dem Reiche vertreiben wollte, — durch den Churfürsten von Bayern, der einen alten (doch gewiß nicht unverdienten) Haß auf ihn geworfen hatte, — und durch die Spanier gestürzt worden, die er immer verachtet hätte. Möglich, daß eine oder die andere dieser Ursachen zu seinem Sturze mitwirkte; wirklich auch hatte sich Bayern erklärt, wofern Wallenstein nicht entfernt würde, mit den Schweden sich abzufinden. Ueberhaupt aber lassen sich Thatsachen nicht darum läugnen, weil sie durch keine schriftlichen Documente erwiesen sind; denn Niemand wird bei solchen Planen und unter solchen Verhältnissen sich schriftlich äußern. Uebrigens dürften auch

Als um dieselbe Zeit der Churfürst Johann Georg von Sachsen dem Kaiser neue Friedensvor-

---

die wenigen Documente, die hierüber bestehen, mehr denn zur Genüge hinreichen; nichts von seinem meineidigen Trotz und beispiellosen Ungehorsam gegen den Kaiser zu sagen, den Niemand in Abrede stellt, und der die Monarchie an den Rand des Untergangs brachte. Seine Unterhandlungen mit dem alten Rebellenhaupte, dem Grafen Mathias Thurn, und durch diesen mit dem Schwedenkönig und mit Oxenstierna dürften nach der Erzählung des treuen Khevenhillers, die fürwahr das Gepräge der biederſtnnigſten Aufrichtigkeit an sich trägt, sich kaum bezweifeln lassen; wiewohl beide an ihm irre wurden; und wenn Wallenstein den französischen Hof, mit dem er ebenfalls in geheimen Unterhandlungen stand, nicht zu hintergehen suchte, so war er wirklich entschlossen, das Königreich Böhmen an sich zu reißen, wozu Frankreich ihn mit Geld und Truppen unterstützen wollte. Man sehe hierüber Lettres et Négociations du Marquis de Feuquières, und Khevenhiller Th. XII.

Läßt sich je etwas zur Entschuldigung dieses räthselhaften Mannes sagen, so mag man vielleicht nicht mit Unrecht behaupten, daß Wallensteins dämonischer Stolz und die hieraus entspringende, nie zu stillende Rachsucht entweder in wirkliche Verrücktheit übergegangen war, oder doch gewiß schon an einen Wahnsinn gränzte, der eine fixe Idee consequent verfolgt. Eine solche Spur scheint unter Andern auch sein Vetter, Maximilian Graf von Wallenstein an ihm wahrgenommen zu haben, der in seinen letzten Tagen ihn besuchte und gegen einen vertrauten Freund sich äußerte: »Sein Vetter gefalle ihm weder an Gesundheit

ſchläge thun ließ, und Ferdinand II. ſich dazu geneigt bezeigte, und dem Churfürſten erklärte, ſeinen Geſandten in dieſer Abſicht nach Prag oder nach Wien zu ſenden, rieth Wallenſtein dieſem Fürſten, ſo wie nicht minder auch den Schweden, ihre Geſandten vielmehr nach Pilſen abzufertigen, und mit ihm ſelbſt zu unterhandeln; er wolle ihnen einen Frieden vermitteln, mit welchem ſie ſehr zufrieden ſeyn würden; denn dem Kaiſer ſei nicht zu trauen, da er allzu bigot ſei, von Jeſuiten und Spaniern ſich regieren laſſe, und ſeine Zuſagen weder halte noch auch halten könne.

Der Treue und Mitwirkung ſeiner beſten Officiere

---

des Leibes noch des Gemüthes.« Eben ſo wurden auch der ſchwediſche Reichskanzler, Arnheim und Andere an ihm irre. Auch bei weitem ſeine meiſten Biographen geriethen, ſeiner unbegreiflichen Inconſequenzen wegen beinahe unwillkührlich auf dieſen Gedanken, da er z. B. den Kaiſer beredete, ja keinen Waffenſtillſtand zu ſchließen, während er ſelbſt zweimal nach einander, und zwar zu einer Zeit Waffenſtillſtand ſchloß, wo er füglich hätte ſchlagen ſollen und können; und hingegen wieder ſchlug, wo er hätte billig Waffenſtillſtand ſchließen ſollen; u. ſ. w. Eben ſo ſcheint auch ſein übergroßes blindes Vertrauen gegen Piccolomini und viele andere Officiere, welchen er ſein Vorhaben in der ſichern Vorausſetzung ihrer Treue gegen ihn offenbarte, zu beweiſen, daß ſeine ſonſt ſo finſtere Verſchloſſenheit und ſein feſter Charakter ſich in eine Art Blödſinns und geiſtiger Blindheit verwandelt hatte.

da Terzky alle für meineidige Schelme erklärte, die es nicht mit Wallenstein halten wollten.

Doch nicht dies war's, was Wallenstein verlangte. Er wollte eine unbedingte schriftliche Erklärung, solche den Schweden und Sachsen vorzeigen zu können, um ihnen zu beweisen, daß das Heer, das er selbst erschaffen, auch ihm allein zu Diensten stehe. In dieser Absicht hatten Illo und Terzky eine andere Abschrift zur Hand, in welcher jener Zusatz ausgelassen war, und die sie dem versammelten Officiercorps nach wohlbesetzter Tafel abermal zur Unterschrift vorlegten. Aber hier scheiterte Wallensteins Plan an dem eisernen Pflichtgefühl der Treue gegen den Kaiser; denn ob auch die Meisten von Wein erhitzt, und beinahe alle durch Bande des Eigennutzes und wirklicher Dankbarkeit an den Herzog gefesselt waren, weigerten sie sich dennoch zu unterschreiben. Nur Illo's und Terzky's Zureden brachten es mit Mühe dahin, daß sie endlich sich fügten; aber so unleserlich unterschrieben alle, daß es nicht wohl möglich war, ihren Argwohn zu verkennen. Ähnliche Reverse ließ nun Wallenstein auch an höhere Officiere anderer Orte absenden, auf welche er glaubte, sicher rechnen zu können.

Der Herzog hoffte nun seinem Ziele nahe zu seyn; nur Eins beunruhigte ihn dabei, daß nämlich die angesehensten Häupter des Heeres, die Generale Gallas, Altringer und Colloredo sich nicht in der Versammlung befanden. Nur der einzige Piccolomini war zugegen; berichtete aber dem Kaiser

aufs genaueſte was vorging. Um nun ihrer Treue, oder im Weigerungsfall ihrer Perſonen ſich zu verſichern, lud er jene drei Befehlshaber ebenfalls nach Pilſen ein. Aber Altringer entſchuldigte ſich durch Krankheit und kam nicht weiter als bis Frauenberg; wo er bei ſeinem Freunde Maradas auf der Feſtung blieb. Gallas, der ſich früher mit Piccolomini einverſtanden hatte, ließ ſich von dem Herzog ſelbſt zu ihm nach Frauenberg ſenden, und als beide zu lange ausblieben, erſuchte Wallenſtein in unbegreiflicher Blindheit auch Piccolomini, ſich zu ihnen zu begeben, und beide in die Verſammlung nach Pilſen zu bringen.

Unterdeſſen veränderte er in Öſterreich und Schleſien eilig alle Commandanten, deren Treue und Ergebenheit gegen den Kaiſer ihm verdächtig waren. Da nun von vielen Orten gleichlautende Nachrichten einliefen, und dieſe Veränderung der Commandanten dem Kaiſer keinen Zweifel mehr übrig ließ, daß die Sicherheit ſeiner Perſon und ſeines Hauſes in augenſcheinlicher Gefahr ſchwebe, gab er einigen vorzüglichen Generalen geheime Befehle, Wallenſtein und ſeine vertrauteſten Anhänger Illo und Terzky in Verhaft zu nehmen, um ſie verhören zu laſſen; und, wäre dies nicht möglich, ſich ihrer ſonſt auf eine Weiſe lebendig oder todt zu verſichern. Zugleich ſandte er dem General, Grafen Gallas, (24. Jän. 1634) ein offenes Patent zu, wodurch allen Officieren und Befehlshabern Wallenſteins Abſetzung mit dem Beifatze kund gegeben wurde, bis zur Ankunft des Kö-

befehliget habe. — Leslie erſchrack über dieſe Mittheilungen, und war kaum zu Eger angekommen, als er dem daſelbſt commandirenden Oberſten Buttler und dem Oberſtlieutenant Gordon Alles berichtete, und mit ihnen zu Rathe ging, was in dieſer Sache zu thun ſei. — Ihr erſter Gedanke war, den Herzog gefangen zu nehmen, und den Vorgang alsbald nach Wien zu berichten.

Gegen Mitternacht kam ein Kurier von Prag, unter deſſen Briefen Wallenſtein auch ein Exemplar des kaiſerlichen, gegen ihn erlaſſenen Patentes erhielt. Alsbald berief er den Major Leslie und entdeckte ihm, es erübrige nun kein anderes Mittel mehr, und die höchſte Noth erfordere, die Sachſen in Böhmen einrücken zu laſſen; dem Pfalzgrafen von Birkenfeld Eger und Elnbogen einzuräumen, Cronach und Forchheim durch Illo zu beſetzen, und der Feſtung Pleſſenburg zum Rückzug ſich zu verſichern. Aus Schleſien habe er von Schafgotſch Nachricht, daß er mit 6000 Mann zu ſeinem Dienſte ſich bereit halte, Linz einnehmen, und den Grafen Colloredo in ſeine Hände bekommen werde. — Kurz hierauf langte auch ein Kurier von dem Herzog von Lauenburg an, worin dieſer berichtete, der Herzog Bernard habe in Alles gewilligt; nur müſſe er wegen Vereinigung der Truppen ſich ſelbſt mit Wallenſtein ſich beſprechen. Auch dieß vertraute Leslie in aller Eile dem Feſtungscommendanten und dem Oberſtlieutenant Gordon.

Nun war keine Zeit mehr zu verlieren; und ſo

wehe es ihnen that, glaubten sie dennoch ihren ersten Plan abändern, und Wallenstein mit seinen Vertrautesten aus dem Wege räumen zu müssen. Schauderhaft fiel es ihnen zwar, einen Mann kaltblütig zu ermorden, der ihr Wohlthäter war; dessen Winken sie bis nun in tiefster Unterthänigkeit gehorcht hatten, und der bei allen seinen Fehlern ungemein viele Geistesgröße besaß; doch das Interesse des Kaisers, der Eid der Treue, die höchste Gefahr, die mit jedem Augenblicke dringender ward, und die ungeheure Verantwortlichkeit nöthigten sie unabänderlich zu diesem Entschlusse. Allos Aufsehen zu vermeiden, lud Gordon Wallensteins Freunde: Illo, Terzky, Wilhelm Kinsky, seinen alten Freund und Liebling, und den Rittmeister Neumann auf die Festung zum Abendessen. Alle kamen, (25. Febr. 1634) setzten sich zur Tafel und waren lustig und guter Dinge. Als sie nun beim Dessert die Gesundheit der neuen Alliirten des Herzogs ausgebracht, und Neumann den ruchlosen Wunsch dabei geäußert hatte, sich bald in dem Blute des Hauses Österreich zu baden, trat auf ein Zeichen Leslie's der Major Geroldini und sechs Buttler'sche Dragoner mit dem Ausruf: Vivat Ferdinandus! ein, durchbohrten Kinsky und Terzky sogleich, stießen Illo nach tapferstem Widerstand mit vielen Wunden nieder, und streckten den frechen Neumann, der in ein Gewölbe sich flüchtete, und um sein Leben flehte, ebenfalls todt zur Erde nieder.

Hierauf gingen Buttler, Gordon und Leslie

noch einmaligen Rathe; und da die Gefahr mit jeder Stunde zunahm, und man es nicht wagen durfte, durch längeren Zögerung das Kaiserhaus und die Monarchie preiszugeben, ward sein Tod unwiderruflich beschlossen. Seni hatte so eben seinen Herrn gewarnt und ihm gesagt, die Stunde der Gefahr sei noch nicht vorüber. Der Herzog jedoch behauptete, sein Vorgefühl übertäubend, ernst und fest: »Sie ist es; aber das lese ich in den Sternen, sprach er, daß du selbst mit Nächstem in den Kerker wandern wirst!« Was freilich auch hernach geschah; und zwar ward er nicht früher daraus entlassen, bis er den Soldaten die 1000 Kronen herausgab, die sein Herr ihm noch am Vorabend seines Todes zum Geschenke gegeben hatte.

Kaum hatten die drei besagten Officiere ihren Rath geschlossen, als Buttler und der Rittmeister Deveroux mit zahlreicher Mannschaft in die Stadt eilten, alle Zugänge zu Wallensteins Schlosse zu besetzen. Deveroux, mit einer Picke bewaffnet, und sechs Hellebardiere hinter sich, stürzten sogleich nach den Zimmern des Herzogs, stießen auf der Treppe einen Pagen, im Vorzimmer einen Kammerdiener nieder, welche Lärm machen wollten, sprengten dann die Thür des Schlafzimmers auf, wo der Herzog, wahrscheinlich durch das Getöse einiger Schüsse, die gefallen waren, und das Geschrei der Frauen aufgeschreckt, in bloßem Hemde beim Fenster stand. »Bist du der Schelm, schreit Deveroux ihn wüthend an; der das kaiserliche Volk zum Feinde überführen,

und Ihrer Majestät selbst die Krone vom Haupte reißen will? Dafür mußt du nun sterben!« — Wallenstein würdigte ihn keiner Antwort. Noch wartete Deveroux einige Augenblicke ab und rief dann abermal: »Du mußt sterben!« Wallenstein bewegte blos die Lippen und breitete dann die Arme aus, den tödlichen Stoß der Hellebarde in der Brust zu empfangen. Also endigte das Leben dieses welthistorischen Mannes am 25. Februar 1634, als er eben im 51. Lebensjahre war.

Das Gerücht von seinem Tode erregte große Theilnahme bei Freunden und Feinden; der Kaiser selbst war innig davon bewegt und ließ 3000 Messen für die Ruhe seiner Seele lesen. Auch erschienen vielerlei Schriften, theils ihn zu beschuldigen, theils ihn zu vertheidigen, so wie nicht minder viele Epitaphien, sowohl in deutscher als in lateinischer und italienischer Sprache *).

Buttler und Gordon berichteten sogleich den ganzen Vorgang der Sache und die Gründe, warum sie also hätten handeln müssen, an alle Commandan-

*) Eines der gelungensten, das Khevenhüller uns aufbewahrte, ist folgendes:

Nobilis Miles, Dux, Imperator Caesari similis,
Hic jacet Albertus Friedlandiae Dux, victor victus, desertor desertus.
Dum Sceptrum quaerit, Feretrum invenit, dum vincere,
Non semper audaces fortuna juvat.

ten der Umgegenden; und ermahnten sie, sorgfältig auf ihrer Hut zu seyn, um nicht etwa, nach den Anschlägen überfallen zu werden, die Wallenstein noch kurz zuvor mit dem Feinde getroffen hatte. Wirklich waren bereits, wie wir schon zuvor gesehen, wohl berechnete Anstalten gemacht worden, die Armee zum Feinde hinüber zu führen, und den Kaiser zu verrathen. Unter verschiedenen andern Beweisen hierüber trägt Khevenhiller folgenden vor:

»Während des Verlaufs dieser Dinge war Herzog Franz Albrecht von Sachsenlauenburg auf der Zurückreise von Regensburg, und hatte durch Einen von Adel, Namens Gebhard Molka zu Illo nach Eger geschickt, ihn des Weimar'schen Succurses versichert, und ihn auch vertröstet, daß dieses Volk bereits im Anmarsch sei. Da er aber verlangte, man sollte ihm einen Trompeter nach Priemt entgegen schicken, sandten ihm denselben Buttler und Gordon in Wallensteins Namen, und ermahnten ihn, bald nach Eger zu kommen; sandten ihm aber auch einen Rittmeister, Namens Moser mit seinen Pferden entgegen, ihn einzuholen. Als nun dieser nach Türschenreut gekommen, erfuhr er dorten, es seien bereits Quartiermeister da gewesen, und es würden am folgenden Tage einige feindliche Regimenter eintreffen. Nachdem er einige Zeit lang in dortiger Gegend gehalten hatte, sah er von weitem eine Partei und setzte auf dieselbe zu; unter derselben aber war der Herzog Franz Albrecht selbst, der sich dann auch alsbald zu erkennen gab, und dem Rittmeister zusprach,

daß er ein Freund sei. Da nun Moser sich zu schwach befand, ihn anzuhalten, und von allen Orten her stärkere Truppen von dem Feinde besorglich erwarten mußte, befahl er seinen Reitern, die Waffen einzuziehen. Der Herzog befragte ihn: »Wer ihn mit diesem Trupp commandirt?« Ferner: »ob der Friedländer schon mit Illo und Terzky zu Eger angekommen? wie viele Regimenter sie bei sich hätten?« Und da Moser nun antwortete, Terzky habe ihn commandirt; Friedland aber sei mit acht Regimentern angekommen, welchen noch vier andere nachfolgen sollten, vernahm er dies mit Freuden und sprach ferner: »Nun wäre Alles gut; der von Friedland werde zweifelsohne mit Landsberg, Frankfurt an der Oder, Großglogau, Troppau und Pilsen sich wohl assecurirt und versichert haben. Nun werden sie sich mit einander conjungiren; da allbereit 6000 Pferde vom Herzog Bernard von Weimar, und 4000 von Churſachsen im Anzug seien, welche alle pariren werden, wohin der von Friedland sie commandiren werde. Damit wollten sie dem Kaiser und seinen Pfaffenknechten, dem Gallas und Piccolomini schon begegnen.«

»Während des Fortreitens erzählte er noch ferner was für ansehnliche Kriegespräparationen von den Franzosen und andern Orten wider den Kaiser gemacht worden, und was für ansehnliches Volk aus den Niederlanden im Anzug sei. Nun hätten sie auch die Reichsstädte in ihren Händen, und werde man

in Erachtung aller Umstände, mit den Kaiserlichen gar bald zurecht kommen.«

»Als sie nun solcher Weise bis nach Waldsachsen fortritten, ersah der Rittmeister einen bequemen Augenblick, wo er des Herzogs mächtig werden und seiner sich versichern konnte. Da winkte er seinen Reitern, setzte ihm die Pistole auf die Brust, und fragte ihn, ob er sich wolle im Guten gefangen geben; da er sich nun zur Genüge als ein Feind Ihrer Majestät erklärt habe. — Der Fürst ermahnte ihn, inne zu halten, da er ein solches Benehmen weder bei seinem Obersten noch bei dem von Friedland werde verantworten können. — Da er aber hierauf vernahm, Friedland, Illo, Terzky, und Neumann seien bereits zu Eger niedergemacht worden, erschrak er heftig über diese Relation; bat um Quartier; bemühte sich auch diesen Officier auf seine Seite zu bringen oder sich loszuwinden; und verhieß ihm bei seiner fürstlichen Ehre nicht nur auf der Stelle ein Lösegeld von 10,000 Dukaten, sondern auch ein Gut in Churſachsen, und überdies ihn bei der Armee trefflich zu avanciren. Als aber dies Alles nichts verfing, ergab er sich endlich; worauf der Rittmeister, trotz seines Bittens, ihn zu Gallas selbst zu bringen, ihn nach Eger abführte.« — So weit Khevenhiller. Überhaupt zeigten sich noch viele andere Folgen dieser Verschwörung; wie die Eroberung Landshuts, der Sieg der Sachsen bei Leipzig, die Wiedereinnahme Frankfurts an der Oder und anderer Orte.

Nun mußte in Eile ein neuer Generalissimus

für die kaiserlich-liguistische Armee ernannt werden; und der Kaiser erwählte dazu seinen ältesten Prinzen Ferdinand, König von Ungarn und Böhmen. Seine Wahl hätte nicht glücklicher seyn können; denn der junge König war mit trefflichen Eigenschaften begabt, und berechtigte zu großen Hoffnungen; die er auch nicht lange unbefriedigt ließ. In allen Erbländern wurden nun sogleich frische Truppen geworben, die Armee zu ergänzen; und diese Werbung ward mit so großem Eifer betrieben, daß der König kurz hierauf bei einer Musterung zu Pilsen 40,000 Mann wohlbewaffnetes Volk zählte. Überdies fand er auch eine treffliche Artillerie vor. Wohlgemuthet brach er hierauf nach der Oberpfalz auf, mit Altringer sich zu vereinigen, die Schweden zu vertreiben, und Regensburg ungesäumt und mit ganzer Macht anzugreifen; was auch die Schweden trotz aller ihrer Bemühungen nicht verhindern konnten. Die Belagerten wehrten sich mit ausgezeichneter Tapferkeit, schlugen sieben Stürme ab, thaten 465 Ausfälle und verloren dabei über 8000 Mann. Sechs ganze Wochen mußte der König die Stadt belagern, und über 2000 Granaten und Feuerkugeln hinein werfen; und dennoch hätte sie noch längern Widerstand gethan, wenn ihnen das Pulver nicht zu Ende gegangen wäre. Endlich nahmen sie dennoch die sehr ehrenvolle Capitulation an, die der König ihnen machte, und zogen (am 16. Juli 1634) mit allen kriegerischen Ehren aus. Der junge König begab sich auf eine Ebene, die Schweden ausziehen zu sehen. Die

Generale ſtiegen vom Pferde ab; Ferdinand reichte jedem die Hand, und gab ihrer Tapferkeit das verdiente Lob. Unter ihnen befand ſich auch der alte Graf Mathias Thurn; dieſer aber machte dem König nur eine Reverenz, ohne vom Pferde abzuſteigen. Hierüber befragt, antwortete er, weil er ein Vaſall und Emigrant ſei, und wider die kaiſerliche Majeſtät diene, würde der König ihm nicht gleich den Andern die Hand geboten, ſondern ihn ſicherlich vor Allen beſchämt haben; er aber habe dieſem Schimpf und Hohn ſich nicht ausſetzen wollen.

Während König Ferdinand noch vor Regensburg lag, ſandte er den General Altringer nach Landshut, das der Herzog Bernard von Weimar belagerte, um denſelben wo möglich, ſo lange hinzuhalten, bis Regensburg erobert ſei. Aber der Herzog nahm die Stadt mit Sturm und wüthete ſchrecklich gegen die Einwohner. Altringer ſelbſt verlor bei dieſer Gelegenheit das Leben; ein Verluſt, der dem Kaiſer und dem König ſehr ſchmerzlich fiel. Um eben dieſe Zeit vertrieben, in Folge der Verabredung mit Wallenſtein, die Sachſen unter Arnheim die Kaiſerlichen aus der Lauſitz, und ſchlugen ſie, nachdem ſie in Schleſien eingefallen, bei Liegnitz mit großem Verluſt aus dem Felde; eroberten Breßlau und Großglogau, drangen abermal in Böhmen ein, und rückten ſogar vor Prag. König Ferdinand, deſſen Abſicht es war, den Schweden ein Haupttreffen zu liefern, hielt es für Zeitverluſt, ſelbſt nach Böhmen zu ziehen, und beſchränkte ſich darauf, eini-

ge geübte Regimenter dahin zu senden; er selbst eilte nach Nördlingen, und nahm noch unter Weges, nach einer kurzen Belagerung und gewaltigen Beschießung, die von den Schweden besetzte Stadt Donauwerth; wodurch die ganze Donau frei ward. Die Schweden, die keineswegs gesonnen waren, die Reichsstadt Nördlingen gleich Regensburg sich hinwegnehmen zu lassen, versammelten daselbst ihr ganzes Heer. Gustav Horn und Bernard von Weimar näherten sich mit ihren Truppen der Stadt, verstärkten die Besatzung und zogen sich dann nach Bopfingen zurück, woselbst sie noch die Ankunft des Rheingrafen Otto Ludwig und des Feldmarschalls Cratz erwarteten.

Indessen rückte der spanische Cardinal-Infant mit einem Armeecorps von 10,000 Mann Kerntruppen aus Italien heran, die er nach den Niederlanden abführte, und vereinigte sich bei Nördlingen mit dem König. Es waren dies eben jene Truppen, welchen Wallenstein noch 6000 Pferde hätte entgegen senden sollen; bei welcher Gelegenheit seine Verschwörung ausbrach, als deren Opfer er zuletzt selbst blutete. Im Kriegsrathe zeigte der Cardinal-Infant große strategische Kenntnisse, und trug nicht wenig zur guten Anordnung der Feldschlacht bei. Die Schweden selbst waren nicht einig unter sich; und Feldmarschall Horn, der vor der Gefahr warnte, die überlegene Macht der Kaiserlichen anzugreifen und durch ein einziges Treffen Alles auf das Spiel zu setzen, ward von dem feurigen Bernard von

Weimar überſtimmt, der, ſobald General Cratz mit ſeinem Armeecorps erſchienen war, alſogleich mit der Armee aufbrach, den Kampf zu beginnen. Aber ihre Regimenter verwirrten ſich im Fortrücken durch Mißverſtand und durch die Schwierigkeit der Wege, während die Kaiſerlichen die Höhen nach einander beſetzten, ſich verſchanzten und den Schweden die vortheilhafteſte Stellung abgewannen.

Bei Anbruch des Tages (am 6. Sept. 1634) begann das mörderiſche Treffen. Die Schweden boten alle ihre Kräfte, Horn und Bernard ihr ganzes Feldherrentalent auf, die Anhöhen zu gewinnen, von welchen man das öſterreichiſche Lager beſtreichen konnte; auch thaten die ſchwediſchen Soldaten Wunder der Tapferkeit; erſtiegen ſogar wirklich die Anhöhen, von welchen das Schickſal des Tages und der Zukunft abhing; geriethen aber wider einander ſelbſt in Unordnung; und ein ähnlicher Zufall, der bei Lützen die Kaiſerlichen zum Weichen gebracht hatte, vergalt ihnen hier mit gleicher Münze; einige kaiſerliche Pulvertonnen entzündeten ſich, und richteten die gräulichſte Verwirrung unter den Schweden an. Acht Stunden dauerte der fürchterliche Kampf. Der junge König ſelbſt wagte ſich ſo tief in das Schlachtgewühl, daß dicht an ſeiner Seite der junge Piccolomini, der Herzog Aldobrandino und der Oberſt Achatz durch Musketenkugeln fielen. Er ſelbſt befehligte das Haupttreffen; Graf Gallas das Fußvolk, der Herzog von Lothringen die Reiterei. Siebenzehn Mal ſtürmte das, durch ſeine Tapferkeit berühmte

gelbe Regiment, und jedes Mal vergeblich. Die trefflich aufgestellte kaiserliche Artillerie und die furchtbaren Angriffe der kaiserlichen Dragoner gerade in dem Augenblick der Explosion richteten Tod und Verwirrung unter dem Feinde an und förderten diesen glänzendsten Sieg des ganzen dreißigjährigen Krieges. Zwölftausend Feinde lagen todt auf der Wahlstatt, 4000 wurden von dem Herzog von Lothringen und dem vortrefflichen Parteigänger Johann von Werth gefangen genommen, unter welchen Feldmarschall Horn selbst mit drei andern Generalen. Unter den Todten befanden sich der Markgraf Friedrich von Anspach, ein Landgraf von Darmstadt und viele Obersten und andere Officiere. Das ganze, aus 80 Kanonen bestehende grobe Geschütz, gegen 4000 Wagen, und 300 Fahnen und Standarten fielen in die Hände der Sieger. Nur ein Zufall rettete den tapfern Bernard von Weimar selbst von der Gefangenschaft, dem es in der Gegend von Frankfurt gelang, die traurigen Trümmer seines Heeres wieder zu sammeln.

Die Nachricht von der Niederlage der Schweden, und der glorreiche Sieg des kaiserlichen Heeres verbreitete Furcht und Schrecken durch das ganze protestantische Deutschland, aber großen Jubel unter allen katholischen Ständen; die seit so langer Zeit unter dem Druck dieser Nordländer geseufzt hatten. Auch säumte der junge König nicht, seinen Sieg schnell zu benützen, die verlorenen Plätze zurück zu gewinnen, und den Feinden mächtigen Abbruch zu thun, um

einen wohlthätigen und ständigen Frieden herbei zu führen. Die Bayern zogen alsbald nach Augsburg, das den Schweden den Eid der Treue geschworen und als eine unterthänige Stadt gehuldigt hatte, und eroberten dasselbe nach einem hartnäckigen Widerstande. Auch Heilbronn hatte geschworen, bis auf den letzten Mann sich zu wehren; ward aber noch früher zur Übergabe gezwungen, nachdem daselbst eine große Menge Häuser im Rauch aufgegangen waren. Piccolomini ward mit einer Abtheilung des Heeres nach Franken gesandt, wo er nach einander der Städte Mergentheim, Rotenburg, Kitzingen, Ochsenfurt, Schweinfurt, Würzburg, Windesheim und Weissenburg sich bemächtigte; der Herzog von Lothringen aber wandte sich über den Schwarzwald nach dem Breisgau und Elsaß. Endlich fiel der König selbst mit kaiserlichen und liguistischen Truppen in Würtemberg ein, dessen geächteter Herzog mehr als jeder andere Reichsfürst an dem Kaiser sich versündiget hatte, und der bei Ferdinands Annäherung alsbald mit Hinterlassung aller seiner Schätze nach Straßburg entfloh. Hart ward dies, dem Kaiser so äußerst abholde Herzogthum durch den zügellosen Grimm des Kriegsvolkes gestraft.

Der Heilbronner Bund, der ohnehin zu keinem ernstlichen und festen Schlusse gekommen war, schien unter diesen Umständen seiner Auflösung gänzlich nahe; mehrere Stände trennten sich sogar gänzlich von demselben. Indessen sammelten sich dennoch die zerstreuten schwedischen Truppen allmälig wieder bei

Heilbronn; und zu ihnen stieß auch der Rheingraf Otto Ludwig mit einem Corps von 5000 Mann. Aber diese, durch längeres Glück verwöhnten und undisciplinirten Truppen waren im höchsten Grade mißvergnügt, und weigerten sich standhaft, zu fechten, bis nicht ihr rückständiger Sold ausbezahlt wäre. Nun begann guter Rath theuer zu werden. Oxenstierna forderte von den Kreisständen Geld; diese aber, theils erschöpft, theils seiner beständigen Forderungen und seines Despotismus müde und überdrüssig, drangen vielmehr in ihn, den Bedrängnissen des Krieges ein Ende zu machen, und die Dinge zu einem vortheilhaften Frieden zu leiten. Doch dies war keineswegs Oxenstierna's Absicht; er wollte Deutschland nicht umsonst verheert haben, sondern forderte dafür ein Stück von Deutschland zur Belohnung; das Niemand gesonnen war, ihm zu geben *).

*) Grell und herb, aber wahr schrieb, wiewohl erst nach des Kaisers Tode, der dänische Hof, der an der Vermittlung des Friedens gearbeitet hatte, diesem Minister zu, „die dänische Friedensvermittlung habe sich den Haß der Schweden deßwegen zugezogen, weil sie (die Schweden) nicht die geringste Neigung zum Frieden hätten; als welcher sie nöthigen würde, so schöne Länder in Deutschland, darin sie bisher wie die Ochsen gemästet worden, wieder zu verlassen und sich in ihre alten Steinklippen und Wildnisse zurück zu ziehen; wohin die überschwenglichen Contributionen und Subsidiengelder, und noch weniger die prächtige Aufwar-

Es wendete sich also Oxenstierna an den Churfürsten von Sachsen. Aber Johann Georg wies ihn mit guter Art ab und verdoppelte seine Bemühungen, unter guten Bedingnissen mit dem Kaiser einen Frieden zu schließen, den er sehnlichst wünschte. Eben so vergeblich wendete er sich an den Herzog von Lüneburg, ihm einige Truppen zu senden. Der Herzog antwortete ihm, er könne die niedersächsischen Lande nicht entblößen, da der Feind in Westphalen täglich sich verstärke. Da er nun sah, daß er sich vergeblich bemühe, fernerhin Contributionen in Deutschland zu erpressen, wendete er sich an den König von England, und machte ihm dringende Vorstellungen, seiner Schwesterkinder sich anzunehmen; schickte auch einen Gesandten nach Venedig, der Republik die Gefahr vorzustellen, die nach Unterdrückung der deutschen Verfassung und Freiheit ihr selbst bevorstehe; und ersuchte endlich auch die Holländer, eine bedeutende Summe Geldes zum Kriege herzuschießen.

Als aber alle diese Bemühungen wenig fruchten wollten, suchte er endlich Frankreich zu einem kräftigen Beistand und zu einer förmlichen Kriegserklä-

---

tung, so bei ihnen in Deutschland geschehen, ihnen nicht folgen würden; daher kein Wunder, daß sie sich gleichsam mit Händen und Füßen gegen den Frieden wehren, und ehe das Aeußerste versuchen würden als denselben durch Abtretung der innehabenden Länder einzugehen."

rung gegen den Kaiſer zu bewegen. Der Preis dafür war das Elſaß, deſſen Schlüſſel er dem Cardinal Richelieu bereits mit Philippsburg übergeben hatte. Auch ſtellten ſelbſt die Oberdeutſchen Fürſten und Stände alle feſten Städte, ſogar die ſie nicht inne hatten, unter franzöſiſchen Schutz, das heißt in ſeinen Beſitz; wie denn der großmüthig beſchützende König Ludwig die deutſchen Bisthümer Metz, Tull, Verdün und auch die Trieriſchen Lande, deſſen Churfürſt ſich in franzöſiſchen Schutz begeben hatte, fortwährend gegen ihre rechtmäßigen Herren beſchützte; denn deutlich hatte Richelieu ſich ausgeſprochen, es könne dieſem Churfürſten gleich gelten, ob er ſeine Meſſe auf deutſchem oder auf franzöſiſchem Boden leſe.

Nach langen Verhandlungen endlich ließ Frankreich ſich herbei, im Fall es mit Oeſterreich zum Bruche käme, 12000 Mann Fußvolkes in Deutſchland zu unterhalten, die ſowohl dem König als den Verbündeten ſchwören und nach dem Rathe des Directoriums gebraucht werden ſollten; ſo wie auch der Bundesarmee eine halbe Million Livres zu bezahlen. Über die Verſtärkung und fernere Unterhaltung der Armee und über die Unterhandlungen mit Frankreich eröffnete Oxenſtierna einen neuen Convent zu Worms, der aber, ohne etwas Sonderliches zu beſchließen, wieder aus einander ging, und erſt im folgenden Jahre (1635) wieder reaſſummirt wurde, wo Herzog Bernard von Weimar abermal das Obercommando über die Armee erhielt.

Alle dieſe Vorkehrungen und aller verheißene

Es wendete sich also Oxenstierna an den Churfürsten von Sachsen. Aber Johann Georg wies ihn mit guter Art ab und verdoppelte seine Bemühungen, unter guten Bedingnissen mit dem Kaiser einen Frieden zu schließen, den er sehnlichst wünschte. Eben so vergeblich wendete er sich an den Herzog von Lüneburg, ihm einige Truppen zu senden. Der Herzog antwortete ihm, er könne die niedersächsischen Lande nicht entblößen, da der Feind in Westphalen täglich sich verstärke. Da er nun sah, daß er sich vergeblich bemühe, fernerhin Contributionen in Deutschland zu erpressen, wendete er sich an den König von England, und machte ihm dringende Vorstellungen, seiner Schwesterkinder sich anzunehmen; schickte auch einen Gesandten nach Venedig, der Republik die Gefahr vorzustellen, die nach Unterdrückung der deutschen Verfassung und Freiheit ihr selbst bevorstehe; und ersuchte endlich auch die Holländer, eine bedeutende Summe Geldes zum Kriege herzuschießen.

Als aber alle diese Bemühungen wenig fruchten wollten, suchte er endlich Frankreich zu einem kräftigen Beistand und zu einer förmlichen Kriegserklä-

---

tung, so bei ihnen in Deutschland geschehen, ihnen nicht folgen würden; daher kein Wunder, daß sie sich gleichsam mit Händen und Füßen gegen den Frieden wehren, und ehe das Aeußerste versuchen würden als denselben durch Abtretung der innehabenden Länder einzugehen."

rung gegen den Kaiſer zu bewegen. Der Preis dafür war das Elſaß, deſſen Schlüſſel er dem Cardinal Richelieu bereits mit Philippsburg übergeben hatte. Auch ſtellten ſelbſt die Oberdeutſchen Fürſten und Stände alle feſten Städte, ſogar die ſie nicht inne hatten, unter franzöſiſchen Schutz, das heißt in ſeinen Beſitz; wie denn der großmüthig beſchützende König Ludwig die deutſchen Bisthümer Metz, Tull, Verdün und auch die Trieriſchen Lande, deſſen Churfürſt ſich in franzöſiſchen Schutz begeben hatte, fortwährend gegen ihre rechtmäßigen Herren beſchützte; denn deutlich hatte Richelieu ſich ausgeſprochen, es könne dieſem Churfürſten gleich gelten, ob er ſeine Meſſe auf deutſchem oder auf franzöſiſchem Boden leſe.

Nach langen Verhandlungen endlich ließ Frankreich ſich herbei, im Fall es mit Oeſterreich zum Bruche käme, 12000 Mann Fußvolkes in Deutſchland zu unterhalten, die ſowohl dem König als den Verbündeten ſchwören und nach dem Rathe des Directoriums gebraucht werden ſollten; ſo wie auch der Bundesarmee eine halbe Million Livres zu bezahlen. Über die Verſtärkung und fernere Unterhaltung der Armee und über die Unterhandlungen mit Frankreich eröffnete Oxenſtierna einen neuen Convent zu Worms, der aber, ohne etwas Sonderliches zu beſchließen, wieder aus einander ging, und erſt im folgenden Jahre (1635) wieder reaſſummirt wurde, wo Herzog Bernard von Weimar abermal das Obercommando über die Armee erhielt.

Alle dieſe Vorkehrungen und aller verheißene

welche den Katholiſchen in Form Rechtens, — auf beider Theile erfolgte Submiſſion — durch den Reichshofrath oder das Kammergericht noch vor oder nach dem 12. Nov. 1627 zuerkannt, und um dieſe Zeit noch nicht zur Vollziehung wären gebracht worden; in welchen Fällen ſie dem Stande Rechtens noch ſollten unterworfen bleiben.«

»Damit aber nach Ablauf der 40 Jahre nicht neue Unruhen und Weiterungen entſtänden, ſollte unterdeſſen innerhalb der nächſten 10 Jahre durch Zuſammenſetzung friedliebender Stände beider Religionen in gleicher Anzahl oder ihrer bevollmächtigten Räthe, eine Vergleichung vorgenommen, und ſo viel möglich zu Ende gebracht werden. — Würde aber ſolches nicht erfolgen, ſo ſollte nach Ablauf der 40 Jahre jeder Theil in demjenigen Rechte ſtehen, das er am 12. Nov. 1627 gehabt hätte, desſelben ſich, — ſo gut oder ſchwach es damals geweſen, — gütlich oder rechtlich zu gebrauchen. Auch ſollte deßwegen kein Theil wider den andern, — unerkannten ordentlichen Rechtens — zu den Waffen greifen; der Kaiſer auch ſolches nicht geſtatten, noch weniger für ſich die Stände damit beſchweren. Doch wolle der Kaiſer auf den Fall der Nichtvergleichung oder weiterer Streitigkeiten, die gebührende Jurisdiction und Erörterung der ſtreitigen Fälle zwiſchen den Parteien, ſowohl am kaiſerlichen Hofe als am Kammergericht, ſo wie auch die Handhabung des Religions- und Profanfriedens ſich vorbehalten haben.«

»Das Erzſtift Magdeburg ſollte der Sohn des Churfürſten von Sachſen, der Prinz Auguſt, auf

Lebenszeit ruhig und ungehindert besitzen; der Churfürst selbst aber die vier Herrschaften und Ämter Querfurt, Jüterbock, Dame und Burk, als Magdeburgische Mannslehen, so lange behalten und nutzen, bis sie mit seinem Willen durch ein Äquivalent wieder ausgewechselt würden. Dem Markgrafen Christian Wilhelm von Brandenburg sollte aus dem Erzstift Magdeburg, ein Jahrgeld von 13000 Thalern gereicht werden. Das Bisthum Halberstadt sollte dem Erzherzog Leopold Wilhelm nach Inhalt seiner Postulation und Capitulation verbleiben.«

»Die freie Reichsritterschaft sollte bei der Übung der Augsburgischen Confession, dem Religionsfrieden gemäß, ruhig gelassen werden; und eben so die Reichsstädte, die sich nicht schon besonders mit dem Kaiser verglichen hätten; in den österreichischen Landen aber sollte die freie Religionsübung dem Willen des Landesfürsten überlassen seyn.«

»Was der Kaiser wegen der Pfälzischen Chur und Länder angeordnet hätte, dabei sollte es sein Verbleiben haben; doch sollte der churpfälzischen Witwe ihr Leibgeding gestattet, und ihren Kindern ein fürstlicher Unterhalt ausgesetzt werden. Die Herzoge von Meklenburg wollte der Kaiser, wofern sie diesen Frieden annähmen, und demselben gemäß sich verhalten würden, zu Gnaden wieder aufnehmen und bei Land und Leuten ruhig bleiben lassen.«

»Dem Kaiser und seinem Erzhause, auch allen assistirenden Ständen, Kriegsverwandten und Unterthanen sollte von den augsburgischen confessionsverwandten Ständen Alles unverweigerlich zurücke-

geben werden, was ſie von denſelben Ländern und Gütern ſeit des Königs von Schweden Ankunft auf deutſchem Boden an ſich gezogen hätten; — was aber die Auswärtigen, beſonders Frankreich und Schweden davon beſäßen, zu deſſen Wiedererlangung ſollten Churſachſen und die übrigen augsburgiſchen confeſſionsverwandten Stände, wenn ſie dieſes Friedens wollten theilhaftig werden, dem Kaiſer und den Katholiſchen mit geſammter Hand und Mitwirkung helfen; — und eben ſo ſollten auch der Kaiſer und die katholiſchen Stände den augsburgiſchen Confeſſionsverwandten, in wiefern ſie von der Amneſtie nicht ausgeſchloſſen wären, Alles reſtituiren was ihnen an Land und Leuten ſeit des Königs von Schweden Ankunft entzogen worden.«

»Zwiſchen dem Kaiſer und allen Katholiſchen, und zwiſchen Churſachſen und den, ihm bisher ergebenen augsburgiſchen confeſſionsverwandten Ständen ſollte, wofern ſie zu dieſem Friedensſchluſſe alsbald nach deſſen Publication ſich bequemen würden, eine vollkommne Amneſtie vom Jahre 1630 an feſtgeſetzt ſeyn, jedoch mit Ausſchließung der böhmiſchen und pfälziſchen Händel.« — Ausgeſchloſſen wurden noch von der Amneſtie die rebelliſchen Unterthanen des Kaiſers, ferner Würtemberg und Baden-Durlach und alle, die in dem Rath der obern Kreiſe geſeſſen. Endlich ſollten die ſämmtlichen Kriegsvölker vereint und wider Alle gewendet werden, die dem heilſamen Friedenswerke ſich nicht anſchließen, ſondern widerſetzen wollten. Dieſem Friedensſchluſſe

waren noch drei Nebenreceſſe beigefügt, durch deren einen dem Churfürſten die Ober- und Niederlauſitz als böhmiſches Mannslehen abgetreten wurde.

Sowohl der Kaiſer als der Churfürſt Johann Georg hatten dieſen Separatfrieden in der Abſicht geſchloſſen, denſelben in einen allgemeinen Frieden zu verwandeln. Aber die Proteſtanten erhoben darüber ein entſetzliches Geſchrei; und es erſchienen eine Menge beißender Schriften wider den Churfürſten, die ihn beſchuldigten, er habe die gemeinſame Sache der Proteſtanten und die deutſche Freiheit aus Eigennutz und Eiferſucht ſchändlich verrathen. Alle Widerlegungen dieſer Schriften verfingen nichts; da es nicht an Solchen fehlte, welche die Gemüther aufhetzten. Dennoch legte ſich allmälig der Sturm; Deutſchland erkannte die Wohlthat des Friedens; die Reichsſtädte ſchloſſen demſelben ſich nach einander an, ſo wie auch verſchiedene Fürſten, Grafen und Herren, die zu Straßburg ſich aufhielten, und ſelbſt der Herzog Wilhelm von Sachſen-Weimar, die Herzoge von Lüneburg, die Hanſeeſtädte und andere. Nur Baden-Durlach und der Landgraf von Heſſen-Caſſel meldeten ſich nicht; eben ſo wenig der Herzog Bernard von Weimar, deſſen erträumtes, aus Würzburg und Bamberg beſtehendes Herzogthum ſeit der Nördlinger Schlacht verſchwunden war; dem aber Frankreich ſtatt desſelben das Elſaß verhieß, das es beſchloſſen hatte, durch ihn für ſich zu erobern; was der Herzog auch gar wohl einſah; der aber wegen ſeiner thätigen Theilnahme am Kriege ſich nicht un-

tigeres zu thun fand als das Feuer des Krieges fortwährend zu schüren, erneuerte, — da nun Oxenstierna selbst nach Frankreich sich begab, — das Bündniß mit Schweden wider das Haus Österreich; und dazu fand sich denn außer der Wegnahme Philippsburgs noch eine andere Veranlassung.

Den Kaiser und die Churfürsten hatte das Betragen des Churfürsten von Trier entrüstet, der unter dem Vorwand der Neutralität, sich Frankreich in die Arme geworfen und seine Festungen den französischen Truppen eingeräumt hatte. Sie beschlossen diesem feindseligen Betragen nach Gebühr zu begegnen; der Gouverneur von Luxemburg erhielt den Auftrag, den Churfürsten gefangen zu nehmen. Er rückte daher (26. März 1635) mit einem Corps spanischer Truppen gegen die Stadt Trier, überfiel dieselbe, ließ die französische Besatzung zum Theil niederhauen, und führte den Churfürsten gefangen mit sich nach Brüssel, von wo er nach Gent, und endlich nach Wien abgeführt wurde. Diesem zu Folge ließ Frankreich der Krone Spanien durch einen Herold den Krieg ankündigen und brach förmlich mit dem Kaiser, den es bis dahin nur heimlich und mittelbar bekriegt hatte. Aber das französische, mit dem Prinzen von Oranien vereinigte, 50,000 Mann starke Heer verrichtete eben keine sonderliche Heldenthaten in den spanischen Niederlanden. Nach einer fruchtlosen Bewegung gegen Brüssel, zog dies furchtbare Heer gegen Löwen, wo es ebenfalls wieder abziehen mußte; und aus Mangel an Proviant, für den nicht

gesorgt war, schmolz diese Armee durch Krankheiten bis auf ein kleines Corps zusammen. Dagegen eroberten die Spanier die Schenckenschanze und bahnten sich dadurch den Weg in das Innerste von Holland, das dadurch erschüttert ward.

Eben so wenig richtete der Cardinal Lavaletie und der Herzog Bernard aus, der sich am Rhein mit ihm vereinigte. Zwar eroberten sie im folgenden Feldzuge (1636) Elsaß-Zabern; dafür aber setzte Gallas bei Breisach über den Rhein, drang tief in die Franche-Comté ein, und nöthigte den Prinzen von Condé, die Belagerung von Dole aufzugeben; indeß die Spanier von den Niederlanden aus in die Picardie einfielen, la Chapelle, Catelet und Corbie wegnahmen, und der tapfere General Johann von Werth in die Nähe von Paris streifte und Schrecken durch ganz Frankreich verbreitete.

Während dessen vertrieb auch Sachsen die Schweden aus dem Erzstift Magdeburg, und der schwedische General Banner mußte sich in das Hildesheimische, ins Braunschweigische und endlich sogar bis nach Pommern zurück ziehen. — Um aber den Schweden die Hände frei zu machen, leistete Frankreich ihnen den wichtigen Dienst, durch die geschickten Unterhandlungen des Grafen von Avaux den bisherigen Waffenstillstand zwischen ihnen und Pohlen, der so eben zu Ende ging, zu Stumsdorf in Preußen auf 26 Jahre zu verlängern; wobei Schweden dem polnischen Preußen entsagte, das Gustav Adolph durch so viele Gefahren und Blut erkauft hatte, und das der Kro-

ae Schweden für die Beherrschung des baltischen Meeres so wichtig war; die aber dagegen im Besitze von Liefland verblieb. Auf solche Weise wurde Oxenstierna von der Besorgniß eines neuen Krieges befreit; den er mit dem deutschen Kriege zugleich nicht hätte führen können; und konnte nun die Truppen, die er im polnischen Preußen stehen hatte, nach Deutschland ziehen.

Dies gab dem Kriege plötzlich eine andere Wendung; der sächsische General Baudis wurde (22. Oct. 1635) bei Dömitz an der Elbe geschlagen, als er eben dieser Stadt sich bemächtigen wollte. Mit abwechselndem Glücke schlugen sich nun die Kaiserlich-sächsischen mit dem schwedischen Heere, und beide verheerten auf die grausamste Weise die Länder, welche sie als Sieger eroberten, bis endlich (24. Sept. 1636) Banner, nachdem er den General Wrangel an sich gezogen, die kaiserlich-sächsische Armee unter dem General Grafen von Hatzfeld bei Witstock auf das Haupt schlug; als die Kaiserlichen und Sachsen beinahe schon ganz Niedersachsen erobert hatten, und ernstlich gesonnen waren, die Schweden über die Ostsee heimzujagen.

Dieser glänzende Sieg erhob den Muth der Schweden neuerdings, und der Friede schien entfernter als je; da sie ihre Forderungen so hoch als möglich spannten. Nichts desto weniger arbeiteten der Kaiser, Spanien, Dänemark und selbst der Papst Urban VIII. eifrig an dem Friedenswerke; auch wurden deßfalls Convente zu Lübeck und zu Köln

angeſagt; aber vier Jahre vergingen, ehe die Friedensverhandlungen eigentlich anfingen, und der Friede blieb Ferdinand dem Dritten, und auch ihm erſt nach eilfjährigem, hartnäckigem Kriege vorbehalten.

Während dieſer Vorarbeiten zum Frieden ließ der Kaiſer durch den Churfürſten Anſelm Caſimir von Mainz einen Churfürſtentag nach Regensburg ausſchreiben (7. Juni 1636) auf welchem er in eigener Perſon erſchien, den Churfürſten die ſchwere Gefahr vor Augen ſtellte, in welche das Reich unvermeidlich gerathen würde, wenn es bei der gegenwärtigen Lage der Dinge und den bedenklichen Abſichten und Ränken der auswärtigen Mächte zu einem Interregnum kommen ſollte. Es war nicht ſchwer, ihnen die Nothwendigkeit zu zeigen, noch bei ſeinen Lebzeiten die Wahl eines Nachfolgers im Römiſchen Reiche vorzunehmen; beſonders da man in den Papieren des gefangenen Churfürſten von Trier die Abſichten des franzöſiſchen Hofes auf die deutſche Kaiſerkrone klar entdeckt hatte. Der Kaiſer ſchlug ihnen nun ſeinen erſtgeborenen Sohn Ferdinand, König von Ungarn und Böhmen, zu ſeinem Nachfolger vor, und empfahl ihnen denſelben als einen Prinzen, der nicht nur alle erforderlichen Eigenſchaften dazu beſitze, ſondern auch durch ſeine perſönliche Tapferkeit und Weisheit das Vertrauen der Churfürſten ſelbſt bereits erworben habe. Churſachſen ſetzte einige Bedingniſſe, auf welche im Allgemeinen geantwortet wurde. Was den Churfürſten von Trier betraf, der noch immer ge-

fänglich gehalten wurde, glaubten die Churfürsten ihn von Rechtswegen von dem Wahlconvent auszuschließen, »da er mit seinem Votum, das er bei dieser Wahl ausländischen Potentaten zu geben gesonnen war, zur Unzeit und außerhalb des Churfürstencollegiums sich herausgelassen, folglich gegen Kaiser und Reich so wie gegen die goldene Bulle und den Churverein sich wenigstens in so weit vergangen habe, daß er zu einer ordentlichen Exculpation verpflichtet sei, und den Ausgang des Processes zu erwarten habe, während welches die Wahl nicht könne verschoben werden.«

Nachdem endlich auch Sachsen nachgegeben, schritten die Churfürsten zur Wahl und erklärten (22. Decemb. 1636) den kaiserlichen Prinzen Ferdinand III. König von Ungarn und Böhmen, zum römischen König, welcher dann auch am achten Tage hernach, ebenfalls zu Regensburg feierlich gekrönt wurde.

Nicht lange überlebte der Kaiser diese Erfüllung seines Lieblingswunsches. Schon zu Regensburg verfiel er in so große Schwäche, daß dieser bedenkliche Umstand die neue Königswahl nicht wenig beschleunigte. Krank verließ er Regensburg, übergab die noch unbeendigten Reichsgeschäfte dem neugekrönten Könige und begab sich nach Wien, wo er nach 7 Wochen in 59sten Jahre seines Alters (5. Februar 1637) seinen Geist mit seltener Ergebung und lebendiger Hoffnung und Liebe in die Hände seines Schöpfers übergab.

»Ferdinand, sagt Hormayr, war von ansehnlicher Person, mehr hager als fett; seine Züge spitzig, das Gesicht vielmehr spanisch als deutsch, die Farbe bräunlich, die Augen blau, die Haare blond, die Lippen etwas aufgeworfen. Seine Manieren waren groß und gut, im Umgang herzlich; sein Anstand, wenn er in seiner Herrscherpracht auftreten mußte, wahrhaft kaiserlich.« So viel von seinem Äußern.

Von seinem Innern spricht ein protestantischer Schriftsteller: »Seine Herzensgüte war unverkennbar, seine Gradheit und Aufrichtigkeit liebenswürdig, seine Leutseligkeit natürlich und anziehend, sein Vertrauen auf Gott fest und unerschütterlich in allen Widerwärtigkeiten, seine Sitten und sein Lebenswandel streng und untadelhaft. In Staatssachen besaß er große Einsichten.« Deßgleichen sprechen auch andere protestantische Schriftsteller von ihm; nur können sie ihm seine treue Anhänglichkeit an die Kirche und seinen Eifer für den katholischen Glauben nicht vergeben; die, ihrer Meinung nach, ihn zu den größten Ungerechtigkeiten verleiteten.

Wir fügen diesen Schilderungen nichts bei, weil in dem folgenden Buche von seinen Tugenden, das sein Beichtvater und Freund, P. Lamormaini schrieb, seine reine, fromme Seele, sein edel-großes Herz und wahrhaft kaiserliches Gemüth wie in einem getreuen Spiegel sich selbst schildert. Sahen wir im Verlauf dieser Geschichte ihn nur als Kaiser, und nicht selten in tiefem Hintergrunde, so tritt er selbst uns hier freundlich in seinem Hausornat als ein großer,

höchſt edler Menſch und als ein heiliger Chriſt entgegen, deſſen fürwahr heroiſche Tugenden ſowohl dem höchſten Monarchen als dem letzten ſeiner Unterthanen als eine wunderſame, vollendete Lebensregel zur Nachahmung für alle Zeiten liebreich zuwinken.

Ferdinands II.

christliche und heroische Tugenden.

Walbeck N. 323
4.

würde, den katholischen Glauben durch erlaubte und ehrbare Mittel in Ungarn zu verbreiten, das vor Zeiten als ein so katholisches und so frommes Land unter dem Schutz der allerseligsten Jungfrau so mächtig und so glücklich gewesen war. Auch ermahnte und vermochte er Einen aus seinen vornehmsten Räthen, dessen er sich am meisten zu bedienen pflegte, dahin, daß er sich ebenfalls verlobte, auf derlei Gelegenheiten ein wachsames Auge zu haben, und dem Eifer des Kaisers nach ganzem Vermögen mitzuwirken.

Und diese Gelübde für die Wiederherstellung der katholischen Religion erfüllte er mit nicht geringerem Eifer als er solche abgelegt hatte. Denn erstens reinigte er, wie wir anderswo sahen, Steyermark, Kärnthen und Krain von der fremden Irrlehre. Dann verwies er aus dem Königreich Böhmen, aus Mähren und aus Unter- und Oberösterreich alle protestantischen Prediger, und setzte statt derselben katholische Priester, und zwar zu so großem Gewinn der Seelen ein, daß Viele nicht ohne Grund behaupten, er habe durch seinen Eifer und seine Verwendung Millionen Seelen in den Schooß und in den Schafstall der katholischen Kirche zurückgebracht; so daß man Ferdinand mit Fug und Recht einen Apostel dieser Länder und einen wahrhaft apostolischen Kaiser nennen könne. In Ungarn und Schlesien legte er zur Wiederherstellung des katholischen Glaubens die Grundvesten, auf welche heut zu Tage (1638) Ferdinand III. ein würdiger Nachfolger der väterlichen Frömmigkeit eifrig fortbaut.

Dieſer Eifer, die Religion wiederherzuſtellen, ging bei ihm ſo weit, daß er den Schutz und die Verbreitung des katholiſchen Glaubens, allen übrigen Dingen vorzog. Oft bezeugte er ſowohl ſchriftlich als mündlich, lieber und eher wolle er auf ſeine Königreiche und Länder verzichten, als wiſſentlich eine Gelegenheit verſäumen, den wahren Glauben zu fördern. Ja lieber wolle er ſein Leben nur durch Waſſer und Brot erhalten, — lieber einen Stecken in der Hand, mit Weib und Kindern ins Elend wandern, — lieber ſein Brot vor den Thüren betteln, — lieber in Stücke ſich zerreißen laſſen, als die Beleidigungen länger dulden, die Gott und ſeiner Kirche in ſeinen, ihm anvertrauten Ländern von den Ketzern zugefügt werden.

Nachdem die proteſtantiſchen Prediger aus Steyermark vertrieben waren, unterfing ſich ein Landſchafts-Sekretär, ſei es aus Muthwillen, oder auf die Bitten und Verheißungen der proteſtantiſchen Herren und Landleute, jeden Sonntag im Landhauſe zu Grätz, den Anweſenden eine lutheriſche Predigt vorzuleſen; und auf ſolche Weiſe die Zuhörer, deren Viele aus dem Adel zugegen waren, in dem Irrthum zu beſtätigen. Sobald Ferdinand dies erfuhr, gab er alsbald ſeinen Leibtrabanten Befehl, Wache vor dem Landhauſe zu halten, und Denjenigen, die in dieſer Abſicht dahin kämen, den Eintritt zu verwehren. Denkwürdig auch ſind die Worte, die er dieſem Verbot beifügte; lieber wolle er todt ſeyn, als, nach ſo vielen ernſtlichen Verboten, ſeinen Unterthanen

dieſe öffentliche Übung, wie gering immer dieſelbe ſcheine, vor ſeinen Augen erlauben.

Es wurden einſt in Schleſien mit einigen proteſtantiſchen Fürſten Friedenstractate verhandelt, und es hieß, der Herzog von Friedland, damals kaiſerlicher Feldmarſchall, bemühe ſich eifrig um das Zuſtandekommen derſelben. Ferdinand, dem die Wiederherſtellung des Friedens und der öffentlichen Ruhe ſehr am Herzen lag, förderte dies Geſchäft ſelbſt durch ſeine Geſandten. Indeſſen bemerkten Einige dem Kaiſer, weder meine der Herzog es treu und aufrichtig, noch werde auch dieſer Friede der katholiſchen Religion zum Nutzen gereichen. Kaum hatte der gottesfürchtige und für die Beſchirmung der katholiſchen Religion eifernde Kaiſer dies vernommen, ſo ſank er alsbald auf die Knie und flehte zur allerſeligſten Jungfrau, im Falle dieſer Friede ihr und ihrem göttlichen Sohne mißfiele und für den katholiſchen Glauben nachtheilig wäre, möchte ſie denſelben abwenden und zerſtören, ob auch die Mittel den Krieg fortzuführen, noch ſo ſchwer, und ſolcher auch ſonſt beſchwerlich ſeyn würde.

Nicht leicht iſt die Freude auszuſprechen, die ſein Herz empfand, wenn er erfuhr, daß irgend Einer aus den angeſehenen Herren und Landſtänden der Lehre des Proteſtantismus entſagt hatte und in den Schooß der wahren Kirche zurückgekehrt war. Er war nicht nur ſelbſt befliſſen, die Großen des Reiches zu dem wahren Glauben anzuziehen und ihnen fähige Geiſtliche zum Unterricht zuzuweiſen; ſondern er

rer Anblick fürwahr!) den König auf ſeinem Angeſicht vor einem Cruzifix auf der Erde liegen. Betroffen über dieſen Anblick, heißt er den Pater, dem er denſelben entdeckte oder zeigte, wenige Augenblicke verziehen. Doch nicht lange, und er ward vorgelaſſen, und es redete ihn der König mit folgenden Worten an: »Pater, in den Gefahren, die mich von Außen und von Innen bedrohen, erwog ich die feindlichen Bemühungen in den Vorſtädten und die argliſtigen Ränke der Proteſtanten in der Stadt, die mir genau bekannt ſind. Da ich nun ſah, daß ich in dieſer ſo ſchweren gegenwärtigen Bedrängniß von den Menſchen keine Hilfe zu erwarten habe, nahm ich, wie ich gewöhnlich zu thun pflege, meine Zuflucht zu Gott, warf mich vor dem Kreuze nieder, betete meinen Herrn an und ſprach alſo zu Ihm: Herr, Jeſu Chriſte, Du Erlöſer des menſchlichen Geſchlechtes, der Du die Herzen durchſchaueſt, Du weißt es, daß ich nicht meine, ſondern einzig deine Ehre ſuche! Iſt es Dir jedoch wohlgefällig, durch dieſe ſchwere Angſt und die Beſtrebungen meiner Feinde mich zu erniedrigen, zu Schanden zu machen und der Verachtung der Menſchen mich preiszugeben, ſo weigere ich mich deſſen nicht; es geſchehe dein Wille; ſieh, ich dein unwürdiger Knecht bin zu Allem willig und bereit! Kaum hatte ich dies Gebet vollendet, ſo fühlte ich mich voll guter Hoffnung. Gott hat mir eine wunderbare innerliche Ruhe des Herzens verliehen; und Er wird, wie ich ſicher hoffe, alle Anſtrengungen meiner Feinde vereiteln.«

entfliehen, noch der künftigen zuvor zu kommen, antwortete Ferdinand mit majestätischem Ansehen und zugleich mit heiterer Freude: »Es hat wohl ehemals ähnliche, ja auch noch schwerere Drangsale gegeben; und dennoch wissen wir, daß es Gott nicht an Mitteln gefehlt hat, die bösen Anschläge und Ränke der Menschen zu nichte zu machen; wodurch Er seine Kirche und seine Diener beschützte. Nun aber ward in unsern Tagen weder Gottes Macht vermindert, noch auch sein guter Wille geschwächt. Er sitzt noch heute auf seinem Thron wie ehemals, und ist noch eben so mächtig und eben so gütig. Ich hoffe von Tag zu Tage Besseres.«

Von diesem Gottvertrauen des Kaisers hatten der Adel, das Militär und die Bürgerschaft Eine und dieselbe Meinung: Alle sagten, dasselbe sei tief in Gott und seinen Heiligen gegründet; und Ferdinand vertraue so fest auf Gott, daß er es verdiene, den göttlichen Schutz zu erfahren, so oft er denselben anrufe. Nicht selten, wenn der Kaiser ein besonderes Werk der Andacht öffentlich verrichtet hatte, pflegten Viele zu sagen: heute habe der Kaiser wieder einige Tausende seiner Feinde in die Flucht geschlagen.

3.

Von seiner Liebe zu Gott.

Durch seine beständige Betrachtung der Majestät Gottes und göttlicher Dinge (worüber wir zu

seiner Zeit sprechen werden,) gelangte Ferdinand zur Erkenntniß, daß dies allerhöchste Gut der feurigsten Liebe würdig sei, wie solche einem Seraph, um nicht zu sagen, einem Sterblichen nur immer möglich wäre. Diesem Lichte, in welchem er Gott als den Urquell alles Guten erkannte, war er auch jederzeit beflissen, seine Liebe gleichzubilden; weßhalb er täglich sich selbst auf dem Altar seines Herzens in den Flammen der göttlichen Liebe zu entzünden pflegte, ein annehmliches Brandopfer für Gott zu werden.

Nach der allgemeinen Weise der Liebenden, welche die Ehre und Erhöhung der geliebten Person nach ihrem ganzen Vermögen zu fördern pflegen, strebte auch Ferdinand aus ganzer Kraft, die Verherrlichung, Ehre und den heiligen Namen Gottes auf Erden zu verbreiten. Sehr denkwürdig ist was er deßfalls oft und vielmals sagte; die Ehre Gottes liege ihm dermaßen an, daß er, wenn er erkännte, er könne die Ehre Gottes durch seine eigene Verminderung vermehren, nicht säumen würde, von seinem kaiserlichen Throne herabzusteigen, seine Kronen und Zepter nieder zu legen, ein ärmliches Leben zu führen, ja den Bettelstab zu ergreifen, und sogar den schmählichsten und schmerzlichsten Tod zu erleiden. — Wenn er Andere um ihr Gebet ersuchte verlangte er nicht, wie die menschliche Begierde gewöhnlich pflegt, Dieses oder Jenes von Gott zu erlangen; sondern dies Einzige, daß Jenes geschehen möchte, wodurch Gottes Ehre bei den Menschen befördert würde.

Immer verabscheute er Alles, wodurch er wußte, daß Gott beleidigt werden konnte; zumal aber hütete er sich vor der Sünde, besonders vor der tödlichen Schuld, wie vor dem größten aller Übel. Ja er haßte die Laster, durch welche die göttliche Majestät beleidiget wird, nicht nur an sich selbst, sondern auch an Andern. Noch bestehen viele seiner Verordnungen wider Gotteslästerungen, Meineide, Sacrilegien und Ehebrüche, die nicht sowohl Mandate, als vielmehr Beweise seiner feurigsten Gottesliebe sind. Alle die seinen Wandel mit einiger Aufmerksamkeit ins Auge faßten, haben bemerkt, daß er betrübt und bis ins Innerste ergriffen ward, so oft er hörte, daß der Name Gottes von irgend Jemand unehrerbietig oder zur Schmach genannt wurde. Hierher gehört auch, daß dieser sonst so sanftmüthige Fürst die Laster am schwersten bestrafte, die ins besondere die Ehre Gottes beeinträchtigten.

Wir wollen hier noch den dritten Beweis seiner ausnehmenden Gottesliebe anführen. Nichts gewährte ihm größere Freude als Etwas wodurch seinem Gott gedient, oder Er verehrt wurde. Wenn er sah oder hörte, daß die Kirchen fleißig besucht, die heiligen Sacramente empfangen, die Predigten von einer zahlreichen Menge angehört, besonders aber daß das göttliche Altarssacrament dort verehrt und angebetet wurde, wo früher die Ketzerei dasselbe verachtet hatte, dann frohlockte er und feierte Siegesfeste. Als er im Jahr 1630 und dann abermal im Jahr 1636 nach Regensburg zu dem Reichstag reiſete,

hielt er ſich das erſte Mal zu Steyer und zu Wels, das andere Mal aber zu Ens und zu Linz in Oberöſterreich auf, um den Proceſſionen beiwohnen zu können, in welchen die ganze Frohnleichnams-Octav hindurch der Gottmenſch im hochwürdigſten Altarsſacramente umhergetragen wird. Bei dieſen Proceſſionen fand ſich ein zahlreiches Volk aus ganz Oberöſterreich, und zwar mit großer Andacht ein. Dieſe Volksmenge und ihre Frömmigkeit waren dem Kaiſer eine liebliche Augenweide; und nachdem ſeine Blicke einige Zeit auf derſelben geruht hatten, ſprach er zu einem, ihm nahe ſtehenden vertrauten Prieſter: »Was glaubet ihr, Pater, welche große und herzliche Freude ich empfinde, hier, an dieſem Orte, (es war zu Linz,) wo man vor noch nicht gar langer Zeit, ſo giftig und ſo gottlos von den Kanzeln gegen das hochwürdige und hochheilige Altarsſacrament geſchrien hat, woraus wie aus einem Quell, ein Irrthum nach dem andern, ſo wie auch eine Rebellion nach der andern entſprang, nun vor meinem Tode, ſehe, daß eine ſo große Menge Volkes, der Adel und die Bürgerſchaft dieſen Proceſſionen beiwohnen, und vor meinen Augen Gott im Sacramente die gebührende Ehre geben? Wahrlich, dies iſt mir eine Freude über alle Freuden, und iſt meinem Herzen ſo wonnig, daß ich der Thränen mich nicht erwehren kann.« — Und dies ſprach Kaiſer Ferdinand mit ſo innig zarter Andacht des Herzens, der Augen und des Mundes, daß der Prieſter ſelbſt, mit welchem er ſprach, der Thränen ſich kaum erwehren konnte.

Wiewohl er verlangte, Gott für jede Wohlthat dankbar zu seyn, so war er dennoch ins besondere jedes Jahr an seinem Geburtstage beflissen, dies inbrünstiger zu thun. Mit großer Herzensandacht betete er Ihn an und dankte Ihm, dem Urheber alles Lebens, daß er dieses Jahr hindurch das Leben ihm gefristet habe; und, auch im Werke sich einiger Maßen dankbar zu erzeigen, opferte er denselben Tag während der Messe so viele Thaler als er Lebensjahre zählte. Sehr gnädig und freundlich und mit besonderm Wohlgefallen empfing er an diesem Tage die Ordenspersonen, die in ihrem und ihrer Brüder Namen ihm ein Verzeichniß der Gebete und guten Werke überreichten, durch welche sie Gott dankten, daß er den Kaiser erhalten habe; und um seine fernere Erhaltung Ihn anflehten. »Es ist mir besonders lieb, sprach er, Leute zu haben, die mir Gott danken helfen, dem ich so Vieles schuldig bin, und so wenig leisten kann.«

4.

Von seinem oftmaligen Zutritt zu den heiligen Sacramenten, und seiner besondern Verehrung gegen das hochwürdigste Altarssacrament.

Immer betrachtete Er die Sacramente als übervolle Quellen, aus welchen den Menschen himmlische Güter zufließen; und da er ein überaus großes Verlangen nach der göttlichen Gnade hatte, nahte

er ſich oftmals dieſen heiligen Quellen. Wiewohl es ſeine lobwürdige Gewohnheit war, fünfzig Mal im Jahre zur heiligen Beicht und Communion zu gehen, ſo that er dies dennoch ins beſondere an allen vorzüglichen Feſttagen des Herrn, der allerſeligſten Jungfrau, der Apoſtel und derjenigen Heiligen, die er zu ſeinen Patronen erwählt hatte; ſo wie auch zu beſondern heiligen Zeiten des Jahres, nämlich in der Faſte und im Advent, wo er ſeine Seele durch die Beicht heilte und durch die Communion erquickte.

Zu beiden Sacramenten bereitete er ſich ſorgfältig und ernſtlich; ohne dabei ängſtlich zu ſeyn. Vor der Beicht überdachte er ſeine Sünden in Bitterkeit ſeines Herzens; und niemals trat er zur heiligen Beicht, bevor er nicht, (nach dem Gebrauche frommer Menſchen) ſeine erlauchte Gemahlin, die Kaiſerin Eleonore, wenn ſolche zugegen war, um Verzeihung gebeten, wofern er ſie irgend durch Wort oder That betrübt hatte. Am Vorabend der heiligen Communion pflegte er bei dem Abendeſſen ſtrenge Enthaltſamkeit zu beobachten; wofern es nicht etwa gar ein gebotener Faſttag war. Zur Zeit aber, wo er das göttliche Altarsſacrament empfing, ſah man ihn in ſolcher Andacht, Inbrunſt, Seufzern und Thränen, daß es ſchien, als ob ſeine, in Gottes Liebe entzündete Seele ihren Leib verlaſſen, und ihrem Erlöſer entgegen gehen wollte. Da er im J. 1624 in der heil. Charwoche ſeiner Gewohnheit gemäß ſich vorgenommen hatte, am grünen Donnerstage zu beichten und die heilige Communion öffentlich zu em-

pfangen, und ihm geſagt wurde, ſein Beichtvater wäre abweſend, (was jedoch nur ein falſches Gerücht war,) fürchtete er, an ſeinem frommen Vorhaben verhindert zu werden. Es war aber ſeine Sehnſucht nach der heiligen Communion ſo feurig, daß er darüber anfing am ganzen Leibe in Schweiß auszubrechen. Noch rann der Schweiß, als ſein Beichtvater eintrat, der auf des Kaiſers Geheiß ſeine Hand ergriff, und das Waſſer wahrnahm, das ein Anzeichen des Feuers war, welches Gott in ſeinem andächtigen Herzen entzündet hatte.

Gleichwie er aber dieſe beiden heiligen Sacramente oftmals und mit Andacht empfing, alſo unterließ er auch nicht, ſo viel an ihm lag, dahin zu wirken, daß auch Andere dieſelben empfingen. Gern auch hob er die Kinder aus der Taufe, ſo oft er von den Großen, oder von den Dienern ſeines Hauſes um dieſe Gnade angeſprochen ward. War es ihm wichtiger Staatsgeſchäfte wegen nicht möglich, ſelbſt zu erſcheinen, ſo wählte er einen angeſehenen Herrn, der dies fromme Werk an ſeiner Statt verrichtete. Mit Luſt auch führte er dem Biſchof Solche zu, die das Sacrament der Firmung empfangen wollten, und band ihnen das Firmband mit der nämlichen Hand um, mit welcher er den Zepter trug. Als er dieſen frommen Dienſt dem Markgrafen Chriſtian Wilhelm von Brandenburg leiſtete, der kurz zuvor zur katholiſchen Religion ſich bekehrt hatte, wurden beide zu einer ſolchen Andacht entzündet, daß weder der Eine noch der Andere der Thränen ſich erwehren konnte.

Dieſe Stelle erfordert, daß ich hier zeige, wie die, dem ganzen erlauchten öſterreichiſchen Hauſe ganz eigene Andacht und Ehrfurcht gegen das hochwürdigſte Altarsſacrament, Ferdinand dem Zweiten nicht nur nicht fremd, ſondern auch ganz beſonders eigenthümlich war. So oft die Zeit erſchien, wo die chriſtliche Andacht den Frohnleichnam Chriſti acht Tage hindurch auf beſondere Weiſe anzubeten und zu verehren pflegt, fehlte Ferdinand niemals bei den Proceſſionen. Zu Fuße, mit entblößtem Haupte, nur einen einfachen Kranz von Roſen um die Schläfe, und mit einem Windlicht in der Hand, diente er jedes Jahr ſeinem Herrn in ſeinen Triumphzügen. Es begab ſich einmal, da er die Fakel längere Zeit getragen, daß der Arm und die Hand ihm aufgeſchwollen waren. Als er nun des andern Tages der Proceſſion nichts deſto minder beiwohnen wollte, wiewohl er den Arm in der Schlinge trug, ſprach Einer aus den Großen zu ihm: »Eure Majeſtät werden heute ſich enthalten müſſen, das Windlicht zu tragen!« — Er aber antwortete hierauf: »Habe ich ja doch noch eine andere Hand, womit ich Gott dienen kann!«

Begegnete ihm, wenn er aus- oder nach Hauſe fuhr, ein Prieſter, der das hochwürdigſte Gut etwa zu einem Kranken trug, ſo ahmte er das ſchöne Beiſpiel Rudolphs des Erſten nach, ſtieg augenblicklich aus dem Wagen, kniete ſelbſt auf kothiger Erde nieder, betete ſeinen Heiland mit großer Ehrerbietung an, und begleitete dann den Prieſter zu Fuße, ob

ſolcher von der Kirche zu dem Kranken ging, oder von dem Kranken in die Kirche zurückkehrte. Als er einſt zu Grätz auf ſolche Weiſe dem heiligſten Sacramente begegnete, begleitete er nicht nur den Prieſter in die Vorſtadt, wohin er zu einem armen Mann eilte, ſondern kam auch der Armuth des Kranken mit beſonderer Freigebigkeit zu Hilfe.

Bei der ſo großen Aufwiegelung ſeiner Königreiche und Lande und bei ſo ſchweren Kriegen, wo ihm ſo vielfältige harte Drangſale zuſtießen, hatte er in allen dieſen betrübten Ereigniſſen den beſtändigen Gebrauch, daß er zur Erflehung der göttlichen Hilfe eine öffentliche allgemeine Andacht zur Verehrung des göttlichen Sacramentes abhalten ließ. Sehr oft befahl er daher, dasſelbe, bald in dieſer, bald in jener Kirche auszuſetzen und zu verehren. Und um Andern ſelbſt mit ſeinem Beiſpiele vorzugehen, betete er oft zu ganzen Stunden in tiefſter Demuth auf den Knien vor dem anzubetenden Sacramente. Jedes Jahr beſuchte er das vierzigſtündige Gebet, das drei Tage vor der Aſchermittwoche in den Kirchen der Geſellſchaft Jeſu gehalten wird; und diente daſelbſt dem, unter den Brotsgeſtalten verſchleierten Gott um ſo eifriger, als viele Andern zu derſelben Zeit der ſündlichen Luſt um ſo freier ſich ergaben.

Der heiligen Meſſe, jenem Opfer nämlich, bei welchem der allerhöchſte und ewige Prieſter ſelbſt ſich opfert, wohnte er nicht nur mit reinem Herzen und mit großer Ehrfurcht bei; ſondern er liebte es auch gar ſehr, daß vorzüglich ſolche Prieſter dasſelbe vor ihm

feierten, von welchem er erachtete, daß ſie Gott durch ihre Frömmigkeit und Heiligkeit beſonders wohlgefällig wären. Möchte man doch nie vergeſſen was ich nun ſchreibe. Ich weis nicht aus was für einer Urſache es ſich einſt ereignete, daß Keiner aus den Prieſtern zugegen war, die gewöhnlich Meſſe vor dem Kaiſer laſen. Es ſprach alſo Derjenige, deſſen Amt dies war, den Kaplan des Ortes an, wo der Hof damals ſich aufhielt, die Meſſe vor dem Kaiſer zu leſen. Schon war derſelbe mit den prieſterlichen Gewanden angethan und wollte eben an den Altar treten, als der Kaiſer den fremden Mann erblickte. Da fragte er ihn, ob er auch ſein Gewiſſen durch die heilige Beicht gereiniget habe. Als nun der Prieſter verſtummte, und durch ſein Stillſchweigen die Frage beantwortete, ſprach der Kaiſer: »Man ſollte doch früher beichten!«

5.

Von ſeinem Gebet und der heiligen Leſung.

Die Übung des ämſigen Gebetes und der heiligen Leſung, worin Ferdinand ausgezeichnet war, ſollte billig allen Fürſten zu einem Beiſpiel der Nachahmung dienen. Kein Menſch kann mit Fug und Recht glauben, überhäufte und wichtige Geſchäfte entzögen ihm die Zeit zu beten und göttliche Dinge zu betrachten. Ferdinand, ob auch durch die Angelegenheiten des deutſchen Reiches und ſeiner eigenen Kö-

nigreiche und vielen Provinzen in Anſpruch genommen, und überdies durch die Sorgen ſo vielfältiger Kriege beſchäftigt, war ein neuer David, der wohl ſieben Mal des Tages, ja zuweilen auch öfter dem Lob Gottes abwartete.

Sobald er in der Frühe erwachte, begann er, nach Anrufung der allerheiligſten Dreieinigkeit, den Tag mit folgendem kurzen Gebet der Kirche: Per Signum Crucis † de inimicis nostris † libera nos Deus noster †. »Durch das Zeichen des Kreuzes, erlöſe uns von unſern Feinden, o unſer Gott!« Dieſen Worten gab er eine kurze aber ſehr kräftige Betrachtung bei, die in ſeinem lateiniſchen Gebetbüchlein gefunden ward, und alſo lautet: Durch das Zeichen des Kreuzes, † an welchem Chriſtus Jeſus, der Sohn Gottes und Mariä, wahrer Gott und wahrer Menſch, der Erlöſer der Welt, in namenloſer, unerfaßlicher Liebe gegen Gott und gegen uns Menſchen, in Demuth, Sanftmuth, Geduld, Stärke, Standhaftigkeit und Armuth, zwiſchen zwei Mördern für uns gelitten hat und geſtorben iſt! Von unſern Feinden †, den, vom Glauben Abgefallenen und ihren Irrthümern, von der Welt und ihren Eitelkeiten, dem Fleiſche und ſeinen Begierlichkeiten, dem Teufel und ſeinem argliſtigen Betrug, befreie uns, unſer Gott †. Denn Du allein weißt und vermagſt dies zu thun!

Alsbald er aufgeſtanden war und bevor er das Zimmer verließ, ſich ankleiden zu laſſen, brachte er täglich eine volle Stunde im Gebet und in frommer

Betrachtung vor einem kleinen Altare zu, der zu diesem Gebrauch in seinem Zimmer aufgerichtet war. Sein Gebet beschloß er mit sieben Vater unser und eben so vielen englischen Grüßen für den König, seinen Sohn, die er mit ausgespannten Armen vor dem Bildniß des heiligen Bekenners Ignatius sprach. Und hierauf küßte er fünf Mal die Erde, die fünf heiligen Wundmahle Christi zu verehren. Diese Übung behielt er die ganze Zeit seines Lebens standhaft bei; und zwar so sehr, daß er weder durch Reisen noch durch Unpäßlichkeiten sich davon abhalten ließ. Ich will dessen hier nur Ein Beispiel anführen. Als er im Jahr 1637 nach vollendetem Reichstage zu Regensburg nach Wien zurückkehrte, und denselben Tag unwohl und in betrübtem Zustande (wie alle wissen, die damals zugegen waren) zu Straubing ankam; schrieb er daselbst seinem Beichtvater, der durch eine Krankheit an das Bett gefesselt war, folgendes eigenhändige Billet: »Ehrwürdiger Pater in Christo! Bis dato habe ich jederzeit im Brauch gehabt, mein Gebet, ehe ich mich anlegte, eine Stunde lang zu verrichten; welches mir aber auf dieser Reise also fortzutreiben ziemlich schwer seyn würde, weil ich alle Tage um viere aufstehen müßte. Obwohl ich nun diesfalls einiges Gelübd nicht habe, nichts desto weniger begehre ich Ew. Ehrwürden Rath, ob ich nämlich in etwas dispensiren möge. Ich bin Gott Lob wohl auf. Straubing den 24. Januarii 1637.

Nachdem er auf solche Weise eine ganze Stunde mit dem Morgengebet zugebracht hatte und ange-

kleidet war, hörte er mit großer Andacht zwei heilige Messen nach einander. Nach der zweiten Messe betete er die lauretanische Litanei, die der Priester vorbetete; wofern nicht etwa solche am nämlichen Tage in der Kirche musikalisch abgesungen wurde; was gewöhnlich alle Sonn- und Feiertage und Sonnabende geschah. Im Verlauf des Tages entzog er sich den Geschäften und brachte abermal eine halbe Stunde im Gebet und in der Gewissenserforschung zu. Dies unterließ er nicht einmal auf der Jagd und Reiherbeitze; den während man auf das Wild oder auf den Reiher wartete, besprach er sich mit Gott und mit sich selbst.

Abends, bevor er sich zur Ruhe begab, verharrete er wenigstens eine halbe Stunde im Gebet und in der Gewissenserforschung, und bereitete sich zum Tode vor; nicht anders als ob er in derselben Nacht sterben sollte. In dieser Absicht auch fügte er noch ein Gebet zur allerseligsten Jungfrau und zu dem heiligen Schutzengel um einen seligen Tod, sammt dem Glaubensbekenntniß bei, das sich in dem siebenten Theil des Handbüchleins andächtiger Gebete von P. Petrus Ribadeneira befindet, welches er täglich und ämsig in den Händen hatte. Da er die letzten Jahre seines Lebens mit Katarrhen behaftet war und leichtlich einschlief, sah man ihn mehr als Einmal über eine Stunde mit dem Schlafe ringen, damit er sein Gebet vollbrächte. Und als die Kaiserin Eleonore ihm einmal zuredete, er möchte sich doch nicht so große Gewalt gegen den Schlaf anthun, antwortete

er: »Soll ich mich denn wie ein vernunftloſes Thier ſchlafen legen?«

Außer ſeinen täglichen, mündlichen Gebeten, dem Roſenkranz, den Tagzeiten der allerſeligſten Jungfrau und der Verſtorbenen, und ſieben Litaneien (die lauretaniſche, und die zu allen Heiligen, zum Namen Jeſu, zu den Patronen Deutſchlands und den heiligen Kriegesleuten, für die Verſtorbenen und einer andern Litanei zu unſrer Lieben Frau, die aus der heiligen Schrift gezogen war), war ihm die Übung jener kurzen Gebete ſehr gewöhnlich, welche die Lehrer des geiſtlichen Lebens Schuß- oder Pfeilgebete nennen, weil dadurch das Gemüth pfeilſchnell zu Gott geführt wird. Selbſt mitten in der Nacht pflegte er, wenn er erwachte, in ſolche Gebete auszubrechen: Maria, Mater gratiae und d. Ü. Maria, Mutter der Gnade, Mutter der Barmherzigkeit, beſchütze uns vor dem Feinde, und nimm uns auf in der Todesſtunde! Erzeige Dich als eine Mutter! und andere dieſer Art. — Er hatte auch einige auserleſene Pſalmen aus dem davidiſchen Pſalter zur Hand, durch die er in dringenden Gefahren Gottes Beiſtand anrief. Dies waren beſonders der zweite, der dreißigſte, der vier und dreißigſte, fünf und vierzigſte, drei und fünfzigſte, acht und fünfzigſte, ſieben und ſechzigſte, acht und ſechzigſte, ſiebenzigſte und neunzigſte.

Bei dem Gottesdienſte fand er ſich gern und oftmals ein. Er ſagte zuweilen, in drei Dingen werde ihm die Zeit nie lange; und nannte dann immer vor

allen den Gottesdienſt. — Es geſchah nicht ſelten, daß er am Sonnabend gegen vier Meilen Weges von der Stadt entfernt war, und dann die Pferde im ſchnellſten Galopp laufen ließ, zur erſten Vesper zu kommen. Und ſagte ihm dann der oberſte Stallmeiſter, die Pferde müßten durch ſolches Laufen erliegen, ſo ſprach er: »Laſſet ſie erliegen, wenn wir nur zur Vesper kommen; es werden ſich ſchon noch andere finden, uns zu ziehen!« — Den öffentlichen Bittgängen oder Proceſſionen wohnte er auf ſolche Weiſe bei, daß er durch ſeine Gegenwart nicht nur die Feierlichkeit erhöhete, ſondern auch Andern zu einem Beiſpiel diente. Aus ſeinem Angeſicht und aus ſeiner ganzen Geberdung ſprach ſich die chriſtliche Demuth aus. In der Hand hielt er den Roſenkranz und war ganz mit Gott und ſeinen Heiligen beſchäftigt. — Zu Grätz wollte einſt ein Fürſt, der ihm, dem damaligen Erzherzog Ferdinand zur Seite ging, anfangen, ein Geſpräch mit ihm anzuknüpfen. Da ſprach der Erzherzog freundlich zu ihm gewendet: »Wir wollen beten, damit wir dem betenden Volke kein Aergerniß geben!« — Es wüthete Guſtav, der Schwedenkönig im Reiche, und kehrte als Sieger alles Oberſte zu unterſt. Dieſem zu Folge ſchrieb Papſt Urban VIII., den Allmächtigen zu verſöhnen, ein Jubeljahr, beſonders für Deutſchland aus. Es ward alſo in dieſer Abſicht zu Wien eine Proceſſion von der Hofkirche aus nach dem Dom zu St. Stephan angeordnet. Als aber die Zeit dieſes öffentlichen Bittgangs erſchien, fing es an heftig zu regnen; weßhalb denn dem Kai-

ſer gerathen wurde, bei ſo böſem Wetter zu Hauſe zu bleiben. Doch der Kaiſer weigerte ſich deſſen. So ſollte er, meinten ſie, wenigſtens im Wagen fahren. Auch das wollte er nicht. Die Gaſſen waren ſehr kothig. Nichts deſto minder ging er zu Fuße durch den Koth. Die Dächer troffen, und es lief viel Waſſers durch die Rinnen; doch er ließ ſich dadurch nicht abſchrecken. Es floſſen kleine Bäche durch die Gaſſen; ſo daß man Bretter legen mußte, um darüber gehen zu können. Er ging darüber in einem ſchlichten Kleide, die Augen geſenkt und die Hände unter dem naſſen Mantel; denn der ſtrömende Regen hatte bewirkt, daß der Stulp des Hutes ihm ins Angeſicht herabhing, und das Waſſer ihm beim Halſe hinein rann. — Nicht mit Stillſchweigen will ich hier übergehen, was damals ihrer Viele ſagten; nämlich, an dieſem Tage, und bei dieſer Proceſſion ſei der Schwede von Ferdinand überwunden, und durch des Kaiſers Demuth ſei der Stolz des ſiegenden Königs gebrochen worden. Dies iſt gewiß, daß er nicht lange hierauf in einer großen Schlacht von einer Kugel getroffen ward.

Nun erübrigt uns noch, von ſeinem Fleiß in der Leſung frommer Bücher zu ſprechen. Ehe er Kaiſer geworden, hatte er die Lebensgeſchichten der Heiligen von Surius ſechsmal geleſen; (was ich nicht glauben würde, wenn ich es nicht aus ſeinem eigenen Munde vernommen hätte.) Aber auch als Kaiſer ließ er nicht von dieſer Leſung ab. Mit großem Fleiße las er die, von der Kirche anerkannten Leben der

Väter, so wie auch das Leben aller Derjenigen, welche geistliche Orden gestiftet, oder solche zu ihrer ursprünglichen Vollkommenheit zurückgeführt, oder sonst in unsrer Zeit durch Heiligkeit sich ausgezeichnet hatten. Nichts ward je aus Indien, China und Japan von den Fortschritten des Glaubens oder den Verfolgungen der christlichen Religion geschrieben, das er nicht gelesen hätte. An den vorzüglicheren Festtagen und heiligen Zeiten des Jahres, an Weihnachten nämlich, am Feste der Beschneidung des Herrn, der heiligen drei Könige, in der Charwoche, an den Ostertagen und an andern hohen Feiertagen, ersuchte er immer seinen Beichtvater, ihm einen frommen Schriftsteller vorzuschlagen, der mit besonderer Vortrefflichkeit über diese Gegenstände geschrieben habe; und als man in seinen letzten Lebensjahren kein neues Werk dieser Art mehr fand, das ihm nicht schon bekannt gewesen wäre, sprach er: »Nun denn so werde ich mich wieder an meinen Vincenz Le Brun oder Ludwig de Ponte halten; deren geistliche Betrachtungen ihm so geläufig waren, daß er einst selbst sagte, er wisse sie beinahe auswendig. Jeden Tag las er ein Capitel, oder doch einige auserwählte Stellen aus der Nachfolge Christi des gottseligen Thomas von Kempen; und nicht minder auch las er täglich einen Auszug aus dem Leben der Heiligen Gottes, die denselben Tag verehrt wurden. Die heilige Schrift aber, die auf Gottes Eingebung selbst verfaßt wurde, pflegte er nicht nur oft, sondern auch mit einer solchen Frömmigkeit und so tiefen Vereh-

rung zu leſen als ſolche den Anordnungen und Vorſchriften des allerhöchſten Königs der Könige gebührt. Immer benannte er, wenn er verreiſete oder wegen der Jagd oder der Reiherbeitze auf einige Tage oder Wochen aus der Stadt ſich entfernte, einige Bücher, die man mitnehmen ſollte; und las ſolche zu bequemen Stunden. Überhaupt fand er ſo großes Vergnügen an der Leſung, daß ich erachte, Herr Balthaſar Graf von Thanhauſen, mit dem der Kaiſer ſehr vertraut war, habe aus ſeinem Munde gehört was er zuweilen zu ſagen pflegte: »er wolle lieber nicht leben als nicht leſen.«

6.

Von ſeiner Gleichförmigkeit mit dem göttlichen Willen.

Der göttliche Wille war gleichſam der Polarſtern, den er immer ins Auge faßte, und nach welchem allein er das Schifflein ſeines Willens richtete. Immer trachtete er, dies Eine zu lernen: Zu wollen was Gott wohlgefällig wäre. Und glückſelig erlangte er auch wornach er mit ſo großem Fleiße ſtrebte; denn er brachte es ſo weit, daß er auf die lieblichſte Weiſe in Gottes Willen und Vorſehung ruhte. Ich hörte ihn zu meiner Verwunderung einige Male ſagen: »Längſt hätten die Sorgen und Widerwärtigkeiten mich verzehrt und ins Grab gebracht, wenn ich nicht mich und Alles was mich angeht der göttlichen Vorſehung gänzlich anheimgeſtellt, und durch

Gottes Gabe eine frohe und fröhliche Natur bekommen hätte.« — Und wahrlich, kaum wäre es möglich geweſen, daß ein Menſch hätte Alles ertragen können was Ferdinand ertrug, wofern es ihm nicht erfreulich war zu leiden was Gott verhängte oder zuließ. Die Nachkommen werden über Jenes erſtaunen was wir bewundernd mit Augen ſahen, daß er nämlich in ſo vielfältigen und dringenden Gefahren, die ihn, ſeine Kinder, ſein Volk, ſeine Länder und Königreiche mit Verderben und Untergang bedrohten, niemals kleinmüthig verzagte, noch in Klagen ausbrach; ſondern immer nur dies Eine ſagte: »Es geſchehe Gottes Wille!« Zuweilen auch brach er mit Job, jenem uralten Vorbilde der Geduld in die Worte aus: »Wie es dem Herrn gefallen hat, alſo iſt es geſchehen; der Name des Herrn ſei gebenedeit!« Und auf ſolche Weiſe tröſtete er die Seinigen, wenn er ſie zuweilen in Traurigkeit verſunken ſah.

Ein ſehr wackerer Mann und bedeutender Fürſt ſagte einſt zu Einem aus des Kaiſers geheimen Räthen und zu ſeinem Beichtvater, die Sachen ſeien ſo weit gekommen, daß nach Ferdinands Tode, kein Prinz aus dem öſterreichiſchen Hauſe mehr zum Kaiſer würde erwählt werden. Denn bis nun hätten die Herren von Öſterreich durch ihre Macht und ihren großen Reichthum zu dieſer Würde ſich erſchwungen; heut zu Tage aber wären durch Ferdinands gleichſam verſchwenderiſche Freigebigkeit ihnen dieſe Mittel benommen; es erübrigten ihnen weder Reichthum noch Kräfte mehr, ja ſie wären in Armuth und

beinahe in Dürftigkeit gerathen. Als dieſe Rede Ferdinand zu Ohren kam, antwortete der höchſt beſcheidene Kaiſer: »Alle menſchlichen Dinge hätten ihr Ziel und ihre Gränzen, ſie entſtänden, wüchſen und nähmen wieder ab. Es wäre allerdings möglich, daß mit ihm das Kaiſerthum im Hauſe Öſterreich ein Ende nähme; und habe Gott dies alſo beſchloſſen, ſo ſei er nicht nur weit entfernt, zu widerſtreben, ſondern es würde ihn nicht einmal traurig ſtimmen. Gott verleihe nach ſeinem Willen und Wohlgefallen die Kaiſer- und Königreiche bald Dieſem, bald Jenem, und Er bedürfe dazu weder menſchlichen Reichthums noch menſchlicher Macht; da Er ſolche geben und nehmen könne wann es Ihm gefällig wäre. Übrigens ſei Rudolph der Erſte von Gott zu einer Zeit auf den Kaiſerthron erhoben worden, wo ſein Reichthum und ſeine Macht mit denen nicht zu vergleichen waren, welche die Erzherzoge von Öſterreich heutigen Tages beſäßen.«

Es ergab ſich einmal die Rede von den Übeln, die mit jedem Tage ſich ereigneten, und wie ein Krieg aus dem andern entſpringe, und eine Gefahr die Stufe zu einer andern ſei; es würde aller Reichthum erſchöpft, und alle Kräfte verſiegten. Da ſprach Ferdinand ein Wort wie nie ein chriſtlicher Kaiſer ein würdigeres ausſprach: »Thun wir, ſagte er, was an uns liegt, und laſſen wir dieſe Dinge und uns ſelbſt von Gott leiten und regieren. Seien wir befliſſen, mit dem Willen Gottes überein zu ſtimmen, den

Himmel zu erringen und die ewige Seligkeit zu erlangen; Gott wird Alles sehr gut schlichten.«

Übrigens trachtete er diese Gleichförmigkeit mit dem göttlichen Willen nicht nur in der Erduldung bitterer Widerwärtigkeiten, sondern auch im Verlangen nach glücklichen Ereignissen beständig zu erhalten. Dies will ich durch ein einziges, aber sehr edles Beispiel darthun. Im Jahr 1616 als er zu Grätz sich aufhielt, ward ihm von Prag aus geschrieben, Erzherzog Maximilian, ein Bruder des Kaisers Rudolph und seines Nachfolgers Mathias, verfechte seine Sache sehr ernstlich; und er habe zu dem Kaiser Mathias gesagt, er werde sich nicht von Prag entfernen, bevor er nicht Ferdinand zum Erben seiner Königreiche und Länder angenommen habe. Dies erzählte Ferdinand dem Rector des Collegiums der Gesellschaft Jesu zu Grätz, und fügte dann bei, er möchte diese Angelegenheit dem Gebet seiner Untergebenen, jedoch also empfehlen, daß sie um nichts anderes bitten möchten, als daß der göttliche Wille geschähe. Diese Rede beschloß er mit den goldenen Worten: »Pater, ich sage euch ohne Ruhmredigkeit und Eitelkeit, dies ist mein tägliches Gebet zu Gott: Herr, gereicht es zu deiner Ehre und Glorie und zu meinem Heile, daß ich größer sei als ich bin, so erhöhe mich, und ich will Dich verherrlichen! Gereicht es zu deinem Lob und zu deiner Verherrlichung und zu meinem Heile, daß ich in dem Stande verbleibe, worin ich bin, so erhalte mich, und ich will Dich verherrlichen! Gereicht es zu deinem Preis und zu deiner

Glorie, und zu meinem Heile, daß ich in einem niedrigern Stande sei als ich bin, so erniedrige mich, und ich will Dich verherrlichen!« Nach einem so vortrefflichen Beispiele eines menschlichen, nach der Übereinstimmung mit dem göttlichen Willen zielenden Willens, mag ich kein anderes mehr anführen, wiewohl ich derselben noch in großer Anzahl anführen könnte.

7.

Von seiner Andacht gegen die jungfräuliche Mutter Gottes.

Nach Gott war er besonders der allerseligsten Jungfrau und Königin des Himmels und der Erde ergeben. Immer erzeigte er ihr nicht nur Verehrung, sondern auch zarte Liebe. Er verehrte sie wie ein Pflegling seine Beschützerin, und liebte sie wie ein Kind seine Mutter. Alle Tage, so lange er lebte, entrichtete er ihr den Tribut bestimmter Gebete. Es besteht in ganz Ober- und Unter-Österreich, auch in Ungarn, in Böhmen, in Steyermark, Kärnthen und Krain keine fromme Bruderschaft zur allerseligsten Jungfrau, in welche er sich nicht eingeschrieben hätte, und welcher nicht nach seinem Beispiele, seine erlauchte Gemahlin, der König, die Königin und seine übrigen Söhne und Töchter beigetreten wären. Um diese Gnade hielten auch die Verbrüderungen ferner Provinzen, ins besondere die zu Lille in Flandern an; und leicht erflehten sie dieselbe; da

Himmel zu erringen und die ewige Seligkeit zu erlangen; Gott wird Alles sehr gut schlichten.«

Übrigens trachtete er diese Gleichförmigkeit mit dem göttlichen Willen nicht nur in der Erduldung bitterer Widerwärtigkeiten, sondern auch im Verlangen nach glücklichen Ereignissen beständig zu erhalten. Dies will ich durch ein einziges, aber sehr edles Beispiel darthun. Im Jahr 1616 als er zu Grätz sich aufhielt, ward ihm von Prag aus geschrieben, Erzherzog Maximilian, ein Bruder des Kaisers Rudolph und seines Nachfolgers Mathias, verfechte seine Sache sehr ernstlich; und er habe zu dem Kaiser Mathias gesagt, er werde sich nicht von Prag entfernen, bevor er nicht Ferdinand zum Erben seiner Königreiche und Länder angenommen habe. Dies erzählte Ferdinand dem Rector des Collegiums der Gesellschaft Jesu zu Grätz, und fügte dann bei, er möchte diese Angelegenheit dem Gebet seiner Untergebenen, jedoch also empfehlen, daß sie um nichts anderes bitten möchten, als daß der göttliche Wille geschähe. Diese Rede beschloß er mit den goldenen Worten: »Pater, ich sage euch ohne Ruhmredigkeit und Eitelkeit, dies ist mein tägliches Gebet zu Gott: Herr, gereicht es zu deiner Ehre und Glorie und zu meinem Heile, daß ich größer sei als ich bin, so erhöhe mich, und ich will Dich verherrlichen! Gereicht es zu deinem Lob und zu deiner Verherrlichung und zu meinem Heile, daß ich in dem Stande verbleibe, worin ich bin, so erhalte mich, und ich will Dich verherrlichen! Gereicht es zu deinem Preis und zu deiner

Glorie, und zu meinem Heile, daß ich in einem niedrigern Stande sei als ich bin, so erniedrige mich, und ich will Dich verherrlichen!« Nach einem so vortrefflichen Beispiele eines menschlichen, nach der Übereinstimmung mit dem göttlichen Willen zielenden Willens, mag ich kein anderes mehr anführen, wiewohl ich derselben noch in großer Anzahl anführen könnte.

7.

Von seiner Andacht gegen die jungfräuliche Mutter Gottes.

Nach Gott war er besonders der allerseligsten Jungfrau und Königin des Himmels und der Erde ergeben. Immer erzeigte er ihr nicht nur Verehrung, sondern auch zarte Liebe. Er verehrte sie wie ein Pflegling seine Beschützerin, und liebte sie wie ein Kind seine Mutter. Alle Tage, so lange er lebte, entrichtete er ihr den Tribut bestimmter Gebete. Es besteht in ganz Ober- und Unter-Österreich, auch in Ungarn, in Böhmen, in Steyermark, Kärnthen und Krain keine fromme Bruderschaft zur allerseligsten Jungfrau, in welche er sich nicht eingeschrieben hätte, und welcher nicht nach seinem Beispiele, seine erlauchte Gemahlin, der König, die Königin und seine übrigen Söhne und Töchter beigetreten wären. Um diese Gnade hielten auch die Verbrüderungen ferner Provinzen, ins besondere die zu Lille in Flandern an; und leicht erflehten sie dieselbe; da

überſetzten) Brief an den Kriegesoberſten (am 11. November 1629).

»Lieber Graf! Durch die Gelegenheit der Kaufleute gebe ich Euch heute frühe zu wiſſen was wir von den zügelloſen Ausſchweifungen und Frevelthaten erfahren haben, welche, wie man ſagt, von meinen Soldaten gegen das Bildniß der allerſeligſten Jungfrau und das hochwürdigſte Sacrament begangen wurden. Aus beiliegendem Schreiben werdet Ihr noch mehreres ins beſondere erfahren. Ihr wiſſet, lieber Graf, wie viele Gnaden und Siege ich von Gott durch die Fürbitte ſeiner heiligſten Mutter, meiner Generaliſſima empfangen habe. Sollten aber meine Soldaten von derlei Verbrechen nicht abſtehen, ſo iſt zu befürchten, daß die Gnade in Strafe verkehrt werde. Darum befehle ich Euch aufs Ernſtlichſte, daß Ihr dieſe Sache mit allem Fleiße unterſuchet, und die Schuldigen nach aller Schärfe beſtrafet, ohne irgend Rückſicht auf die Perſon zu nehmen; wie ich denn nicht zweifle, daß dies von einem Diener geſchehen werde, dem an ſeines Herrn Gnade gelegen iſt.«

Er hatte den Benedictinern, die von Montſerrat in Spanien nach Öeſterreich gekommen waren, zur Erbauung eines Kloſters und einer Kirche unter Anrufung der jungfräulichen Gottesgebärerinn, einen Ort nach ihrem Gefallen in einer Vorſtadt Wiens bewilligt. Der Stadtcommandant aber, der es nicht für rathſam hielt, an ſolchem Orte ein ſo großes Gebäude aufzuführen, hatte Vieles dagegen einzuwenden, und ſagte es wäre zu nahe bei der Baſtei; denn

wenn der Fall ſich ergeben ſollte, daß Wien belagert würde, ſo könnte der Feind desſelben zu ſeinem Vortheile ſich bedienen. Eher ſollte man derlei Gebäude von den Feſtungen hinwegthun als dabei aufführen. Als der Kaiſer dieſe Einrede des Stadtcommandanten erfuhr, ſprach er: »Mein Gott, was hat doch der Stadtcommandant für Bedenken! Kenne ich doch keine ſichrere Baſtei, eine Stadt zu beſchützen als eine Kirche zu unſrer Lieben Frau! Lieber will ich, daß die allerſeligſte Jungfrau in der Nähe verehrt werde, als daß viel Kriegesvolk in der Stadt ſei. Man ſoll dem Stadtcommandanten ſagen, daß es bei meinem Beſchluſſe ſein Verbleiben habe, und daß die Kirche an demſelben Ort erbaut werden ſoll; es iſt von einer Muttergotteskirche nichts zu befürchten; wohl aber Vieles zu hoffen.«

Es ward im Dezember des Jahres 1636 zu Regensburg für den öſterreichiſchen Freiherrn Laurentius von Hoffkirchen Fürbitte gethan, der mehrere Jahre bei dem Feinde gegen Ferdinand gedient hatte; und Viele verwendeten ſich für ihn, daß der Kaiſer ihn wieder zu Gnaden aufnehmen möchte. Dagegen waren indeſſen mancherlei wichtige Bedenklichkeiten. Ein Grund aber bewog den Kaiſer, der Bitte zu willfahren. Er hatte erfahren, das Bild der allerſeligſten Jungfrau, das früher zu Alt-Bunzlau in Böhmen unter großem Zulauf des Volkes andächtig verehrt wurde, befände ſich in Hoffkirchers Gewalt; und nähme der Kaiſer ihn zu Gnaden auf, ſo könne dies Bild von ihm erhalten und wieder zu ſeinen vorigen Ehren gebracht werden. Als der fromme

Kaiſer dies vernommen hatte, befahl er am 9. Dezember ein Patent auszufertigen, in Kraft deſſen dem Freiherrn Laurentius von Hofkirchen Gnade und Verzeihung, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingniß verliehen würde, daß er, — wie ſeine Vermittler es verheißen hatten, — das beſagte Bild unſrer Lieben Frau mit ſich zurück brächte.

Eifrig handelte er mit Seiner päpſtlichen Heiligkeit, daß erklärt werden möchte, die allerheiligſte Jungfrau ſei ohne die Makel der Erbſünde empfangen worden; und gar ſehr erfreute es ihn als auch ſein Sohn Ferdinand ſich hierum bewarb, der i. J. 1623 am Tage Mariä Empfängniß zum König von Ungarn war gekrönt worden. So oft er zur Beicht ging, und auch bei andern Gelegenheiten, wo er die offene Schuld betete, fügte er die Worte: Ich bekenne Gott, dem Allmächtigen, immer bei, und Mariä einer hochwürdigen, immerdar unbefleckten Mutter.

8.

Seine Andacht gegen die Heiligen.

Gleichwie Ferdinand, — wie bereits geſagt würde, — die Königin der Heiligen mit beſonderer Andacht verehrte, alſo hielt er auch die glückſeligen Himmelsbürger in hohen Ehren. Täglich rief er in der Litanei von allen Heiligen ſie an, die nun mit Chriſto glorreich im Himmel herrſchen. Auch verehrte er mit beſonderer Andacht die glorreichen Heiligen, die

einſt in Deutſchland gewohnt, oder daſſelbe durch das Licht des Evangeliums zu Gott bekehrt hätten. Eben ſo ehrte er Diejenigen, die einſt auf Erden Kriegesleute geweſen waren, nun aber im Himmel ewige Siege feiern; er hatte ihre Namen in eine Litanei gefaßt, und flehte ſie täglich um ihre Fürſprache und um ihren Beiſtand an. Deßgleichen auch hatte er eine beſondere Liebe und Andacht zu den heiligen Ordensſtiftern deren kirchliche Feſttage er mit großer Frömmigkeit feierte. Jedes Jahr beſuchte er die Kirchen, wo ſie ins beſondere verehrt wurden; befahl auch ſeiner Hofkapelle ſich dahin zu begeben, damit er durch liebliche Muſik ihre Ehre auf Erden vermehrte, über deren himmliſche Glorie er herzlich ſich erfreute.

Oftmals tadelte er den Aberwitz der Häretiker, die gegen die Bildniſſe der Heiligen oder gegen ihre Reliquien wüthen und geifern; er ſelbſt hielt ſolche für einen beſondern Schatz und betrachtete ſie mit hoher Verehrung. Nicht nur öffentlich, ſondern auch in ſeinen innern Wohnzimmern verehrte er die Gebeine der glorreichen Himmelsbürger. Der kleine Altar, der zu ſeinem Gebet und zu ſeinen Andachtsübungen in ſeiner Kammer aufgerichtet ſtand, war gänzlich mit heiligen Reliquien geſchmückt, die er theils von ſeinen Vorältern ererbt, theils ſelbſt durch rühmliche Bemühung ſich verſchafft hatte. Wenn er in der Frühe vor dem beſagten Altar beten wollte, küßte er zuvor dieſe Heiligthümer und bekreuzte ſich damit. Überdies trug er immer bei Tage am Halſe ein Reliquienkäſtchen nebſt einem Agnus Dei, das er

mehr, es ward ihm durch einen Nachfolger, und zwar durch einen vortrefflichen, vorgesehen.«

Wenn Ferdinand zuweilen auf seinem erhabenen Throne saß und großen Fürsten und Herren Lehen verlieh, die solche mit gebeugten Knien empfingen (was sehr oft geschah, wie Diejenigen wohl wissen, die sich erinnern, daß Ferdinand römischer Kaiser war), dann pflegte er,—indeß die Anwesenden seine große Macht bewunderten und seine Würde erhoben, da sogar Solche die Knie vor ihm beugten, welche die Welt gleichsam anbetet, — mitten im Glanze seiner Herrlichkeit, im Innern jene Worte der Schrift zu sprechen: »Herr, nicht erhöht hat sich mein Herz, noch haben auch meine Augen sich erhoben. Nicht gewandelt habe ich in großen und wunderbaren Dingen, die über mir sind! Ein Wurm bin ich und kein Mensch; die Schmach der Menschen und die Verachtung des Volkes.« — Dieses und andere Geheimnisse seines Gemüthes eröffnete er im J. 1627 bei Gelegenheit der Krönung seiner Gemahlin und seines Sohnes zu Prag seinem Beichtvater; ermahnte ihn aber dabei, solches Niemand zu offenbaren. Zu ähnlicher Geringschätzung seiner selbst stimmte er sich, so oft er in glänzendem Pomp seinen Einzug in große Städte hielt, oder vornehmen königlichen Botschaftern öffentlich Audienz ertheilte.

Er las einst in der heiligen Schrift mit besonderer Aufmerksamkeit die Geschichte der Könige; und als hierüber sein Beichtvater eintrat, erzählte er es ihm und sagte, er finde, daß Wenige unter diesen

Königen in der heiligen Schrift gelobt würden; die meiſten ſeien ganz verkehrt und verderbt geweſen. Da nun dies der Beichtvater beſtätigte und noch beifügte, daß Einige ſelbſt unter Denjenigen, die in der Bibel gelobt würden, nach manchen herrlichen Thaten durch Hoffart zu Grunde gegangen wären; weßhalb denn auch die gottesfürchtigſten Könige große Gefahren von der Hoffart zu beſorgen hätten, und mehr im Hafen als auf dem offenen Meere ſich fürchten müßten, da durch Erfahrung belehrt, David nicht umſonſt zum Herrn gerufen habe: »Laß den Fuß der Hoffart nicht zu mir kommen,« antwortete der Kaiſer: »Ich hoffe, daß Gott vor dieſer Gefahr mich behüten wird. Sobald ich eine gute Zeitung höre, beuge ich die Knie, danke Gott dafür, und bekenne, daß dies ſein Werk iſt, und nicht das meine.«

Im Jahre 1598, am Vorabend des heil. Erzengels Michael ward ihm, der damals noch Erzherzog war, angezeigt, es ſei endlich das Werk, woran er mit ſo großer Mühe gearbeitet, zu Stande gebracht worden; die Prädicanten ſeien von Grätz fortgezogen, und die Stadt von dieſem Übel befreit. Dies denkwürdige Werk war wirklich ſolcher Art, daß es kein Wunder geweſen wäre, wenn es das Herz des Prinzen zu einigem Stolz erhoben hätte; ſo fern er auch von aller Hoffart war. Ferdinand jedoch, als er dies vernommen hatte, rief in lateiniſcher Sprache aus: »Nicht uns, Herr, nicht uns, ſondern deinem Namen gib die Ehre!« — Und alsbald begab

er ſich in ſein Zimmer, warf ſich auf die Knie und brachte Gott in tiefſter Demuth ſeines Herzens ſeine Dankſagung dar.

Im Jahr 1634 erhielt er am 10. September ein Schreiben von ſeinem Sohne, dem damaligen Könige Ferdinand, woraus er den glänzenden Sieg bei Nördlingen erſah, und worin ihm berichtet wurde, daß die Feinde aufs Haupt geſchlagen, nur wenige aus ihnen durch die Flucht entkommen, alle Kanonen und Fahnen und Munition erbeutet worden; und daß es ſchiene, als wäre durch dieſen Sieg der Grund nicht nur zur Glorie, ſondern auch zur Sicherheit gelegt. Dies Schreiben las der Kaiſer einem ſeiner Vertrauten vor und ward davon ſo ſehr ergriffen, daß er während des Leſens herzlich zu weinen anfing; und endlich mit naſſen Augen ſagte: »Gott hat uns große Dinge verliehen; ich aber werde in meiner Einfalt fortwandeln, und in meinen Augen noch demüthiger ſeyn als je zuvor.« Auch ließ er ſich nichts dringender am Herzen liegen, als Gott feierlich durch den ambroſianiſchen Lobgeſang in allen Kirchen danken zu laſſen.

Ich könnte hier noch manche andere ausgezeichneten Beweiſe eines demüthigen und ſich ſelbſt gering achtenden Gemüthes anführen; doch will ich ſolche lieber für einen andern Ort, nämlich für das Capitel aufbewahren, wo von ſeinem Benehmen gegen die Armen die Rede ſeyn wird. Nur Eines will ich noch beifügen. Die Nachläſſigkeit (um nicht noch mehr zu ſagen) der Dienerſchaft zwingt zuweilen ih-

re Herrſchaft auch wider Willen, ſie mit harten Worten zu ſtrafen. Nun hatte aber Ferdinand dieſen Gebrauch: Wenn ihm ein Wort entfuhr, — was jedoch höchſt ſelten geſchah, wodurch er glaubte, Derjenige, den er hatte zurecht weiſen wollen, wäre tief gekränkt worden, ſo ſuchte er die Gelegenheit, ihn mit ſo huldreichen Worten anzureden, daß es beinahe den Anſchein hatte, als wolle er ihm abbitten. Dies aber that er mit größter Demuth, gleichwohl mit einer ſolchen, die einem Kaiſer nicht übel anſtand. Denn die Demuth iſt bei dem Chriſten eine Tugend, welche die Majeſtät nicht verunziert, ſondern ſchmückt.

12.

Von der Aufrichtigkeit ſeines Gemüthes.

Die Aufrichtigkeit des Gemüthes iſt eine Tugend, die alle Welt an Ferdinand bewunderte. Bei ihm war kein Trug, keine Falſchheit. Was er im Munde hatte, das hatte er im Herzen; und was er im Herzen hatte, das hatte er im Munde. Seine Abſicht, ſein Sinn ſtimmte mit ſeinen Worten überein; Verſtellung und Überliſtung war weit entfernt von ſeiner Aufrichtigkeit. Einer Sache einen falſchen Schein geben, die Anweſenden zu täuſchen, war ihm verhaßt. Der Glanz ſeiner deutſchen Redlichkeit leuchtete Jedermann in die Augen. Stirn, Augen, Angeſicht, Gang, die ganze Geberdung und Haltung des Körpers zeugte von dieſer Aufrichtigkeit des Ge-

müthes. Jene Regierungskunst, welche der Irrthum Mancher in Schlauheit und listige Verstellung setzt, hielt er für den Untergang eines Reiches, und sagte alle Betriegereien kämen am Ende ans Licht; dadurch aber würden dann die Stützen entzogen, und die Reiche zerstelen. Nicht ohne Ärger verwunderte er sich zuweilen und klagte, daß es Fürsten gebe, die immer mit Betrug umgingen und anders redeten als sie dächten. Dies aber sei fürwahr weder christlich noch edel, weit weniger aber sei es königlich oder kaiserlich.

Einer aus den Hofleuten von hohem Adel und bei Ferdinand sehr beliebt, ersuchte ihn einst, als er noch Erzherzog war, unterthänigst um ein Empfehlungsschreiben, das auch Ferdinand ihm gewährte. Dies erfuhr ein anderer Herr vom Hofe, der eines der ersten Ämter bei dem Erzherzog begleitete, und nicht minder bei ihm in Gnaden stand. Da nun dieser erachtete, jenes Empfehlungsschreiben könne ihm selbst zum Nachtheil gereichen, begab er sich heimlich zu dem Kanzler, gleich als hätte der Erzherzog ihn gesandt, und bedeutete ihm, er möchte zwar das verlangte Empfehlungsschreiben expediren und übergeben; doch sei es Seiner Durchlaucht Wille und Meinung, daß er noch ein Briefchen dazu schriebe, in welchem dem Fürsten, dem der Hofmann empfohlen wäre, angezeigt würde, der Erzherzog habe dem Bittsteller zwar das Empfehlungsschreiben nicht versagen können, damit er ihn nicht traurig entließe; übrigens aber wäre es ihm angenehm, wenn

auf dieſe Empfehlung nicht Rückſicht genommen würde; da Seine Durchlaucht erachte, was die Sache ſelbſt beträfe, von welcher es in dem Schreiben ſich handelte, würde ſolche weder dem, der ſie begehrte, noch auch dem, von welchem ſie begehrt werde, zum Nutzen und Vortheil gereichen. — Der Kanzler verwunderte ſich über dieſe Rede; und da er die unbefangene Aufrichtigkeit ſeines erlauchten Herrn kannte, fürchtete er, es ſei hier Betrug im Hinterhalt. Er begab ſich alſo zu dem Erzherzog und ſagte ihm was in ſeinem Namen ihm wäre aufgetragen worden. — Es hat aber ſchwerlich je ein Menſch Ferdinand alſo entrüſtet geſehen als damals der Kanzler. »Wie, ſprach er, es unterſtand ſich dieſer Menſch, mich als einen falſchen, verſtellten Betrüger darzuſtellen! Ich wollte lieber, daß er mir was immer ſonſt nachgeredet hätte als dieſes. Niemals hat meine Aufrichtigkeit derlei Kniffe angewendet, und niemals auch wird ſie ſolche anwenden. Fertiget Ihr aus was ich euch geſagt habe; Jener aber lege ſogleich ſeinen Dienſt nieder und entferne ſich von meinem Hofe! Weder an mir noch an meinem Hofe werde ich Betrug noch irgend Argliſt dulden.

Wenn er wußte, daß Einer oder der Andere aus denen, mit welchen er mehr vertraut war, irgend Fehler beging, ermahnte er ſie mit wunderſamer Aufrichtigkeit und Vertraulichkeit; und verhehlte ihnen nichts deſſen was ihm mißfiel. Denn er ſagte, man nütze den Seinigen, wenn man aufrichtig gegen ſie ſei. Dies beobachtete er auch gegen die höch-

ſten fürſtlichen Perſonen; und dennoch beleidigte er nicht Einen durch ſeine treuherzige Ermahnung. Denn dies iſt gewiß, daß keine Ermahnung bitter iſt, die durch Treuherzigkeit gewürzt und gemildert wird.

13.

Wie ſehr er zeitliche Ehren und Reichthum verachtete.

Gottes Freigebigkeit ſchien gleichſam mit Ferdinand zu ſtreiten; er verachtete und vernachläſſigte die zeitlichen Ehren; Gott aber überſtrömte ihn damit. Wie viele aber auch Gott ihm verlieh, blieb er dennoch beharrlich bei der Verachtung derſelben, und ſchätzte ſie ſo wenig als er ſie ſuchte.

Als er im Jahr 1627, die Krone auf dem Haupt und im Schmuck der kaiſerlichen Gewande, von ſeinem Throne aus, der Pracht zuſah, mit welcher, ſeinem Befehle gemäß in der königlichen Hauptſtadt Prag, ſeine Gemahlin Eleonore und ſein Sohn Ferdinand mit der böhmiſchen Königskrone gekrönt wurden, ſchien es, als wäre er über dieſe Sache in tiefes Nachdenken verſunken. Da er nun aus der Kirche abermal in ſeine Wohnzimmer zurückkehrte, ſprach er zu einem ſeiner Vertrauten, »alle kaiſerliche und königliche Herrlichkeit komme ihm nicht anders als eine Comödie vor. Er habe einige Male den Comödien beigewohnt, welche die Studenten aufgeführt hätten, und habe nun auch der Krönung ſeiner Gemahlin und ſeines Sohnes beigewohnt. Nun finde er zwiſchen

jenen Theaterkönigen und dieſen nur Einen Unterſchied, und nicht mehrere, nämlich daß jene nur einige Stunden, dieſe aber einige Jahre herrſchen. Hinſichtlich der Herrlichkeit ſelbſt ſei zwiſchen beiden kein ſonderlicher Unterſchied; nur daure letztere um etwas länger.

Als er ſah, daß täglich neue Feinde ſich erhoben und man neue Ränke erſann, ihn um ſeine Kronen zu bringen und vom Throne zu ſtürzen, ſprach er: »Iſt denn eine Krone ſo vieler Mühe werth? Wahrhaftig, wenn Gott beſchloſſen hat, dem Reiche einen beſſern Herrſcher vorzuſetzen, ſo bin ich bereit, die Krone von meinem Haupte, und den Zepter aus meiner Hand hinweg zu legen!«

Als er von Frankfurt, als bereits gekrönter Kaiſer, nach Grätz zurück kam, that er einen Ausſpruch, der ſeines Herzens würdig war. Er ſagte alſo: »er ſei zu Frankfurt zum Kaiſer gekrönt worden, nicht ſeine, ſondern Gottes Ehre zu vermehren und das allgemeine Wohl zu fördern; ja er hätte auch nimmer in ſeine Wahl gewilligt, wofern er nicht dieſen Zweck vor Augen gehabt hätte.«

Die glänzenden Ehren, welche die Völker ihren Königen zu erweiſen pflegen, wenn ſie ihren Einzug in Städte oder Provinzen halten, billigte er und ließ ſolche ſich auch öfters gefallen; und zwar aus der einzigen Urſache, weil durch dieſen glänzenden Pomp in den Herzen der Völker eine Ehrfurcht gegen ihre Könige erweckt wird, die dahin wirkt, daß ſie den Obrigkeiten um ſo lieber gehorchen. Übrigens legte

er keinen Werth darauf und schlug auch solche Ehrenbezeugungen öfters aus. Den letzten Beweis dieser Mäßigung gab er kurze Zeit vor seinem Tode. Als er von dem Reichstage zu Regensburg zurückkehrte, wollte die Stadt Wien und das ganze Erzherzogthum Österreich ihn mit glänzender Feierlichkeit empfangen; auch waren schon alle Vorkehrungen dazu getroffen. Er aber befahl aus angeborener Sittsamkeit, es sollte der Adel ihm nicht entgegen kommen, wie derselbe beschlossen hatte es in höchster Pracht zu thun; sondern seine Ankunft in der Burg erwarten, wo er sie begrüßen wolle. Damit jedoch weder sie noch die Bürgerschaft erachten möchten, er verschmähe ihre Dienste, sagte er: »Sie sollen dies für den römischen König sparen, der bald nachkommen wird; und ihm diese Ehren erweisen.« — Ich habe bereits anderswo erzählt, welches treffliche Beispiel der christlichen Mäßigkeit er gab, als er im J. 1595 es nicht gestattete, daß die Landschaft ihm entgegen käme und ihm solche Ehren erzeigte, da er in seinem siebenzehnten Jahre von Ingolstadt nach Grätz zurückkehrte, die Regierung seiner Lande anzutreten.

Was aber Reichthum, Gold und Silber und alle jene Dinge betrifft, welche die meisten Menschen so hoch achten, und um welcher willen sie mit so großer Anstrengung sich bemühen, hat er solche nicht nur immer verachtet, sondern auch verlacht. Aus den ungeheuern Summen, die von den Strafgeldern der Rebellen aus dem Adel seiner Kammer heimfiel, behielt er nicht einen Heller für sich. Er sagte mehr als

einmal, »Gold und Koth habe einerlei Werth in seinen Augen; und, wenn das Geld nicht nothwendig wäre, Diejenigen zu belohnen, die sich durch ihre Arbeiten um Fürsten und Vaterland verdient machten, so würde er niemals des Metalles gedenken.« Wenn aber von der gleichsam verschwenderischen Freigebigkeit Ferdinands die Rede seyn wird, werde ich weitläufiger erörtern, was er von Reichthum und Geld und Gute hielt.

14.

Von seiner Abtödtung und seinen Bußwerken.

Ob auch viele Feinde gegen Ferdinand sich verschworen, fürchtete er sich dennoch vor keinem so sehr als vor sich selbst. Sei es nun daß er den Sieg über sich selbst für glorreicher oder für nothwendiger hielt, gewiß ist's, daß er keinen Sieg mit so großer Anstrengung zu erringen trachtete. Ritterlich stritt er wider sein eigenes Fleisch und seine Begierden; und ob er auch den übrigen Feinden Vieles verzieh, hat er doch sich selbst wenig verziehen. Er gestattete seinem, von beständigen Arbeiten und Mühsalen abgematteten Leib und Gemüthe selten eine Ergetzung. Wenn das öffentliche Wohl seine Thätigkeit in Anspruch nahm, hielt er mit seiner Gemahlin und seinen Kindern nur kurze Ansprache nach der Mittag- und Abendmahlzeit; sonst hatte er beinahe gar keine Erheiterung, wofern nicht das Wohlwollen gegen Gäste oder die

Hofsitte es anders erforderte. Ein oder zweimal in der Woche wartete er der Jagd oder der Reigerbeitze ab; theils weil die Ärzte dies also zur Erhaltung seiner Gesundheit angeordnet hatten, und damit er neugestärkt zur Arbeit zurückkehrte; theils weil er diese Unterhaltungen für die unschuldigsten hielt; theils endlich, damit er sich gewöhnte, die Strenge des Windes und Wetters zu ertragen.

Wunderſam und beſtändig hielt er alle ſeine Sinne unter der Zucht. Was der heilige Job einſt von ſich hatte ſagen können, das konnte Ferdinand mit größter Wahrheit auf ſich anwenden; denn auch er hatte mit ſeinen Augen einen Bund geſchloſſen, daß er auch nicht einmal einer Jungfrau gedächte. Viele machten die Bemerkung, daß er niemals ein Frauenzimmer feſt ins Auge faßte, ſondern ſeine Augen allzeit fleißig im Zaume hielt. — Es iſt zu unſern Zeiten bei den Großen und Reichen ein Gebrauch, die Säle und Zimmer mit köſtlichem Rauchwerk und Wohlgerüchen um der Luſt willen zu erfüllen. Ferdinand ließ dergleichen Üppigkeiten nie zu. Dies wußten ſeine Kammerdiener und Hoffouriere ſo gut, daß ſie, wenn auf ſeinen Reiſen, einen ſo erlauchten Gaſt zu ehren, der Hauspatron ein koſtbares Rauchwerk veranſtaltete, alle Thüren und Fenſter öffneten, dasſelbe zu verſcheuchen. Böſem Geruch und Geſtank wich er, ob er auch konnte, nicht ſonderlich aus; ja er ſagte einmal zu Einem, der über einen häßlichen Geruch Entſchuldigungen vorbringen wollte: »Das iſt gar nicht nothwendig; ich achte der

Wohlgerüche nicht, und widerliche Gerüche sind mir auch nicht sehr zuwider.«

Bei Tische begnügte er sich mit gewöhnlichen Speisen und Getränken; klagte auch niemals, wenn gleich die Speisen nicht waren wie sie hätten seyn sollen. — Die Musik war ihm bei der Tafel nicht unangenehm, ja er bestellte solche sowohl gesund als krank; theils weil er eine natürliche Neigung dazu hatte; theils auch und noch mehr darum, weil er fühlte, daß seine Seelenkräfte dadurch gestärkt wurden; und theils endlich, weil er es für nützlicher hielt, viel zu hören als viel zu reden. Doch weit aufmerksamer hörte er der Musik zu, wenn irgend geistliche, als wenn weltliche Gesänge vorgetragen wurden.

Dem Schlaf gestattete er nicht mehr als die Natur und die Nothwendigkeit erforderte. Nie schlief er über sieben Stunden. In seinen letzten Jahren litt er viel von Katarrhen und Flüssen, weßhalb er gern einschlummerte oder einnickte; doch rang er so sehr mit dem Schlaf, daß er mehr Ungelegenheit als Annehmlichkeit darob empfing. Einmal ließ sein Kammerdiener, dem er Abends Befehl ertheilte, zu welcher Stunde er mit dem Licht im Zimmer erscheinen und ihn wecken sollte, es sich beigehen, eine halbe Stunde zuzugeben; da er erachtete, der Kaiser bedürfe einer längern Ruhe. Der Kaiser aber nahm dies sehr übel, und verbot, daß weder er noch ein Anderer dessen sich künftig unterstehen sollte. »Man darf, sprach er, dem Schlaf nicht eine

wurden. Schmähsüchtige Menschen hatten darin der Welt erdichtete Dinge für wirkliche, falsche für wahre vorgesetzt. Viele erachteten, man sollte solche Verleumder nicht nur scharf zurecht weisen, sondern auch exemplarisch bestrafen. Ferdinand ließ sich weder durch diese empörenden Schriften aufbringen, noch duldete er es auch, daß man die Urheber derselben ausfindig machte; ja er wollte nicht einmal, daß Jemand sich die Mühe nähme, sie zu widerlegen.

Es wurde ihm hinterbracht, ein Mensch, der sich für einen Katholiken ausgab, und in früherer Zeit von Ferdinand Ehre und Güter empfangen hatte, sei im Begriff, in einer katholischen Stadt ein Werk herauszugeben, worin der Kaiser heftig angegriffen würde. Aller Billigkeit nach hätte dieser Undankbare verdient, scharf gezüchtiget zu werden. Der Kaiser jedoch beschränkte sich darauf, den Druck des Buches zu verbieten. — Zu Wien war ein Verbrecher wegen vieler Unthaten durch richterlichen Ausspruch zu mehreren peinlichen Strafen und endlich zum Tode verurtheilt. Unter andern sollte ihm, weil er vielerlei lästerliche und schändliche Worte gegen den Kaiser ausgespien hatte, nach dem Urtheil der Richter die Zunge ausgeschnitten werden. Als nun der Sitte gemäß das Urtheil zur Bestätigung vor den Kaiser gebracht wurde, strich er die Strafe des Zungen-Abschneidens aus; und verbot die Lästerworte, die er wider ihn gesprochen, in das Urtheil aufzunehmen.

Es ist nicht ohne Nutzen, selbst die geringern tugendlichen Werke großer Männer zu hören. Wo ist

wohl ein Mensch zu finden, der nicht oftmals über seine Dienstleute zürnte oder ihre Nachlässigkeit ihnen wenigstens mit Worten verwiese? — Nicht selten geschah's, daß während Andere die Sorglosigkeit oder Trägheit der kaiserlichen Diener tadelten, er selbst sie nicht nur geduldig ertrug, sondern auch entschuldigte. Wo ein Anderer heftig gezürnt hätte, da pflegte er freundlich zu scherzen. Einmal war er von einer weiten Reise zu Prag angelangt; und ließ sich, als er auf die Burg kam, Stiefel und Sporn abnehmen, indeß das Abendessen bereits aufgetragen war. Nun waren aber weder Schuhe noch Pantoffeln bei der Hand, da die kaiserlichen Kammerwagen noch nicht angekommen waren. Während nun die Anwesenden über diese Nachlässigkeit der Dienerschaft sich ärgerten, sprach er ohne die geringste Aufwallung: »Setzen wir uns zu Tische; wozu bedarf es auch der Schuhe oder der Pantoffel? Ist es ja doch nicht kalt!«

17.

Von seiner Standhaftigkeit im Glück und Unglück.

Trübes und heiteres Wetter sind Veränderungen dieser Unterwelt; der Himmel selbst ist allzeit unverändert. Also werden auch Alle, die Ferdinand kannten, versichern, sein Gemüth sei dem Himmel höchst ähnlich gewesen; da solches über Glück und Unglück erhaben, und niemals verwirrt, niemals

ſuche von geringerer Wichtigkeit Andern zum Leſen zu übergeben, und für ſeine Geſundheit zu ſorgen. Er aber antwortete ſehr edelmüthig: »Gott habe ihn auf den Thron geſetzt, zu arbeiten; nicht müſſig zu gehen. Ein Fürſt dürfe ſeiner Geſundheit nicht ſchonen; wenn anders er wolle, daß das gemeine Weſen wohl beſtellt werde; er wolle lieber ſich, als ſeine Pflicht vernachläſſigen.«

Dieſer ſtrenge Fleiß bei ſeinen Arbeiten dauerte bis zu ſeinem Tode. Sogar am Vorabend ſeines Sterbetages durchlas er noch viele Bittſchriften, ordnete Vieles an und unterſchrieb Vieles; Vieles auch überſandte er den Räthen zur Begutachtung, und ſchrieb eigenhändig einen langen Brief an den König, ſeinen Sohn; ſo daß er wahrlich, wie es einem Kaiſer geziemt, wenn auch nicht ſtehend, — wie Jener ſpricht, — doch arbeitend ſtarb.

Wenn er ſich auf die Jagd begeben wollte, ſorgte er immer dafür, daß die öffentlichen Geſchäfte nicht darunter litten; verdoppelte am Tage vorher die Arbeiten, unterſchrieb was zu unterſchreiben war; und traf Anſtalten, daß die Schreiber und Sekretäre vollauf zu thun hatten. Kehrte er dann Abends zurück, ſo durchſah und unterſchrieb er Alles was dieſe indeſſen gearbeitet hatten. Aber auch ſogar auf der Jagd ſelbſt ſchloß er ſich von den Staatsgeſchäften nicht aus. Immer hatte er einen oder zwei ſeiner geheimen Räthe bei ſich, damit er, wofern etwas Neues vorfiele, mit ihnen ſich berathſchlagen könnte. Fiel nichts Neues vor, ſo ſuchte er E

zu einer Tafel, wo er mit ſeinen Kindern ſpeiste. Dem Pfalzgrafen Friederich, der die Krone Böhmens durch ein Hauptverbrechen ihm und ſeinem Sohne geraubt hatte, und in das Königreich eingedrungen war, ließ er Verzeihung antragen; und gewiß auch hätte er ihn wieder in einen guten Theil ſeiner Länder eingeſetzt, wenn er nicht durch ein neues Verbrechen mit Guſtav Adolph zu jener Kriegsexpedition ſich verbunden hätte, in welcher er auch das Leben ließ. Jedermann weiß, und ich habe auch anderswo davon geſprochen, daß er ſeinem Sohne Carl Friedrich die nämliche Verzeihung antrug, und ſie ihm auch erwieſen hätte, wenn dieſer junge Herr des Kaiſers Huld hätte erfahren wollen.

Alle aber, die er einmal wieder zu Gnaden aufgenommen hatte, liebte er ſo, daß es ſchien, als erinnere er ſich gar nicht, daß ſie jemals ſeine Feinde geweſen wären. Viele ſetzte er wieder in ihre vorigen Ehren ein; Viele auch erhob er zu noch größern. Ich weiß, daß Manche dieſe ſo große Huld als einen Fehler an ihm tadelten. Daher entſtand jene Rede, es ſei beſſer, die Herren von Öſterreich beleidigen und ſie dann um Verzeihung bitten, als nie etwas wieder ſie thun; und Diejenigen ſeien beſſer bei ihnen daran, die einmal böſe, als Jene, die immer gut geweſen wären. Doch die eigentliche Tugend großer Fürſten iſt die Huld. Dadurch kommen ſie Gott am nächſten, der oft einen reuigen und bußfertigen Sünder höher als Diejenigen erhebt, die niemals große Sünden begangen haben.

22.

Seine Freundlichkeit und Güte gegen Alle.

Diese Tugend lobten sogar seine Feinde an Ferdinand. Ich weiß, daß einmal Einer aus dem feindlichen Lager eigens darum nach Wien kam, des Kaisers Menschenfreundlichkeit, die auch bei den Feinden berühmt war, mit Augen zu sehen und zu erfahren. Niemand hatte je Audienz bei ihm, der nicht hernach seine Güte und Freundlichkeit höchlich gerühmt hätte. Ich will an einem andern Orte das glänzende Zeugniß des Erzbischofs und Churfürsten von Cöln von den Tugenden des Kaisers anführen. Hier will ich nur etwas Weniges davon sagen. Dieser hochweise Fürst pflegte, wenn er die Leutseligkeit Ferdinands lobte, zu sagen, dieselbe sei solcher Art, daß sie die Herzen der Menschen raube, die Furchtsamen ermuntere, die Ängstlichen beruhige, die Betrübten tröste und Niemand traurig ausgehen lasse.

Es erging die Rede, der Kaiser würde den Frohnleichnams-Processionen zu Steyer, zu Wels, zu Ens und zu Linz beiwohnen. Sobald die unlängst aufrührischen Bauern dies erfuhren, strömten sie in Schaaren herbei, den Kaiser zu sehen. Da sie nun sahen, wie aus seinem Gang, aus seinem Angesicht, aus seinen Augen und aus allen seinen Geberden die freundlichste Güte und Milde hervorleuchtete, wurden sie davon so gänzlich überwunden und gefangen, daß sie ausriefen, nie und nimmer hätten sie des

Aufruhrs sich vermaſſen, deſſen ſie ſich vermaßen, wenn ſie den Kaiſer früher auch nur ein einziges Mal geſehen hätten; denn er ſei die Güte und Freundlichkeit ſelbſt.

Es war nicht nothwendig, ſich lange zu bemühen, um bei ihm vorgelaſſen zu werden. Gern gewährte er die begehrten Audienzen; und zwar wenn anders möglich, zu einer Stunde, die er für Diejenigen, die ſolche begehrten, als die gelegenſte erachtete. Er hörte Manchen einige Stunden lang an; und zwar nicht nur ohne Überdruß und Widerwillen, ſondern mit heiterm und lächelndem Angeſichte. Nicht ſelten pflegte er, wenn die Angelegenheiten der Bittenden abgethan waren, vertraulich mit ihnen zu reden, und ſie um den Stand ihrer Geſchäfte, um ihre Kinder, um ihre Heimath zu befragen. Es ſchien gleichſam als redete ein Vater mit ſeinem Sohne, ein Bruder mit dem Bruder; ſo freundlich war des Kaiſers Huld gegen ſeine Unterthanen. War er geſund, ſo gab er ſtehend Audienz, oder lehnte ſich ein wenig an den Tiſch; konnte er ſeiner Kränklichkeit wegen nicht ſtehen, ſo ließ er gar oft Demjenigen, den er anhörte, einen Stuhl geben; beſonders ſeinem Beichtvater oder andern Geiſtlichen.

Wenn irgend ein Adeliger oder ein Prieſter, den er entweder von Angeſicht oder dem Rufe nach kannte, aus der Ferne nach Hofe kam, und der Kaiſer ihn im Vorübergehen oder ſonſt wo ſah, reichte er demſelben alsbald die Hand und grüßte ihn mit freundlichen Worten. Es pflegen, wenn der Kaiſer

dern durch die Waffen gesucht, daß nach der Vertreibung der Häresien aus den Ländern, wo sie, den Reichsconstitutionen zum Trotz, sich eingeschlichen hatten, oder eingeführt wurden, die katholische Religion wiederhergestellt würde. War es also nicht nothwendig, mit dem nothwendigen Lebensunterhalt Diejenigen zu versehen, die durch Arbeiten und im Schweiß des Angesichtes das Heil der Seelen befördern sollten? Nichts davon zu sagen, daß es billig war, von den geistlichen Gütern, welche die Unkatholischen so lange Zeit besaßen, sie auf gewisse Weise in Etwas zu entschädigen. Doch ich will hierüber nichts weiter sagen. Dies ist gewiß, daß unter Denjenigen, die von Ferdinand mit Gnaden und Reichthum beschenkt wurden, die Meisten ausgezeichnet gelehrte und gewissenhafte Leute sind, von welchen Keiner, ich will nicht sagen, etwas von ihm begehrt, sondern auch nur angenommen hätte, wenn er es für unbillig gehalten hätte, daß der Kaiser derlei Geschenke ertheilte, ohne früher alle Schulden zu bezahlen.

25.

Von seiner Liebe und seinen Wohlthaten gegen den Clerus und die Ordensgeistlichen.

Begierig ergriff Ferdinand jede Gelegenheit, den Clerus und die Ordensgeistlichen durch Gnaden auszuzeichnen; und sorgte für ihre Ehre und ihr Wohl wie ein liebreicher Vater für seine Kinder.

Dem Clerus stellte er sowohl in Böhmen als in den übrigen österreichischen Provinzen beinahe unzählige Pfarreien und Pfründen zurück, die damit verknüpft waren; und zwar entriß er, um solche ihnen zurück zu stellen, sie den Unkatholischen mit größter Mühe, Unkosten und Gefahren. Sehr viele Domcapitel, besonders aber das zu Wien, versah er mit neuen Einkünften. Zu vier Bisthümern, die er in Böhmen stiftete, verschaffte er die nothwendigen Gelder. Das Erzbisthum Prag, das Ferdinand der Erste wiederherstellte, hat Ferdinand der Zweite mit einer Zugabe von vier und zwanzig tausend Gulden jährlicher Einkünfte bereichert. Den Schaden, der durch die Einführung der Hussitischen Secte dem Clerus in Böhmen erwuchs, ersetzte er durch wahrhaft kaiserliche Großmuth. Dem Erzbisthum und Primat zu Gran in Ungarn, erließ er die Last, wodurch solches verpflichtet war, jährlich 20,000 Gulden an die Besatzung von Neuhäusel zu bezahlen. Eben so ließ er den acht und vierzigsten Theil des Goldes und Silbers, das aus den ungarischen Bergwerken erhoben wird, (von ihnen Bisetum genannt,) und das der heilige Stephan, König von Ungarn diesem Erzstift vor Zeiten bewilliget hatte, das aber späterhin, in unruhigen Zeiten zu andern Dingen verwendet ward, — demselben abermal zurückstellen. In Österreich erließ er gleich im Anfang seiner Regierung dem Prälatenstande freiwillig und für immer die 40,000 Gulden, die derselbe dem regierenden Landesfürsten zu bezahlen pflegte. Es war sowohl in Ungarn als

in den österreichischen Provinzen üblich, daß wenn ein Bischof oder ein Prälat mit Tode abging, der König oder die Erzherzoge die hinterlassene Habe und alle Fahrnisse, (die man spolia nannte,) an sich zogen und damit nach ihrem Belieben schalteten. Kaiser Ferdinand aber wollte solche nicht berühren, sondern überließ sie den geistlichen Nachfolgern derselben. Ich übergehe die bedeutenden Unkosten, die er zur Erbauung und Ausbesserung der Kirchengebäude, zum Unterhalt vieler Priester, zur Erleichterung und Hilfe Anderer, und zu vielen ähnlichen Dingen mit besonderer Liebe und Freigebigkeit verwendete.

Was aber die geistlichen Orden betrifft, so gibt es gewiß keinen, welcher der Liebe des Kaisers nicht mit Recht sich rühmen könnte; keinen, der nicht bekennen müßte, daß er ihm sehr vieles verdankt. Jene Orden, die von Alters her in seinem Lande wohnten, erhob er zu ihrem frühern Glanze, wenn sie darum gekommen waren; oder aber er verbreitete sie, wofern sie im Flor waren, durch neue Wohnungen. Viele andern führte er selbst in Oesterreich, Böhmen und Steyermark ein; diese waren die regulirten Cleriker zum heil. Paulus, Barnabiten genannt, die Camaldulenser, Paulaner, unbeschuhten Carmeliten und Carmelitinnen, die reformirten Augustiner, die Benedictiner von Montserrat aus Spanien, die Serviten und die irrländischen Franciscaner. Diesen und andern stiftete er entweder ganz neue Klöster; oder aber er verbesserte die von Andern für sie erbauten.

Ganz besonders ehrte er jene Orden, von welchen er sah, daß sie ihre Regel richtig hielten, und nicht von dem Beruf und der Tugend ihrer Vorgänger wichen. Diese ersuchte er oft um ihr Gebet, ging vertraulich mit ihnen um, und speiste zuweilen bei ihnen. Auch hatte er es gern, daß sowohl seine eigenen als seines Sohnes, des Königs, Räthe ihnen wohl gewogen wären. Oft sagte er, er verdanke ihrem Gebet seine Glückseligkeit und den besondern Schutz Gottes, den er gegen sich erfuhr. . . .

Da er, nach dem Urtheil aller Welt, die Gesellschaft Jesu besonders innig liebte, erfordert es an dieser Stelle die Dankbarkeit, daß ich hier einiger besondern Wohlthaten gegen uns gedenke. Er errichtete der Gesellschaft Jesu nicht weniger als zehn Häuser; dann zwei Profeß-Häuser, zu Wien und zu Prag; eben so viele Noviziate, zu Leoben und zu Wien; überdies sechs Collegien, zu Laibach in Krain, zu Klagenfurt in Kärnthen, zu Görz in Friaul, zu Kuttenberg und zu Leutmeritz in Böhmen; und zu Glogau in Schlesien. Viele andern, bereits von Andern gestifteten Häuser baute er vollends aus, oder aber versah sie, wenn sie bereits gestiftet waren, mit bessern Einkünften. Also vermehrte er das Einkommen des Collegiums und der Akademie zu Grätz, die sein Vater Carl, und eben so jenes des Collegiums und der Akademie zu Prag, die sein Ahnherr, Kaiser Ferdinand der Erste, gestiftet hatte, bis aufs Zwei- und Dreifache. Nicht minder auch hat dieser großmüthige Monarch dem Collegium zu Passau, das sein

Herr Bruder, der Erzherzog Leopold geſtiftet, ferner dem Collegium zu Linz und zu Brünn, die Kaiſer Mathias und Rudolph errichteten, ſowie denen zu Olmütz, zu Iglau und Znaim in Mähren, zu Agram in Slavonien, zu Raab in Ungarn, zu St. Veit in Iſtrien, zu Trieſt am adriatiſchen Meer, zu Steyer in Oeſterreich und auch andern in andern Provinzen bedeutend aufgeholfen und ſie freigebig unterſtützt. Und da er ſelbſt ſowohl aus eigenem, als auf den Willen ſeiner Aeltern von der Geſellſchaft Jeſu in den Wiſſenſchaften und in der Frömmigkeit war unterwieſen worden, wollte er, daß auch ſeine Brüder und ſeine Kinder von derſelben unterrichtet würden. Sich und ſeinen Kindern wählte er Prieſter der Geſellſchaft Jeſu zu Beichtvätern und Hofpredigern; eben ſo wollte er, daß ſie für ihn und ſeine Kinder täglich das Opfer des Altares bei Hofe feierten; und begehrte ihr Gebet bei wichtigen Ereigniſſen, beſuchte ſie ſehr oft, und blieb mit großer Vertraulichkeit bei ihnen zum Mittag- oder Abendeſſen; verſäumte auch keine Gelegenheit, den Orden zu beſchützen oder ihm Gutes oder Angenehmes zu erweiſen. Es war ein ziemlich allgemeines Sprichwort, wer die Geſellſchaft Jeſu angreife, der vergreife ſich an den Augen und Augäpfeln des Kaiſers; und Niemand werde für einen Feind der Geſellſchaft erkannt, der nicht auch ein Feind Ferdinands ſei; wer ihn liebe, der liebe auch die Jeſuiten.

Als am 3. Mai 1634 König Ferdinand, ſein Sohn, in das Feld aufbrechen wollte, empfahl der

Kaiſer ihm aus freiem Antrieb die Geſellſchaft Jeſu aufs innigſte. Der König antwortete ihm, es bedürfe bei ihm keiner Empfehlung, da er ſie ſelbſt herzlich liebe und hochachte. »Nichts deſto minder, ſprach der Kaiſer, empfehle ich dir ſolche abermal und abermal. Beſchütze ſie nicht minder gegen ihre erklärten Feinde als gegen verſtellte Freunde. Denn mit der Zeit wirſt du wahrnehmen, daß Viele ſich rühmen, ſie zu lieben, die ſie nicht lieben, und ſie dennoch billig lieben ſollten.«

Nicht ſelten ſagte er, zum Ruhm der Geſellſchaft: »Wenn ich frei wäre, wie meine Brüder es zur Zeit ſind, ſo würde ich auf alle Weiſe Jeſuit werden.«

Als er von Frankfurt, ſchon als gekrönter Kaiſer zurück kehrte und in dem Refectorium des Collegiums zu Grätz von ſeinen beiden Söhnen, dem Erzherzog Carl, dem Erſtgebornen, ſeligſten und freundlichſten Andenkens, und Ferdinand Ernſt, dem jetzt regierenden Kaiſer, mit einer zierlichen lateiniſchen Rede empfangen wurde, ſprach er: »Ich hoffe, meine Kinder werden die Geſellſchaft lieben; und glückſelig werden ſie ſeyn, wenn ſie dies thun!«

Und was ſoll ich noch mehr hierüber ſagen? Mehr als Einmal würdigte er die Geſellſchaft Jeſu, ſeine Mutter zu nennen. Ein Weib hatte am ſpaniſchen Hofe ausgeſprengt, ein Beichtvater der Geſellſchaft an des Kaiſers Hofe habe ſich mit einer jungen Perſon vergangen, und ſei deßwegen vom Hofe verwieſen worden. Dies ward von Spanien aus dem

General des Ordens, von dieſem aber an den Beichtvater des Kaiſers geſchrieben, der ſolches hinwieder dem Kaiſer in einem Schreiben vorlegte. Auf dieſen Brief ſeines Beichtvaters antwortete der Kaiſer in lateiniſcher Sprache: »Ehrwürdiger Vater in Chriſto! Ich ſende Eurer Ehrwürden dieſe erlogenſte Lüge aller Lügen zurück. Ich mußte zwar darüber lachen; doch auch mich heftig darüber erzürnen. Auch werden Wir, wofern Eure Ehrwürden über dieſen Punct oder über dieſe Lüge ein Zeugniß des Gegentheiles von Uns verlangen, Uns nicht weigern; zur Erhaltung des guten Rufes unſrer Mutter, der Geſellſchaft, dasſelbe in beſter Form auszuſtellen. Gott erhalte die Geſellſchaft und Eure Ehrwürden, deren Gebet und heiligen Opfern ich mich gänzlich empfehle. Gegeben zu Ebersdorf den 17. September 1633. Eure Ehrwürden Sohn in Chriſto Ferdinand.«

Ich ſollte in dem Anrühmen der Wohlthaten Ferdinands gegen uns kein Ziel ſetzen, da auch er ſeinen Wohlthaten kein Ziel ſetzte. Weil aber die Kürze, die ich mir vorſetzte, mehr nicht zu ſagen geſtattet, ſo will ich dies Capitel mit einem Theil eines Codizills zu ſeinem Teſtamente beſchließen. Er befahl alſo darin zu ſchreiben wie folgt: »Da nun dies Alles (es war nämlich die Rede von der Wiederherſtellung und Erhaltung des katholiſchen Glaubens,) nützlich, und vor allem Andern ein vorzügliches Mittel iſt, die Geiſtlichen und Prieſter in Ehren zu halten und zu beſchützen, ſo wie ihr Zunehmen zu ſuchen und zu befördern, ſo wollen wir unſern älteſten Sohn,

den künftig regierenden Herrn Ferdinand Ernst, und alle unsere Kinder, Erben und Nachfolger hiermit väterlich und wohlwollend ermahnen, und tragen ihnen auch auf, daß sie, besonders aber der regierende Herr, ihre Häuser, Kirchen, Klöster, Stiftungen, zeitliche Güter und Gerechtigkeiten sich ganz vorzüglich empfohlen seyn lassen; solche ehren, lieben und so sehr nur möglich beschützen und vertheidigen. Vor Allem aber empfehlen wir ihnen ernstlich und mit besonderm Eifer, die sehr ehrwürdige Gesellschaft Jesu und die Väter derselben, und zwar ganz besonders darum, weil sie durch ihre Lehre, durch den Unterricht der lieben Jugend und durch ihren musterhaften Wandel in der christkatholischen Kirche, und zwar nicht nur in diesen unsern innerösterreichischen Landen, sondern auch in allen unsern Königreichen und Provinzen, ja in der ganzen Christenheit vielen und guten Nutzen schaffen, und vor andern getreu sich bemühen und arbeiten, die katholische Religion zu erhalten und zu befördern; und hingegen von dieser undankbaren und verkehrten Welt mehr als Andere gehaßt und verfolgt werden; weßwegen sie denn größern Schutzes, Hilfe und Beistandes bedürfen, und derselben würdig sind. Dies Alles hoffen und vertrauen wir, daß unsere besagten Erben und Nachfolger solches aufrichtig thun werden. Dies ist unser einziger ernstlicher und letzter Wille.«

26.

Von ſeiner Wohlthätigkeit gegen die Armen.

Was unſer göttlicher Herr und Heiland einſt befohlen hatte, kam bei Ferdinand nie in Vergeſſenheit; immer erkannte er Gott in den Armen. Daher war er immer ſchnell zu ihrer Hilfe bereit und trug gleichſam eine ängſtliche Sorge für ſie. Einer aus den Räthen wollte den Kaiſer bereden, ſeiner ſelbſt zu ſchonen und die Bittſchriften der Armen und unbedeutender Leute Einem aus ſeinen vertrauten Räthen zu überlaſſen, um auf ſolche Weiſe läſtiger Kleinigkeiten überhoben zu werden. Hierüber lachte der Kaiſer von Herzen und ſprach: »Für die Armen zu ſorgen, falle ihm durchaus nicht beſchwerlich; vielmehr ſei es ihm angenehm; und dazu habe Gott ihn erwählt und berufen.« — Einem Andern, der ihm einen ähnlichen Rath gab, antwortete er: »Durch die Leſung der Bittſchriften der Armen und die Erkenntniß und Erledigung ihrer Angelegenheiten verdienen wir den Himmel. Ich weiß nicht, ob dies der Fall iſt, wenn wir die Rechtsſachen großer Herren und Fürſten verhandeln.«

Als er i. J. 1633 erfuhr, daß es den Armen zur Führung ihrer Rechtsſachen an Advokaten fehlte, weil ſie wenig Nutzen von ihnen zu hoffen hätten, nahm er ſich vor, ſobald er von dem Geldverſchlingenden Kriege nur ein wenig zu Athem käme, aus

eigenem Beutel in jeder Hauptstadt der Provinzen eine gewisse Anzahl Advokaten zu besolden, damit sie allen Fleiß anwendeten, die Sachen der Armen, ganz besonders der Witwen und Waisen in Schutz zu nehmen und zu vertheidigen.

Väterlich für die Gesundheit armer Kranken und die Erlösung der Gefangenen besorgt, ließ er für die Ersten Hospitäler errichten, oder solche mit größern Einkünften versehen; Letztern aber kam er durch Lösegeld zu Hilfe. Ein mal ließ er Herrn Adolph Michael Grafen von Althan, einem Manne von vortrefflichen Tugenden, der es übernommen hatte, arme Christen aus der Gefangenschaft der Türken zu erlösen, aus allen Ämtern seiner Königreiche und Provinzen, die in sehr großer Anzahl sind, drei und dreißig Stücke ungarischer Dukaten in dieser Absicht aufzählen.

Wo immer er hingehen mochte, liefen die Armen hinzu; und er gab Allen theils mit eigenen, theils durch Anderer Hände, Almosen. Es war ein rührender Anblick, der zur Frömmigkeit erweckte, den Kaiser zu sehen, wenn er in das Reich oder nach Böhmen reiste und die Straßen überall mit Schaaren armer Leute besetzt waren, er aber nicht nur keinen Ueberdruß hierob empfand, sondern sie vielmehr mit liebreicher Barmherzigkeit ansah und ihr Elend freigebig linderte. Wenn er in der Charwoche die heiligen Gräber besuchte, (er besuchte aber derselben jedes Jahr zwanzig in verschiedenen Kirchen, und zwar zu Fuße und in großer Andacht;) liefen im-

mer aus den umliegenden Dörfern und Flecken eine große Anzahl armer Leute herbei, in der gewiſſen Ueberzeugung, der Kaiſer werde nicht vorübergehen ohne ſeine Milde gegen die Elenden zu erzeigen.

Wenn der Kaiſer wegen der Jagd oder der Reigerbeitze irgend wohin reiste, um einige Tage daſelbſt ſich aufzuhalten, verſammelten ſich dort die Armen und Bettler wie auf gegebene Loſung. Einige erachteten, ſolche von der Wohnung des Kaiſers zu vertreiben, weil durch derlei Geſindel leicht eine Seuche oder Peſt entſtehen könnte. Der Kaiſer jedoch war weit entfernt, eine ſolche Vorſicht zu billigen, ſondern er pflegte zu ſagen: »Wo Arme ſich befinden, da kann Gott nicht fern ſeyn!« — Als Jemand ihn bereden wollte, Einen ſeiner Diener zu entlaſſen, und als Urſache deſſen angab, daß der Kaiſer ſeiner nicht bedürfe, antwortete er: »Vielleicht aber bedarf er meiner; vielleicht iſt er arm!«

Bevor er Kaiſer war und mit ſeiner Hofhaltung ſich nach Wien begab, pflegte er zu Grätz einige Mal im Jahre die Hospitäler zu beſuchen und den Armen und Dürftigen daſelbſt eine Mahlzeit zu geben. Die erſten Herren des Hofes nebſt den Vätern der Geſellſchaft Jeſu trugen die Speiſen auf; er ſelbſt aber ſetzte ſolche jedem Einzelnen mit eigenen Händen vor. Während ſie nun aßen und auch hernach redete er bald Dieſen, bald Jenen freundlich und liebreich an, befragte ſie um ihre Heimath, um ihre Krankheit, tröſtete Alle und lehrte ſie zur Gottesfurcht an. Das Nämliche that er auch bei Ho-

se an gewissen Sonntagen, wo er nach dem sehr lobwürdigen Beispiele seiner Frau Mutter zwölf arme Leute von den Gassen oder aus dem Hospitale berufen ließ, ihnen eine Mahlzeit gab und selbst zu Tische diente; wobei seine Frau Mutter, so lange sie lebte, und seine erzherzogliche Gemahlin nebst seinen Kindern und zwei Priestern der Gesellschaft ihm halfen. Wenn er selbst abwesend war, wollte er, besonders als beide Erzherzoginnen aus diesem Leben abgeschieden waren, daß seine junge Herrschaft, diesen Liebesdienst auf dieselbe Weise verrichtete.

Wie er früher als Erzherzog und König gethan hatte, also that er auch da er schon Kaiser war, und wusch nach der Sitte frommer Monarchen, jedes Jahr am grünen Donnerstage zwölf armen, hochbejahrten Männern die Füße, trocknete sie dann und küßte sie. Dies that er kniend und mit allen kirchlichen Ceremonien in Gegenwart des ganzen Hofes und Aller, die dieser Handlung beiwohnen wollten. Hierauf diente er ihnen bei einer stattlichen Mahlzeit zu Tische. Was von der Mahlzeit erübrigte, that er selbst in eigens dazu bereitete Gefäße, und ließ solche nach dem Essen durch seine Leiblakaien dahin tragen wohin die Armen es begehrten. Endlich beschenkte er sie mit einem Gewande und mit Gelde und entließ sie dann gütig und mit Freuden.

27.

Sein Fleiß, Künste und Wissenschaften zu befördern.

Er selbst war sehr gebildet in den Wissenschaften, und darum auch liebte die Wissenschaften und die Liebhaber derselben, so wie überhaupt die gelehrten Männer, wenn anders sie mit ihrer Gelehrsamkeit löbliche Sitten vereinten. Gern bediente er sich solcher Personen, war überaus wohlwollend gegen sie, und beförderte sie, wenn sie geistlichen Standes waren, zu ausgezeichneten geistlichen Würden, sonst aber zu bedeutenden Hofämtern.

Mit großer Freude hörte er, wenn die Söhne großer Herren fleißig studierten und treffliche Fortschritte in den Wissenschaften machten. Um sie aber noch mehr dazu aufzumuntern und auch Andere anzueifern, hängte er, wenn er vernahm, daß sie in philosophischen Disputationen sich ausgezeichnet, oder einen akademischen Gradus erlangt hatten, ihnen oftmals öffentlich eine goldene Kette um, oder beschenkte sie mit dem goldenen Kammerherrenschlüssel, und ernannte sie bei sich oder bei seinen Söhnen zu Kämmerern; oder aber er beförderte sie zu andern Ehren und Würden. Immer hatte er es im Gebrauch, bei Verleihung solcher Ämter und Dienste, die nur dem Adel pflegen verliehen zu werden, Diejenigen vorzuziehen, von welchen er wußte, daß sie entweder einen akademischen Grad erlangt hatten, oder durch Wissenschaften und Gelehrtheit Andere

übertrafen; ob auch ihre Mitbewerber ihnen an Alter und an Dienstjahren vorgingen.

Viele Schulen und Gymnasien zum Unterricht der Jugend errichtete er sowohl im römischen Reiche als in seinen eigenen Königreichen und Ländern. Einige hohe Schulen, die man Akademien und Universitäten nennt, hat er, wenn sie von ihrem Flor herabgekommen waren, wiederhergestellt, oder gänzlich neu errichtet; andere aber, die von Andern errichtet wurden, bestätigt. Kostschulen oder Seminarien, wie man sie zu nennen pflegt, und in welchen arme Jünglinge ernährt werden, damit sie der Frömmigkeit und den Studien sich eifrig ergeben, hat er selbst an mehreren Orten gestiftet; so wie auch andere bereits gestiftete mit bessern Einkünften versorgt. Diese Schulen werden zum ungemeinen Wohl des Staates von einer sehr großen Anzahl studierender Jünglinge zu Wien, zu Prag, zu Grätz, zu Klagenfurt, zu Laibach, zu Olmütz, zu Tyrnau und an andern Orten bewohnt.

Für adelige Jünglinge und solche, die dem geistlichen Stande sich widmen, hat er hinwieder ähnliche Kostschulen und Erziehungshäuser zu Olmütz, zu Prag, zu Tyrnau, zu Gitschin und in vielen andern Städten errichtet. Er hatte auch in Deutschland Mittel angeordnet, wodurch Jünglingen aus Schottland und England das Studium könnte zugängig gemacht werden; aber die schweren Zeiten ließen sein gutes Vorhaben nicht zur Ausführung kommen.

Wie vorsichtig er aber dafür sorgte, daß es weder den Schulen an Jünglingen, noch den Jünglingen an Schulen fehlte, worin die gesunde Lehre und die wahre Religion in Aufnahme käme, eben so vorsichtig sorgte er auch, daß es den Unkatholischen an solchen Schulen fehlte, wo sie die häretischen Irrthümer erlernten. Einige solche Schulen hob er gänzlich auf, andere wendete er zu besserm Gebrauche. Die berühmte Landschaftschule zu Grätz, die aus dem allgemeinen Schatz dieser Landschaft war erbaut worden, hat er in ein Kloster verwandelt, wo reine Jungfrauen nach der Einsetzung der heiligen Clara nun Gott dienen. Daselbst sind auch der Leichnam der Mutter und das Herz Ferdinands bestattet.

28.

Von einigen wunderwürdigen Dingen an Ferdinand.

Wir wollen hier den Lesern einige Dinge vor Augen führen, die in der ganzen Geschichte hin und wieder einzeln und zerstreut erzählt wurden und die, unter Einen Gesichtspunct zusammengefaßt, allerdings wunderwürdig in Ferdinand erscheinen; damit dadurch die Tugend dieses großen Fürsten um so deutlicher erkannt, und um so mehr verehrt werde.

Wunderbar allerdings ist es, daß mit der so hoch erhabenen Würde und Erlauchtheit eines römischen Kaisers, Ferdinand eine so große Geringschä-

tung seiner selbst und eine so tiefe christliche Demuth vereinigen konnte. Jedermann hielt es für ein großes Wunder, daß er allein sich selbst verachtete, den alle Guten, und zwar mit Fug und Recht, mehr wegen seiner erhabenen Tugend als wegen seiner kaiserlichen Würde verehrten. Denn er selbst hielt sich, nach jenem Ausdruck der Schrift, für einen Erdwurm und nicht für einen Menschen, indeß alle frommen und weisen Männer ihn, als einen heiligen Kaiser über alle Menschen erhoben.

Wunderbar nicht minder ist es, daß er, trotz so vieler und so bequemer Gelegenheiten, sowohl als Jüngling vor seiner Vermählung, als auch nach seiner ersten Ehe als Witwer, von seinem sechs und dreißigsten bis zum zwei und vierzigsten Jahre, immer in vollkommner Keuschheit sich unbefleckt erhielt, und weder durch Üppigkeit sich verweichlichen, noch durch Begierlichkeiten sich besiegen ließ.

Wunderbar auch ist es, daß er bei so verschiedenem Wechsel des Glückes in sich selbst immer höchst gleich und ruhig war; und weder durch Widerwärtigkeiten gebeugt, noch durch Wohlergehen aufgedunsen wurde. Es erregte wahrhaftig Erstaunen, daß er niemals von seinem Vorsatze abwich, die wahre Religion wiederherzustellen; ob es auch nicht selten dahin kam, daß man Alles für verloren hielt, wofern er nicht diesen Vorsatz fahren ließe.

Auch ist es über alle Art und Weise wunderbar, daß er bei einer so zahlreichen Menge Feinde, und Solcher, die ihn gern um Alles gebracht hätten und

seinen Untergang suchten, gegen keinen Einzigen aus ihnen irgend Haß oder Groll faßte, noch auch jemals heftig über sie klagte. Ja nicht minder auch ist es hoch zu verwundern, daß selbst seine Feinde ihn immer hoch achteten und der beständigen Meinung waren, er sei ein Mann von heroischer Tugend und ein heiliger Kaiser.

Für wunderbar, ja für ein wahres Wunder hielten es die Ärzte, als sie nach seinem Tode den Zustand der Lunge, des Magens, der Leber, Milz und der Nieren besichtigten, daß er jemals fröhlich, wohl aufgeräumt und gegen Jedermann leutselig seyn konnte; daß er nicht vor mehreren Jahren schon gestorben sei; daß er so friedlich, ohne Geschrei, ohne gewaltsame Bewegung des Körpers, ohne schweres Wehklagen und ohne Verzerrung der Augen oder des Angesichtes, und beinahe leichter verschieden sei als er sonst einzuschlafen pflegte.

Alle auch, die seinen Leichnam sahen, der nach seinem Tode drei Tage nach einander öffentlich ausgesetzt war; verwunderten sich höchlich, daß seine Stirn, seine Augen und sein ganzes Angesicht durchaus so unverändert waren als ob er noch lebte, und man hätte glauben mögen, nicht Ferdinands Leiche sei aufgebahrt, sondern er selbst liege schlafend da.

Auch dies ist wunderbar, daß der Churfürst und Pfalzgraf Friedrich, der bereits gegen Ferdinand sich verschworen, mit einem stattlichen Heere sich versehen, und schon mit Herzen und Sinn beschlossen hatte, die Krone von Böhmen Ferdinands Haupte zu ent-

reißen, dennoch den übrigen Churfürsten in der Wahl desselben zum römischen Kaiser beitrat, und also selbst das Schwert ihm reichte, womit er geschlagen würde.

Es ist aber auch unter den Wunderdingen, die hinsichtlich Ferdinands sich ereigneten, nicht mit Stillschweigen zu übergehen, was der, nie genug zu lobende Fürst Johannes Schweikard, Erzbischof und Churfürst zu Mainz, seinem Beichtvater, dem Pater Reinhardus Ziegler, Priester der Gesellschaft Jesu, mit eigenem Munde erzählte; wobei er ihm aber befahl, solches bei seinen Lebzeiten Niemand mitzutheilen; was der gedachte Priester jedoch nach dessen Tode oftmals erzählte. Als nämlich im Jahr 1619 nicht wenige noch auch unbedeutende Widersacher, die zu Frankfurt versammelt waren, mit großem Eifer sich dahin beredeten, man sollte diese Gelegenheit benützen, die nicht besser noch erwünschter seyn könne; die Sache der Papisten könne nun mit Einem Streiche vernichtet werden, wenn man, was damals sehr leicht war, die katholischen Churfürsten, die alle zugegen waren, ums Leben brächte, da erschien zu derselben Zeit die glorreiche Gottesmutter, die so milde als mächtige Jungfrau, dem bemeldeten Erzbischof und Churfürsten, ermuthigte ihn und sprach: »Sei standhaft, Schweikhard, und fürchte dich nicht, erwähle Ferdinand!« Gesagt, gethan. Die Anschläge der Widersacher lösten sich in nichts auf. Es ist kein Anschlag wider den Herrn!

29.

Beweiſe eines beſondern Schutzes der göttlichen Vorſehung.

Nicht vergeblich wird es auch ſeyn, was hierüber in der ganzen Geſchichte zerſtreut vorgetragen ward, hier wie in Einen Brennpunct zuſammen zu faſſen. Gott ließ es zu, daß ſehr viele, und ſehr mächtige Feinde ſich wider Ferdinand erhoben; doch nimmer ließ Er es zu, daß alle zugleich und auf Einmal die Waffen wider ihn ergriffen; ſondern erſt wenn Einer beſiegt war, erhob ſich ein Anderer. Hätten alle zugleich ihn überfallen, ſo wäre er ihrer nicht mächtig geworden. Damit aber er allein alle überwände, ordnete Gottes Vorſehung es alſo, daß immer Einer allein oder doch nur wenige derſelben auf Einmal ihn angriffen. Die größte Gefahr ſchien ihm von den Türken, als von einem nahen und ſehr mächtigen Feinde bevorzuſtehen; zumal da aus den Rebellen und andern Feinden nicht wenige mit aller Macht dahin arbeiteten, den Türken wider ihn aufzubringen, und ihm den erwünſchteſten Erfolg, den glänzendſten Sieg, und reichſte Beute vor Augen ſtellten. Es geſchah aber ohne Zweifel aus Gottes beſonderer Vorſehung, daß der Türke ihnen niemals Gehör gab, und zu keinem Kriege wider den Kaiſer ſich bereden ließ.

Oft verbanden ſich Fürſten, Städte und Länder in großer Anzahl, den Kaiſer mit vereinten Kräften zu unterdrücken. Aber nie ließ Gott es zu, daß irgend

eine Vereinigung oder ein Bund längere Zeit Bestand hatte. In Kurzem trennte sich entweder Dieser oder Jener!, um für seine eigenen Angelegenheiten zu sorgen; und sie, die fest vereint, furchtbar hätten seyn können, wurden, zertheilt, beinahe zum Gespötte.

Nachdem der Schwedenkönig das kaiserliche Heer bei Leipzig geschlagen hatte, war nichts leichter als auf das Haupt selbst, nämlich auf den Kaiser loszugehen und ihm den Garaus zu machen. Es war keine Kriegesmacht in den Erbstaaten und auch keine Hoffnung zu baldiger Hilfe. Gott aber, der Ferdinand beschützte, verblendete oder erschreckte jenen so erfahrenen König und Kriegeshelden so sehr, daß er das Haupt fahren ließ, das dem Schwertstreiche blos stand; und anfing, die Glieder zu bekriegen. Bei der Schlacht zu Nördlingen, wo König Ferdinand, des Kaisers Sohn, mit Hilfe anderer Fürsten den Feind auf das Haupt schlug, zeigte sich Gottes besonderer Schutz über dem Kaiser auf die augenscheinlichste Weise. Wäre der Feind um einige Tage früher zur Schlacht bereit gewesen, und es wären die noch nicht mit allem Nothwendigen ausgerüsteten, und durch die lange und sehr schwierige Belagerung Regensburgs sehr geschwächten Kaiserlichen gezwungen gewesen zu schlagen, so war der Ausgang der Schlacht mehr als zweifelhaft. Hätten dagegen die Feinde noch einige Tage abgewartet, so konnten sie ihnen den nothwendigen Proviant abschneiden, oder die von der Belagerung Zurückkehrenden aufreiben. Es ge-

ſchah aber die Schlacht genau an dem Tage, wo Ferdinand ſiegen, der Feind aber überwunden werden konnte.

Der erſte glänzende Sieg des Kaiſers vor Prag war, gleich dem vorigen, ein augenſcheinlicher Beweis des göttlichen Schutzes. Die Kaiſerlichen fochten an einem ſehr unvortheilhaften Orte. Der Feind hatte die Anhöhen des weißen Berges beſetzt, und die Kaiſerlichen mußten den Berg hinanklettern, und alſo müde den Feind angreifen oder ſeinen Angriff beſtehen. Gleichwohl geſchah was die Feinde nicht fürchteten und die Kaiſerlichen kaum zu hoffen wagten; denn durch Gottes Beiſtand blieb der Sieg und zwar ein glorreicher Sieg dem Kaiſer, den Gott beſchützte und beſchirmte.

Offenbar auch ſchien es, als wollte Gott Ferdinanden ſeines beſondern Schutzes und ſeiner väterlichen Fürſorge verſichern, als im J. 1618 auf dem Prager Schloſſe Herr Wilhelm Graf Slawata, Herr Jaroslaw Graf von Martinitz, und Philipp Fabritius, Geheimſchreiber des Königreiches von den Rebellen zum Fenſter hinaus in den tiefen Schloßgraben geworfen wurden. Denn da Niemand durch dieſen Fall zu Grunde ging, (was Viele für ein wahres Wunder hielten) weiſſagten Manche hieraus, Gott werde zwar zulaſſen, daß Ferdinand durch die Wuth der Feinde geängſtiget werde; aber nimmermehr werde Er ihn zu Grunde gehen laſſen; ſondern die Dinge alſo ordnen, daß er um ſo ſtärker und glorreicher ſich erhebe.

Herr Carl Caraffa, Biſchof zu Averſa und damals päpſtlicher Nuntius bei dem Kaiſer Ferdinand, erzählt folgendes wunderbare Ereigniß in einem Werke, das er Germania sancta betitelte. Im Jahre 1626 in der Octav des heiligen Vitus, Patron der Domkirche zu Prag, ward in dieſer Kirche bei Nacht von halb zehn bis um drei Viertel auf eilf Uhr, nicht nur von vielen Unkatholiſchen, ſondern auch von der Leibwache des Winterkönigs Friederich ein Geſang gehört als ob Prieſter abwechſelnd mit einander im Chor ſängen; da doch dieſelbe Kirche von den Ketzern eingenommen, und den Prieſtern und Katholiken der Zugang dahin verboten war. Im folgenden Jahre und genau an demſelben Tage wurden zu Prag mehrere Rebellen, die ſich Directoren nannten, öffentlich mit dem Schwerte gerichtet. Dieſem zufolge ſcheint es denn, daß beſagter Nuntius nicht unfüglich in ſeinem Buche bemerkte, der heilige Vitus und andere heilige Beſchützer des Königreiches Böhmen hätten durch dieſen Geſang die Rache und Strafe der Rebellen für Ferdinand begehrt; und zum Wahrzeichen ihrer Erhörung wurden nach Verlauf eines Jahres an demſelben Tage die Häupter der Rebellion zur Todesſtrafe verurtheilt.

Denkwürdig iſt es endlich auch, daß unter Allen denen, welche ungerechter Weiſe die Waffen wider Ferdinand ergriffen, kaum ein Einziger zu finden iſt, der nicht entweder durch einen gewaltſamen Tod hinweggerafft wurde, oder in gänzliches Verderben gerieth, oder nicht durch einen ſchändlichen Ruf ge-

brandmarkt ward; da hingegen dieſer fromme Kaiſer täglich einen glänzendern Namen erlangte, der Stand ſeiner Sachen immer beſſer und glücklicher ward, und er endlich, nachdem ſein Sohn, der König, ſeinem Wunſche gemäß zu ſeinem Nachfolger im Reiche erwählt war, durch einen ſanften Tod nicht ſowohl ſtarb, als von der Arbeit zur Ruhe überging.

30.

Zeugniſſe der ausgezeichnetſten Männer für Ferdinand.

Es lohnt allerdings der Mühe, hier zum Beſchluß anzuführen, was verſchiedene hohe und lobwürdige Perſonen von Kaiſer Ferdinand, ſowohl bei ſeinen Lebzeiten als nach ſeinem Tode hielten; denn dies allein iſt wahres Lob, was von lobwürdigen Perſonen ertheilt wird. Bevor ich aber das Zeugniß Einzelner hier anführe, will ich das allgemeine Urtheil Derjenigen vortragen, die entweder Ferdinand genau kannten und mit ihm umgingen, oder doch von ſeinem Thun und Laſſen unterrichtet waren. Am Tage als er zu Wien aus dieſem Leben ſchied, war die allgemeine Stimme, »es ſei ein Kaiſer geſtorben, deſſen Gleichen an Heiligkeit, Andacht, Gerechtigkeit und Milde kein Zeitalter je geſehen habe.« Dieſelbe Stimme erſcholl auch in allen ſeinen Königreichen und Ländern; ja auch in fremden Ländern erging die nämliche Rede. Sogar

die Unkatholischen waren keiner andern Meinung; und Einer aus ihnen sprach selbst auf öffentlicher Kanzel, »entweder komme kein einziger Katholik in den Himmel, oder aber Ferdinand sei in den Himmel gekommen.« Ich würde zu keinem Ende kommen, wenn ich alle Lobsprüche hier anführen wollte, welche die berühmtesten Redner in- und außerhalb Deutschland in ihren Leichenpredigten ihm ertheilten. Überall wird er der eifrige Retter des Glaubens, ein starkmüthiger Ausrotter der Ketzereien, überall ein standhafter, sanftmüthiger, freigebiger, menschenfreundlicher, und was bei weitem alles Andere übertrifft, ein von Gott geliebter heiliger Kaiser genannt. Der Eine verglich ihn mit Ezechiel, ein Anderer mit Josaphat, ein Dritter mit David, u. s. w.

Doch wir wollen nun zu besondern Zeugnissen übergehen. Bei den katholischen Soldaten und Feldherren bestand von Ferdinand der Glaube, »sein Gebet sei wirksamer, den Sieg zu erlangen, als alle Waffen und Streitkräfte des größten Kriegesheeres.« Einer aus den größten Feldherren sagte, »es wäre ihm lieber wenn der Kaiser einmal in Procession zur Kirche unsrer Lieben Frau ginge, und dort die Litanei bete, als wenn er ihm zwölf tausend Mann auserlesener Truppen sende; denn mehr hoffe er von seinem Gebete als von der Macht dieser Soldaten.« — Wollen wir auf die Stimmen der Feinde hören, so weiß ich, daß der Schwedenkönig Gustav Adolph sagte: »in diesem seinem so großen Glück fürchte er nichts anders als die Tugend des Kaisers.«

Auch Bethlen Gabor ſprach: »es ſei eine ſchwere und zweifelhafte Aufgabe, wider Ferdinand zu kriegen, den weder die Widerwärtigkeit niederbrügen, noch das Glück zu Übermuth verleiten könne.« Wir wiſſen auch, daß Murraſan, Baſcha und Großvezier von Ofen, auf ſeine Frage, wie es wohl zuginge, daß Ferdinand, der doch eben kein Kriegsmann ſei, dennoch den tapferſten und ſehr kriegserfahrenen Feldherrn und König von Schweden überwunden habe, — von einem alten und im Rathe hocherfahrenen Türken zur Antwort gegeben ward: »Ferdinand iſt ein Heiliger; Gott iſt mit ihm und ſtreitet für ihn!«

Den Soldaten wollen wir nun die Hofleute beifügen. Bei dieſen beſtand die allgemeine Meinung, »Ferdinand ſei mit Gott erfüllt; an ſeinem Leben und an ſeinen Sitten ſei nichts zu tadeln; Alles ſei bei ihm nach der Richtſchnur der Tugend beſtellt.« — Als Herr Hanns Ulrich Fürſt von Eggenberg und Herzog zu Krumau, Kaiſer Ferdinands vornehmſter geheimer Rath im J. 1628 zu Wien am Podagra krank lag und vor ſeinem Hauſe eine Proceſſion vorüber gehen hörte, die unter den heiligen Märtyrern auch den heiligen Wenzeslaus, Herzog von Böhmen anrief, ſprach er zu einem frommen Ordensmann, der kurz hierauf bei ihm eintrat: »Ich zweifle nicht, daß Ferdinand einſt, nicht nur in den öſterreichiſchen Landen, ſondern auf dem ganzen Erdkreiſe unter den Heiligen Gottes um ſeine Fürbitte wird angerufen werden.« Dies war die Meinung

dieſes Fürſten von Ferdinand, der ihn beſſer und genauer als alle Andern kannte.

Hören wir nun auch die Biſchöfe und vorzüglichen Prälaten von ihm ſprechen. Als der ſehr lobwürdige und durch ſeine großen Tugenden ausgezeichnete Herr Mathias, Biſchof zu Neuſtadt des verſtorbenen Kaiſers Ferdinand Heiligkeit und beſonders ſeine Demuth mit vielen Worten gelobt hatte, ſchloß er endlich mit dem Ausſpruch, »er erachte, es bedürfe durchaus keines Gebetes für den Verſtorbenen; er bedürfe keiner Fürbitte; denn er ſei ſonder Zweifel bereits im Himmel und bitte nun für uns.« — Herr Carl Caraffa, Biſchof zu Averſa und ehemaliger Nuntius am kaiſerlichen Hofe, ſchrieb in einer Relation an Papſt Urban VIII.; »nach Conſtantin ſei kein ſolcher Kaiſer aufgeſtanden, wie Ferdinand.« — Als Herr Ferdinand, Erzbiſchof und Churfürſt zu Cöln im J. 1636 die Tugend einiger Fürſten und beſonders eines ausgezeichneten Regenten gelobt hatte, ſeufzte er tief auf und ſprach ſehr bewegt: »nie und nimmer aber werden wir Einen bekommen, der Ferdinand II. gleich ſeyn wird. Denn dieſer raubt Allen, die ihm nahe kommen, das Herz; er richtet die Verzagten auf, erheitert die Verwirrten, und läßt Niemand traurig von ſich gehen.« — Herr Anſelm Caſimir, Erzbiſchof und Churfürſt von Mainz, lobte, als er den Tod Ferdinands erfuhr, die Tugend dieſes Kaiſers mit hochpreislichen Worten in einem Schreiben, deſſen Hauptinhalt folgender iſt: »Ferdinand II. habe den größten Eifer in der Beförde-

rung und Verbreitung des katholischen Glaubens, den unverdrossensten Fleiß in der Beförderung des allgemeinen Wohls, und der Gerechtigkeit im römischen Reiche, eine väterliche Huld und mächtigen Schutz gegen männiglich, eine unüberwindliche Starkmüthigkeit und Geduld in Drangsalen und Widerwärtigkeiten erzeigt. Darum sei es Gott wohlgefällig gewesen, den frommen Kaiser aus diesem Thal der Thränen zum Triumph der himmlischen Glorie abzurufen.«

Eben so rühmlich dachten von ihm die Cardinäle der heiligen römischen Kirche, von welchen ich hier nur wenige Zeugnisse anführen will. Als im J. 1621 der Cardinal zur heil. Susanna, Scipio Cobellucci am Feste aller Heiligen vernahm, welche Lebensweise der Kaiser führte, und welchen frommen Übungen er täglich abwartete, rief er zu wiederholten Malen aus: »Dies ist fürwahr ein heiliger Fürst, ein heiliger Kaiser!« — Als der Cardinal Klesel zu Rom hörte, daß alle Prädikanten aus Österreich waren vertrieben worden, (was er als etwas Unmögliches betrachtet hatte,) rief er mit lauter Stimme aus: »Ohne ein Wunderwerk hat dies nimmermehr geschehen können! Ich will hingehen und mit eigenen Augen die Wunder schauen, die Gott durch Ferdinand wirkt.« — Eben derselbe, als er nach Wien zurückgekehrt war und von dem Kaiser, der damals in Prag sich aufhielt, den Auftrag bekam, sowohl zu Wien als in allen umliegenden Städten, Märkten und Schlössern den häretischen Lehr-

büchern nachzuſpüren und den Beſitzern derſelben ſie hinwegzunehmen, ward er Anfangs ängſtlich hierüber betroffen und fürchtete einen Volksaufſtand. Da er jedoch hierauf ins Auge faßte was für wunderbare Dinge Gott durch Ferdinand gewirkt hatte und fortwährend wirkte, zagte er nicht länger, zu Werke zu ſchreiten. Nachdem er nun Alles glücklich vollbracht hatte, ſprach er hocherfreut: »Durch Ferdinands Eifer wurden Dinge ausgerichtet, welche die menſchliche Vernunft ganz unglaublich bedünken.«

Der Cardinal von Rochefaucauld, Erzbiſchof von Sens, ein ſo gelehrter als tugendhafter Prälat, ſprach mit einigen Vätern der Geſellſchaft Jeſu, die, von den Häretikern vertrieben, nach Frankreich ſich geflüchtet hatten, und tröſtete ſie über ihre baldige Rückkehr mit den Worten: »Euer Kaiſer iſt ein von Gott geliebter Mann; und wird am Ende über die Ketzer triumphiren; denn nimmermehr wird Gott es zulaſſen, daß er überwunden werde.« — Cardinal Paßman, Erzbiſchof von Gran und Primas von Ungarn drückte in einem Schreiben den tiefen Schmerz aus, den er über den Tod des Kaiſers empfand; und fügte dann die Worte bei: »Nur Eines tröſtet mich dabei; daß ich nämlich keineswegs zweifle, der edle Kaiſer genieße nach einem ſo heiligen Ende ſicher der ewigen Seligkeit; und auch für gewiß halte, ein ſo vortrefflicher Sohn werde ein Erbe der väterlichen Tugenden ſeyn.«

Nun erübrigen uns noch die erſten Häupter der Welt. Daß aber die Tugend Ferdinands bei allen

Königen in hoher Achtung ſtand, dürfen wir nicht erſt lange beweiſen; ſie ſelbſt erklärten es zur Genüge dadurch, daß alle nach ſeinem Tode eine öffentliche Trauer anſagten. Sogar der türkiſche Kaiſer ließ es zu, daß ſeine Exequien zu Conſtantinopel öffentlich und mit aller Pracht gefeiert würden; und nahm es auch nicht übel, daß man ſeine Bahre mit Krone und Scepter den Zeichen der kaiſerlichen Majeſtät ſchmückte; ja daß er in dieſer Hauptſtadt des türkiſchen Reiches in einer feierlichen Leichenpredigt gelobt wurde, welcher die königlichen und fürſtlichen Geſandten und viele angeſehenen Perſonen beiwohnten. — Kaiſerin Eleonore, welcher das Leben und die Sitten ihres kaiſerlichen Gemahls am beſten bekannt waren, konnte es kaum über ſich ſelbſt gewinnen, nach ſeinem Tode für ihn zu beten. Immer kam es ihr zu Sinne, es ſei beſſer, ſeine Fürbitte anzurufen, als für ihn beten zu laſſen. Ihr Ausſpruch war, er lebe nun bei Gott, und ſei keiner Hilfe bedürftig, wohl aber mächtig, Andern zu helfen.

Papſt Clemens VIII. hat in ſeinem Schreiben unter dem 18. März 1600 Ferdinand mit einem Ausſpruch des Evangeliums, einen guten Baum genannt. In demſelben Jahre am 9. December, ſprach er, nachdem er des Kaiſers Eifer in der Tilgung der Secten mit hochpreislichen Worten gelobt hatte, aus Eingebung des Heiligen Geiſtes, wie der Erfolg bezeugte: »Gott wird mit Dir ſeyn als ein ſtarker Helfer, und alle deine Rathſchläge auf den Weg des Heiles leiten.« — Paulus V. aber ſprach im Jah-

re 1610 »Ferdinands Gemüth sei mit Gottesfurcht, Klugheit, Stärke und allen andern Tugenden überreichlich geschmückt.« Im Jahre 1616 bezeugte der nämliche Papst, »Ferdinands Tugend sei ausgezeichnet und eines gottesfürchtigen Fürsten würdig.« — Als Jemand Gregor dem Fünfzehnten erzählte, wie fromm und vortrefflich Kaiser Ferdinands Kinder erzogen würden, antwortete er: »Wie sollten die Kinder eines so heiligen Kaisers nicht aufs beste erzogen werden?« — Wir wollen diese Lobsprüche so großer Männer über die Tugenden Ferdinands mit dem Zeugniß Urbans VIII. beschließen, der heut zu Tage die Kirche glorreich regiert; und zwar mit einem glänzenden Zeugnisse, das sowohl des Papstes, der solches ertheilte, als des Kaisers, dem es ertheilt wird, gleich würdig ist. Dieser Papst also rühmte in einem Breve an den Herrn Malatesta Baglioni, Bischof zu Pesaro und würdigen Nuntius an dem kaiserlichen Hofe, Ferdinands unschuldiges Leben in folgenden Worten: »Wir sagen Gott unsterblichen Dank, daß er dem Kaiser von früheſter Jugend auf eine solche Liebe zur Tugend und Begierde nach den ewigen Gütern einflößte, die ihn antrieb, sein Leben so viele Jahre lang in steter Unschuld zuzubringen.«

Inhalt.

Erstes Buch.

Seite

Ferdinands Geburt und erste Kinderjahre . . . 1
Seine Studien auf der Universität zu Ingolstadt . . 5
Religionsstreitigkeiten in den österreichischen Landen und Tod seines Vaters 6
Seine Freundschaft mit Maximilian von Bayern und seine Fortschritte in den Studien 9
Er übernimmt die Regierung seiner Lande 11
Schwierigkeiten der protestantischen Stände bei der Huldigung 12
Huldigungssitte in Kärnthen 13
Seine Reise nach Prag zu Kaiser Rudolph II., und Beschäftigungen dieses Kaisers 16
Religionsedict des Kaisers Rudolph 17
Ferdinand reist nach Rom, und erläßt hierauf ein Dekret zur Abstellung der Reformation in seinen Landen 20
Seine Liebe zu seinen Unterthanen 23
Uneinigkeiten zwischen dem Kaiser und seinem Bruder Mathias 24
Ferdinand führt den Vorsitz bei dem Reichstag zu Regensburg 25
Kaiser Rudolph wird wegen seiner Gemüthskrankheit der Regierung enthoben 29

Seite

Erzherzog Mathias schlägt die Feinde in Ungarn, und zieht hierauf nach Prag, des Königreiches sich zu bemächtigen 30
Kaiser Rudolph erläßt den Majestätsbrief . . . 32
Ferdinand's Bemühungen den Kaiser mit seinem Bruder zu versöhnen . . . . . —
Dießfällige Verhandlungen auf der Versammlung zu Prag 34
Ferdinand setzt die katholische Reformation in seinen Landen fort 38
Intriken seines Jüngern Bruders Leopold und Tod des Kaisers Rudolph 39
König Mathias wird zum Kaiser erwählt . . . 40
Ferdinands Kriege mit Venedig 41
Er wird vom Kaiser Mathias adoptirt und zum König von Böhmen vorgeschlagen 43
Anfang der Rebellion in Böhmen 46
Graf Mathias Thurn der erste Urheber derselben . 47
Schweres Attentat der Rebellen in dem Saale der königlichen Statthalterei zu Prag 49
Die Rebellen erlassen eine Apologie, die der Kaiser beantwortet 51
Andere Verbrechen der Directoren und Vertreibung der Jesuiten 57
Schutzschrift der Jesuiten und Widerlegung falscher Beschuldigungen 59
Die Rebellen bemächtigen sich der Regierung . . 66
Bedenkschreiben des Bischofs Melchior Klesel . . 67
Die Böhmen ziehen wider Kaiser Mathias zu Felde . 73
König Ferdinand wird zum König von Ungarn gekrönt 75
Die Generale Bouquoi und Dampierre fallen in Böhmen ein 76
Die Böhmen erhalten Unterstützung und schlagen den Dampierre 77

Seite

Sie ſuchen die Türken zum Kriege gegen den Kaiſer aufzufordern und ergreifen noch andere Maßregeln 78
Union der katholiſchen Fürſten Deutſchlands . . —
Vergebliche Vorſtellung des Kaiſers an die Böhmen . 80
Phariſäiſches Schreiben des Erasmus Ziſchernembel an den Kaiſer 81
Verhaftung des Cardinals Kieſel 87
Tod des Kaiſers Mathias 91

Zweites Buch.

Schwere Bedrängniſſe Ferdinands beim Antritt ſeiner Regierung 92
Die öſterreichiſchen Stände verweigern die Huldigung. 93
Feindliche Einfälle Thurns in Mähren. . . . —
Er kommt vor Wien und beſchießt die kaiſerliche Burg 94
Standhaftigkeit Ferdinands. 95
Die Rebellen greifen ihn in der Burg an. Wunderbare Rettung 97
Ferdinand reist zur Kaiſerwahl nach Frankfurt . . . 98
Die Böhmen bemühen ſich vergeblich, ſeine Wahl zu hintertreiben 99
Sie ſetzen Ferdinand ab und wählen den Pfalzgrafen Friederich zum König 102
Krönung des Pfalzgrafen zum König von Böhmen . . . 109
Der Pfalzgraf läßt die Kirchen räumen, die Bilder ſtürmen, die Cruzifixe zerſchlagen, u. ſ. w. . 110
Calviniſches Abendmahl in der Jeſuitenkirche. . . . . —
Kaiſer Ferdinand caſſirt die Beſchlüſſe der Böhmen . 112
Meineid Bethlen Gabors, den Sultan Soliman zum König von Ungarn ernennt 113
Kaiſer Ferdinand findet bei ſeiner Rückkehr, Wien von 80000 Feinden belagert 114
Wunderbare Rettung 116

Seite

Die österreichischen Stände verweigern zum zweiten Mal die Huldigung 117
Ferdinand verpfändet Oberösterreich an Bayern . . 118
Neue Zurüstungen zum Kriege. Sachsen schließt sich an den Kaiser an . . . . . —
Frankreich vermittelt Frieden. Lächerlichkeit der Union 120
Herzog Maximilian von Bayern zwingt die österreichischen Stände zur Huldigung 122
Des Winterkönigs (Pfalzgrafen Friedrichs) Vorkehrungen zum Kriege wider Ferdinand . . . 125
Die Böhmen erhalten Hilfe 126
Bouquoi zieht mit dem Herzog von Bayern vor Prag 127
Vergebliche Versuche des Winterkönigs 128
Schlacht am weißen Berge vor Prag. 130
Die Böhmen werden aufs Haupt geschlagen. Flucht des Winterkönigs 131
Die Hauptrebellen werden durch das Schwert gerichtet 134
Milde Ferdinands 135
Seine zweite Vermählung mit Eleonore von Mantua 136
Mannsfelds neue kriegerische Abenteuer . . . 137
Er verwüstet mit seinen Truppen das Elsaß . . 138
Könige und Fürsten verwenden sich für den Winterkönig 139
Des Markgrafen von Baden-Durlach Plane und seine Vereinigung mit dem Abenteurer Mannsfeld . —
Feindseligkeiten in Ungarn. Bouquoi's Tod . . . 140
Schlacht bei Wimpfen. Flucht des Markgrafen . . 142
Ein neuer kriegerischer Abenteurer, Christian von Braunschweig tritt mit neuen Räuberhorden auf . 144
Sie werden von Tilly geschlagen 146
Mannsfeld und Christian verheeren aufs neue das Elsaß und Lothringen 147
Heldenthat Mannsfelds, der den Holländern zu Hilfe kommt 148

seinen Untergang suchten, gegen keinen Einzigen aus ihnen irgend Haß oder Groll faßte, noch auch jemals heftig über sie klagte. Ja nicht minder auch ist es hoch zu verwundern, daß selbst seine Feinde ihn immer hoch achteten und der beständigen Meinung waren, er sei ein Mann von heroischer Tugend und ein heiliger Kaiser.

Für wunderbar, ja für ein wahres Wunder hielten es die Ärzte, als sie nach seinem Tode den Zustand der Lunge, des Magens, der Leber, Milz und der Nieren besichtigten, daß er jemals fröhlich, wohl aufgeräumt und gegen Jedermann leutselig seyn konnte; daß er nicht vor mehreren Jahren schon gestorben sei; daß er so friedlich, ohne Geschrei, ohne gewaltsame Bewegung des Körpers, ohne schweres Wehklagen und ohne Verzerrung der Augen oder des Angesichtes, und beinahe leichter verschieden sei als er sonst einzuschlafen pflegte.

Alle auch, die seinen Leichnam sahen, der nach seinem Tode drei Tage nach einander öffentlich ausgesetzt war, verwunderten sich höchlich, daß seine Stirn, seine Augen und sein ganzes Angesicht durchaus so unverändert waren als ob er noch lebte, und man hätte glauben mögen, nicht Ferdinands Leiche sei aufgebahrt, sondern er selbst liege schlafend da.

Auch dies ist wunderbar, daß der Churfürst und Pfalzgraf Friedrich, der bereits gegen Ferdinand sich verschworen, mit einem stattlichen Heere sich versehen, und schon mit Herzen und Sinn beschlossen hatte, die Krone von Böhmen Ferdinands Haupte zu ent-

reißen, dennoch den übrigen Churfürsten in der Wahl desselben zum römischen Kaiser beitrat, und also selbst das Schwert ihm reichte, womit er geschlagen würde.

Es ist aber auch unter den Wunderdingen, die hinsichtlich Ferdinands sich ereigneten, nicht mit Stillschweigen zu übergehen, was der, nie genug zu lobende Fürst Johannes Schweikard, Erzbischof und Churfürst zu Mainz, seinem Beichtvater, dem Pater Reinhardus Ziegler, Priester der Gesellschaft Jesu, mit eigenem Munde erzählte; wobei er ihm aber befahl, solches bei seinen Lebzeiten Niemand mitzutheilen; was der gedachte Priester jedoch nach dessen Tode oftmals erzählte. Als nämlich im Jahr 1619 nicht wenige noch auch unbedeutende Widersacher, die zu Frankfurt versammelt waren, mit großem Eifer sich dahin beredeten, man sollte diese Gelegenheit benützen, die nicht besser noch erwünschter seyn könne; die Sache der Papisten könne nun mit Einem Streiche vernichtet werden, wenn man, was damals sehr leicht war, die katholischen Churfürsten, die alle zugegen waren, ums Leben brächte, da erschien zu derselben Zeit die glorreiche Gottesmutter, die so milde als mächtige Jungfrau, dem bemeldeten Erzbischof und Churfürsten, ermuthigte ihn und sprach: »Sei standhaft, Schweikhard, und fürchte dich nicht, erwähle Ferdinand!« Gesagt, gethan. Die Anschläge der Widersacher lösten sich in nichts auf. Es ist kein Anschlag wider den Herrn!

ſchah aber die Schlacht genau an dem Tage, wo Ferdinand ſiegen, der Feind aber überwunden werden konnte.

Der erſte glänzende Sieg des Kaiſers vor Prag war, gleich dem vorigen, ein augenſcheinlicher Beweis des göttlichen Schutzes. Die Kaiſerlichen fochten an einem ſehr unvortheilhaften Orte. Der Feind hatte die Anhöhen des weißen Berges beſetzt, und die Kaiſerlichen mußten den Berg hinanklettern, und alſo müde den Feind angreifen oder ſeinen Angriff beſtehen. Gleichwohl geſchah was die Feinde nicht fürchteten und die Kaiſerlichen kaum zu hoffen wagten; denn durch Gottes Beiſtand blieb der Sieg und zwar ein glorreicher Sieg dem Kaiſer, den Gott beſchützte und beſchirmte.

Offenbar auch ſchien es, als wollte Gott Ferdinanden ſeines beſondern Schutzes und ſeiner väterlichen Fürſorge verſichern, als im J. 1618 auf dem Prager Schloſſe Herr Wilhelm Graf Slawata, Herr Jaroslaw Graf von Martinitz, und Philipp Fabritius, Geheimſchreiber des Königreiches von den Rebellen zum Fenſter hinaus in den tiefen Schloßgraben geworfen wurden. Denn da Niemand durch dieſen Fall zu Grunde ging, (was Viele für ein wahres Wunder hielten) weiſſagten Manche hieraus, Gott werde zwar zulaſſen, daß Ferdinand durch die Wuth der Feinde geängſtiget werde; aber nimmermehr werde Er ihn zu Grunde gehen laſſen; ſondern die Dinge alſo ordnen, daß er um ſo ſtärker und glorreicher ſich erhebe.

Herr Carl Caraffa, Biſchof zu Averſa und damals päpſtlicher Nuntius bei dem Kaiſer Ferdinand, erzählt folgendes wunderbare Ereigniß in einem Werke, das er Germania sancta betitelte. Im Jahre 1626 in der Octav des heiligen Vitus, Patron der Domkirche zu Prag, ward in dieſer Kirche bei Nacht von halb zehn bis um drei Viertel auf eilf Uhr, nicht nur von vielen Unkatholiſchen, ſondern auch von der Leibwache des Winterkönigs Friederich ein Geſang gehört als ob Prieſter abwechſelnd mit einander im Chor ſängen; da doch dieſelbe Kirche von den Ketzern eingenommen, und den Prieſtern und Katholiken der Zugang dahin verboten war. Im folgenden Jahre und genau an demſelben Tage wurden zu Prag mehrere Rebellen, die ſich Directoren nannten, öffentlich mit dem Schwerte gerichtet. Dieſem zufolge ſcheint es denn, daß beſagter Nuntius nicht unfüglich in ſeinem Buche bemerkte, der heilige Vitus und andere heilige Beſchützer des Königreiches Böhmen hätten durch dieſen Geſang die Rache und Strafe der Rebellen für Ferdinand begehrt; und zum Wahrzeichen ihrer Erhörung wurden nach Verlauf eines Jahres an demſelben Tage die Häupter der Rebellion zur Todesſtrafe verurtheilt.

Denkwürdig iſt es endlich auch, daß unter Allen denen, welche ungerechter Weiſe die Waffen wider Ferdinand ergriffen, kaum ein Einziger zu finden iſt, der nicht entweder durch einen gewaltſamen Tod hinweggerafft wurde, oder in gänzliches Verderben gerieth, oder nicht durch einen ſchändlichen Ruf ge-

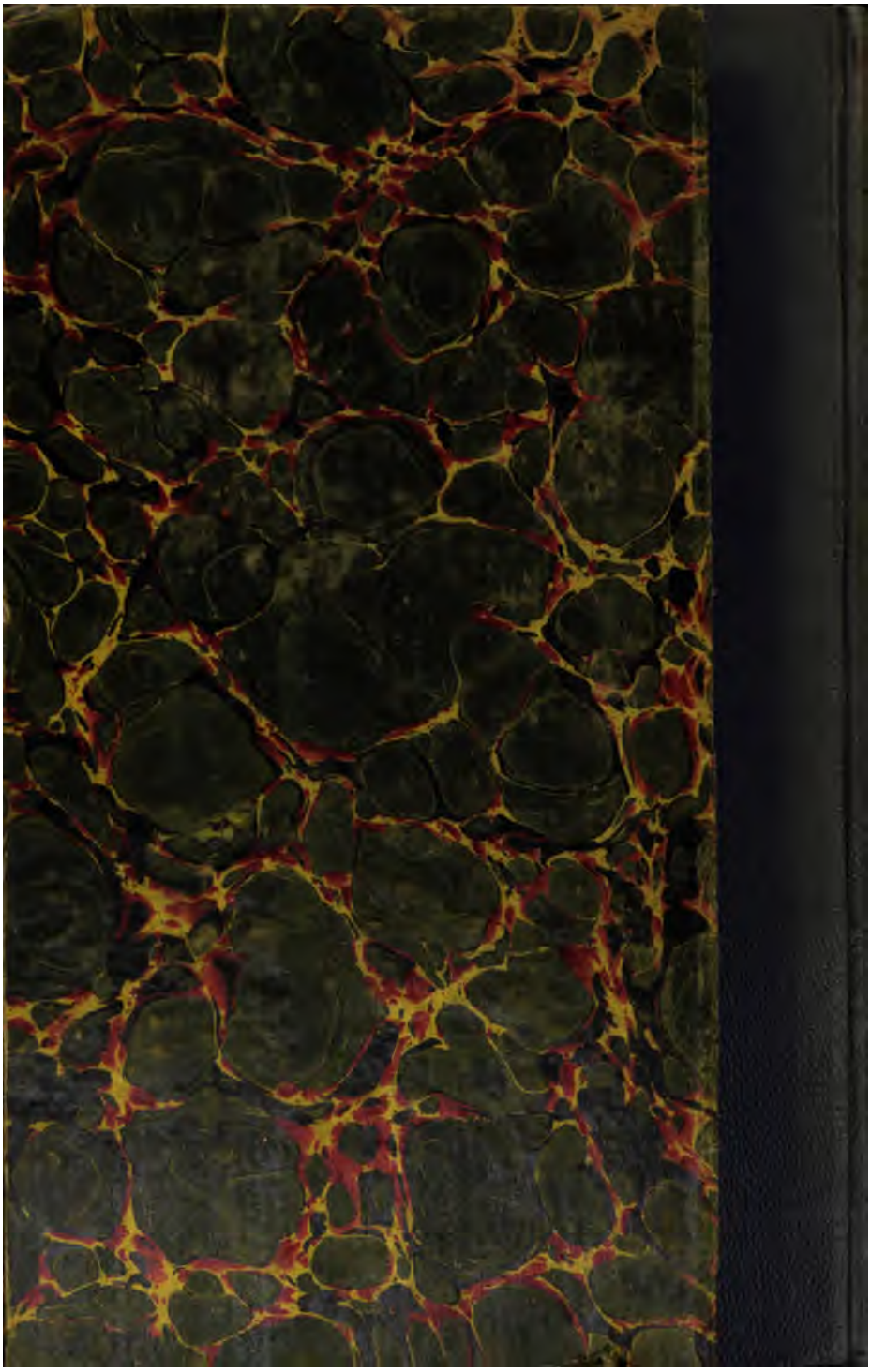
Seite

Er erobert Regensburg 307
Schlägt die Schweden bei Nördlingen aufs Haupt . . 310
Folgen dieses glänzenden Sieges 311
Der Heilbronner Bund löst sich auf. Große Verlegenheit Oxenstierna's 312
Oxenstierna bewegt Frankreich zu einem Bunde wider Österreich 315
Andere Folgen der Nördlinger Schlacht 316
Sachsen schließt Frieden mit dem Kaiser 317
Unzufriedenheit sowohl der Protestanten als der Katholiken über den Prager Frieden 321
Anmaßende Forderungen Oxenstierna's und neuer Krieg 323
Verhaftung des Churfürsten von Trier und Krieg mit Frankreich 324
Waffenstillstand zwischen Schweden und Pohlen durch Richelieu's Vermittlung 325
Schacht bei Wittstock. Graf Hatzfeld wird von den Schweden aufs Haupt geschlagen. Folgen dieser Schlacht 326
Churfürstentag zu Regensburg. Ferdinand III. wird zum römischen König erwählt und gekrönt 327
Tod des Kaisers Ferdinand II. Sein Charakter . . 328

Viertes Buch.

Ferdinand II. christliche und heroische Tugenden.

1. Sein Glaube und Eifer für die katholische Religion 333
2. Seine Hoffnung und sein Vertrauen auf Gott . 339
3. Von seiner Liebe zu Gott 340
4. Von seinem oftmaligen Zutritt zu den heiligen Sakramenten, und seiner besondern Verehrung gegen das hochwürdigste Altarssacrament 343
5. Von seinem Gebet und der heiligen Messe . . 352
6. Von seiner Gleichförmigkeit mit dem göttlichen Willen 361

Seite

7. Von seiner Andacht gegen die jungfräuliche Mutter Gottes 365
8. Seine Andacht gegen die Heiligen . . . 370
9. Seine Ehrfurcht gegen die Priester . . . 373
10. Seine kindliche Liebe gegen seine Ältern, und Freundlichkeit gegen die Seinigen 376
11. Von seiner Demuth und eigenen Geringschätzung . 381
12. Von der Aufrichtigkeit seines Gemüthes . . . 385
13. Wie sehr er zeitliche Ehren und Reichthum verachtete 388
14. Von seiner Abtödtung und seinen Bußwerken . 391
15. Seine Keuschheit 396
16. Seine Geduld 399
17. Von seiner Standhaftigkeit im Glück und Unglück . 401
18. Von seinen Arbeiten 406
19. Von seinen Erholungen 409
20. Von seiner vorsichtigen und klugen Weise zu regieren 412
21. Von seiner Nächsten- und Feindesliebe . . . 417
22. Seine Freundlichkeit und Güte gegen Alle . . 422
23. Von seiner, mit Huld vereinten Gerechtigkeit . 425
24. Seine Freigebigkeit und Großmuth 429
25. Von seiner Liebe und seinen Wohlthaten gegen den Clerus und die Ordensgeistlichen . . . 432
26. Von seiner Wohlthätigkeit gegen die Armen . . 440
27. Sein Fleiß, Künste und Wissenschaften zu befördern 444
28. Von einigen wunderwürdigen Dingen an Ferdinand 446
29. Beweise eines besondern Schutzes der göttlichen Vorsehung 450
30. Zeugnisse der ausgezeichnetsten Männer für Ferdinand 454